Bio 3848

Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps. A. V.

Vermuthl. Verf.:

Joh. Heinr. Gottlob Jüsti

Leben

und

Character

des

Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächßl. Premier-Ministre

Grafens von Brühl,

in

vertraulichen Briefen

entworfen.

EIGENTHUM DES COLLEGII S. ANNA AUGSBURG

1760.

Vorrede.

Wenn die Gelehrten Bücher herausgeben, von welchen sie hoffen, daß die naseweisen Splitterrichter nicht viel dabey zu erinnern haben werden; so pflegen sie nicht selten in ihren Vorreden zu sagen, daß sie glauben, dadurch der Welt ein angenehmes Geschenk zu machen. Ohnfehlbar werden sie diese Worte eben nicht nach den Buchstaben verstehen. Denn ich kan heilig versichern, daß ich noch

nie ein Buch in den Buchläden geschenkt bekommen habe; und vermuthlich ist es allen meinen vielgeliebten Lesern eben also gegangen; sie müßten denn recht nahe Gevattern und gute Freunde von einem Buchhändler gewesen seyn.

Ob ich nun wohl allerdings Willens bin, mir das gegenwärtige Buch gut bezahlen zu lassen; wobey ich jedoch das Sprüchwort nicht auffer Augen setzen werde: Leben, und leben lassen; so kan ich doch in eben dem Verstande, wie jene Gelehrte, sagen, daß ich dadurch der Welt ein angenehmes Geschenk zu machen glaube. Dieses Buch hält so viel merkwürdige, angeneh-

nehme und theils geheime Sachen in sich, und zwar von einer Person, welche auf dem Schauplaze der Welt in allen Betracht, eine so prächtige Rolle spielet, daß ein Leser ein Herz wie ein Klotz haben, oder wenigstens so wenig Neubegierde, wie Archimedes, haben müste, wenn er dieses Buch nicht mit Vergnügen lesen wollte.

Wenn es wahr ist, was der Herr Verfasser dieser Briefe p. 19 und 20 sagt: daß die Herausgabe des Brühlischen Lebens der Welt zu so grossen Nutzen gereichen würde; so könnte ich hier viel Rühmens von dem Dienst machen, den ich dadurch der Welt leiste. Aber ich mag nicht lügen. Dies-

ses ist nur ein kleiner Bewegungsgrund bey der Herausgabe dieser Briefe gewesen. Als ich diesen zwey Correspondenten so unvermuthet auf die Spur kam; so war ich so einfältig nicht, daß ich nicht den Augenblick hätte einsehen sollen, daß ich einen guten Nutzen aus der Publication dieser Briefen ziehen könnte. Und noch einmal: man muß leben und leben lassen.

Die Gelegenheit, wie ich so unvermuthet hinter diese Briefe gekommen bin, ist folgende: Ich bin in einem gewissen Lande Postschreiber, oder wie ich freylich lieber höre, Post-Secretair in einem ansehnlichen Gränz-

Postamte. Ein gewisser Minister an einem gewissen Hofe hatte mir hundert Ducaten versprechen lassen, wenn ich auf die Correspondenz eines gewissen Herrn, dessen Wapen er mir überschickte, Achtung geben, und ihm die Copie von seinen Briefen ausantworten würde.

Man kan leicht erachten, daß hundert Ducaten viel reitzendes vor mich hatten. Es kam ein Brief auf der beschriebenen Route, dessen Siegel mit dem überschickten Wapen viel ähnliches hatte. Ich öfnete denselben, auf die, denen klugen Postbedienten bekannte Art. Allein ich hatte mich geirret. Es war nicht die Correspondenz, wo-

bey hundert Ducaten zu verdienen wa-
ren; sondern es war der erste Brief
von der Sammlung, die ich hier der
Welt mittheile.

Unterdessen schien mir der Innhalt
dieses Briefes so merkwürdig, und
die darinnen versprochenen Anmerkun-
gen über die Sächsische Geschichte
machten mich so neugierig, daß ich
mich die Nacht hinsetzte, den gan-
zen Brief abschrieb, und beschloß mit
allen folgenden Briefen eben also zu
verfahren. Da ich vorher das Siegel
mit der, meinen Collegen bekannte
Masse von Queckſilber und Silber ab-
gedruckt hatte; so machte ich das Ori-
ginal sehr sauber wieder zu, daß der Hr.
Cor-

Correspondent sehr klug gewesen seyn müßte, wenn er etwas daran gemerket hätte; und schickte es des Morgens früh mit einer Post, die von einer andern Route in eben die Gegend gieng, wo der Brief hinbestimmet war, wieder fort. Auf diese Art habe ich mit allen folgenden Briefen verfahren.

Als ich den dritten Brief in Händen hatte; so faßte ich den klugen Entschluß, diese Briefe sofort drucken zu lassen; und daraus einen ansehnlichen Gewinnst zu ziehen. Ich hatte hierzu eine schöne Gelegenheit, weil meiner Mutter Bruder ein ansehnlicher Buchdrucker ist, der vier Pressen hat, und dem ich anboth, den Gewinst mit ihm

zu theilen. Der Her Graf von Brühl wird mir dieses nicht übel nehmen. Er ist gar zu sehr überzeugt, und hat durch sein eigen Beyspiel genugsam gewiesen, daß ein kluger Mann keine Gelegenheit zu einem ansehnlichen Vortheil auffer Händen gehen lassen muß.

Die beyden Herren Correspondenten können zwar freylich errathen, auf welchem Postamte ihnen dieser Streich geschehen ist. Aber ich hoffe, daß sie so klug seyn, und schweigen werden. Sie sehen, daß ich so bescheiden gewesen bin, alles wegzulassen, wodurch man sie hätte kennen lernen mögen; und es würde ihr Vortheil gar nicht seyn, wenn sie mich verrathen wolten.

Ich

Ich sollte zwar freylich so billig seyn, und jedem von diesen zwey Freunden ein paar gedruckte Exemplare übersenden. Es käme mir auch auf dieses Bagatell gar nicht an. Aber ich wünsche, daß sie auf ihren Dörfern, wo sie stecken, die Heraußgabe dieser Briefe so späth als möglich, erfahren mögen. Die Ursache ist, weil ich gern noch ein Bändgen von eben diesen Briefen erhaschen möchte. Den 9ten, 10ten und 11ten Brief habe ich schon in Händen, und ich hoffe, daß ehe diese Außgabe biß in ihre Einsamkeit dringt, daß ich noch 5 Briefe erwischen werde.

Die drey Briefe, die ich schon in Händen habe, enthalten so äusserst cu=

curieuse Dinge in sich, daß alles was in denen gegenwärtigen Briefen stehet, gar nichts dargegen ist; und die Materien, die darinnen weiter versprochen werden, geben zu noch ergötzernden Nachrichten vor das Publicum Hofnung.

Jedoch will ich wegen der Ausgabe eines zweyten Theils nichts gewisses versprechen. Es könnte sich der verwünschte Zufall ereignen, daß diese Ausgabe denen Correspondenten brühwarm in die Hände käme, ehe diese Correspondenz zu Ende wäre; und da wäre die ganze Sache verdorben. Denn sie würden gewiß aufhören, oder

die

die letztern Briefe durch eine ganz andere Route schicken.

Es ist auch noch ein Zufall möglich, der mich an Herausgabe des zweyten Theiles hindern könnte. Der Herr Graf von Brühl könnte so kräftige Bitten bey mir anwenden, daß ich den zweyten Theil zurück hielt; ohngeachtet ich ihn complet in Händen hätte. Denn bey klugen Leuthen wäscht immer eine Hand die andere.

Ich wüste eine recht feine und sichere Gelegenheit, wo der Herr Graf von Brühl, oder seine guten Freunde von verschiedenen Arten, deren er in Sachsen und Pohlen recht viel hat, etwas an mich gelangen lassen könnten. Die

Auf-

Aufschrift müste folgender gestalt lauten:

An Herrn Veit Spitznase, ehrbaren Schneider-Meister in Hamburg, abzugeben im blauen Engel, in der kleinen Schiffer-Strasse, par Breslau, oder Stettin.

Aber es müste kein Wort, ja keine Silbe, an der Addresse verändert werden. Sonst wäre es nichts, lauter nichts; und ich würde nie einen Buchstaben davon in die Hände kriegen. Ich habe einen guten Freund, der gemeiniglich alle seine Briefe mit einem sapienti sat zu beschliessen pfleget, ohngeachtet alle seine Gedanken so klar und deutlich sind, wie ein Silber gleicher

Bach,

Bach, wo man jedes Steinchen auf dem Grunde deutlich sehen kan. Man könnte sie zur Noth, wie die Zeitungen, mit schlafenden Gehirne lesen.

Noch ein Wort mit denen Herren Buchhändlern und Buchdruckern. Da dieses Tractätgen auf meine Rechnung verkaufet wird; so bitte ich mir gantz dienstlich von Ihnen aus, daß sie mir den gehoften Gewinnst nicht durch einen Nachdruck verderben. Ich weiß daß diese Bitte eben nicht viel Wirckung haben wird; wenn sonst einer oder der andere darzu Lust hat. Aber ich habe eine überaus listige Erfindung gemacht, ihren Nachdruck so fort zu Schanden zu machen. Der Schade

würde

würde also lediglich auf ihrer Seite seyn; und das wolte ich Ihnen eigentlich sagen.

Lebe wohl, Geliebter Leser, und wenn dich diese Schrift vergnüget: so wirst du mit dem klugen Streiche, den ich gespielet habe, wenigstens nicht ganz und gar unzufrieden seyn. Geschrieben in meinem Comtoir den 24. August 1760.

Erster Brief.

Sehr wertheſter und wahrer Freund.

Sie bedauren die ſchöne Stadt Dresden. Sie ſagen, daß ein jeder Canonenſchuß, den ſie auf Dero Guthe, obwohl in einer Entfernung von mehr als ſechs Meilen, hören können, Ihnen mitleidige Seufzer auspreſſe. Ich glaube, Sie kennen mein Herz, wahrer Freund! Meine Menſchlichkeit wird auf das äuſſerſte gerühret, wenn die elendeſte Bauerhütte über dem Kopfe ihres unglücklichen Bewohners verwüſtet wird, die ihm allemal eben ſo ſchäzbar iſt, als der prächtigſte Pallaſt ſeinem Eigenthümer ſeyn kann; warum ſollte ich nicht mit Ihnen gleiche zärtliche Regungen über den Ruin einer Stadt empfinden, die eine der ſchönſten Städte von Deutſchland iſt, und deren Einwohner eben ſo wenig ihr trauriges Schikſal verdienet haben, als die Bürger zu Cüſtrin, oder die Landleuthe in denen von der Rußiſchen Grauſamkeit auf das äuſſerſte verwüſteten Gegenden der Mark Brandenburg. Nein! geehrteſter Freund, das Unglück von Dresden erreget alle

traurige Empfindungen in mir, welche ich über das Elend unschuldiger Menschen gefühlet habe, die in diesem Kriege gelitten haben, sie mögen Unterthanen der einen oder der andern Parthey gewesen seyn.

Sollten sie wohl, schätzbarer Freund! einen Augenblick zweifeln können, daß der weiseste, der gütigste Monarch, der wahre Menschen-Freund, der jetzo Dresden belagert, nicht eben die mitleidigen Regungen empfindet, die Sie oder ich über das Unglück dieser Stadt nur immer fühlen können. Nein, solche Zweifel können meinem vernünftigen Freunde nicht einfallen. Sie haben zu viel Einsicht, als daß Sie das schönste, das edelste, das wahrhaftig menschlich gesinnete Herz, welches der Weltweise von Sans-Souçi in seinen unsterblichen Gedichten zeiget, die gewiß nicht geschrieben waren, um in dem jetzigen Kriege der Welt bekannt zu werden, nicht auch in dem Helden und in dem Könige allenthalben wahrnehmen sollten. Allein ohngeachtet alles dessen, was sein Herz Mitleidiges empfindet, kann er weder nach seiner Weisheit, noch nach seinen Pflichten, die er sich selbst und seinen Staaten schuldig ist, auf eine andere Art verfahren. Seine unversöhnlichen und ungerechten Feinde, welche den öffentlich angebothenen Frieden eben so öffentlich ausgeschlagen haben, nöthigen ihn, seine Selbsterhaltung und das Heil seiner Unterthanen bloß in seinem Muthe und in der Geschwindigkeit seiner Krieges-Unternehmungen zu suchen.

Gewiß

Gewiß die Gestalt der Sachen würde jetzo ganz anders seyn, wenn dieser ewig verehrungswürdige Monarch nicht bey verschiedenen Gelegenheiten mehr denen Trieben seiner Menschenliebe, als denen, durch die Beyspiele gerechtfertigten Regeln des Krieges gefolget hätte. Wenn er Prag und Ollmütz in einen eben solchen Steinhauffen hätte verwandeln wollen, als die Russen gegen Cüstrin verfuhren; ich bitte Sie, liebster Freund, würde er wohl genöthiget worden seyn, deren Belagerungen aufzuheben?

Wir würden beyde sehr üble Propheten vorstellen, wenn wir vermuthen wollten, daß der Ruin von Dresden vor dem Oesterreichischen Commendanten einen Bewegungsgrund abgeben werde, Dresden zeitig zu übergeben. Nein, werthester Freund, wenn der Oesterreichische Befehlshaber sonst ein Mann ist, der das Herz am rechten Orte sitzen hat; so wird das Unglück dieser guten Bürger, welches in das Oesterreichische Interesse einen sehr geringen Einfluß hat, ihn sehr wenig rühren, an einer hartnäckigen Vertheidigung etwas ermangeln zu lassen. Ohnfehlbar siehet er ein, wie viel seiner Monarchin daran liegt, Dresden in ihrer Gewalt zu behalten, und daß seine muthige Vertheidigung entweder dem Grafen von Daun Zeit verschaffet, zum Entsatz herbey zu eilen, oder ihm Gelegenheit giebt, in Schlesien grosse Eroberungen zu machen, und mithin Se. Königliche Majestät von Preussen mittelbarer Weise zu nöthigen, die Belagerung von Dresden aufzuheben. Wie wenig aber die Oesterreicher

geneigt sind, bey ihren Krieges-Unternehmungen auf die Schonung von Sachsen einige Rücksicht zu nehmen, ohngeachtet der Sächsische Hof ein Bundesgenosse von ihm ist, von dessen unbeweglicher Treue man vielleicht kein Beyspiel in der Geschichte findet, indem er alle Wohlfarth seiner Staaten der Oesterreichischen Allianz aufopfert; das hat man an der Oesterreichischen Einäscherung der Stadt Zittau, und an verschiedenen andern Vorfällen überzeugend einsehen können.

Es ist sogar alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Sächsische oberste Minister, der Graf von Brühl, bey weiten nicht diejenigen mitleidigen Empfindungen über das Unglück von Dresden hat, die wir beyde haben. Wenn er jetzo, da ich dieses schreibe, bereits von der Belagerung Nachricht hat; so wird es ihm zwar an schönen Ausdrücken über das Unglück von Dresden nicht fehlen; denn darinnen ist er so viel ich ihn kenne, ein grosser Meister. Allein man braucht eben kein grosser Herzenskündiger zu seyn, um einzusehen, daß er eifrig wünschen wird, daß sich der Oesterreichische Befehlshaber auf das tapferste vertheidigen möge; es möge auch darüber das Schicksal von Dresden seyn, welches es wolle.

Ich weiß nicht, ob Sie, schätzbarer Freund, über das Betragen dieses Ministers vor und in gegenwärtigen Kriege diejenigen Betrachtungen angestellet haben, die eine vernünftige und weise Staatskunst natürlicher Weise an die Hand geben muß.

muß. Wenn der Graf von Brühl nicht einsah, daß seine Maasregeln den äussersten Ruin von Sachsen ganz ohnfehlbar nach sich ziehen würden; so verdiente er kaum Copiste in einem Staats-Cabinet zu seyn. Konnte er wohl einen Augenblick zweifeln, daß Sachsen der Haupt-Schauplatz des gegenwärtigen Krieges seyn, und von Freund und Feinden auf das erbärmlichste zu Grunde gerichtet werden würde? Ein Kind konnte einsehen, daß Sachsen, so bald die geheimen Verbindungen der Höfe von Wien, Petersburg und Dresden Sr. Königl. Majest. von Preussen bekannt werden würde, am ersten von der Preußis. Macht angegriffen werden würde; und das Beyspiel von 1745 hätte ihm lehren sollen, in wie kurzer Zeit ganz Sachsen in Preußischen Händen seyn würde. Der Krieg aber mochte hernach vor einen Erfolg haben, welchen er wollte; so machte die Wiedereroberung von Sachsen dasselbe allemal zum Haupt-Schauplatz des Krieges; und dessen äusserster Ruin war unvermeidlich.

Vielleicht wird mein geehrtester Freund hier einwenden, daß der Graf von Brühl diese Befürchtungen allerdings gehabt habe; weil alle, aus dem Dresdner Archiv bekannt gemachten Urkunden genugsam und überzeugend zu Tage legten, daß Sachsen nicht eher auf dem Schauplatz des Krieges wider Preussen treten sollen, bis Se. Königl. Majestät von Preussen schon grösstentheils überwunden worden, oder wie sich der Graf von Uhlefeld dieses Ausdrucks bedienet, bis der Ritter aus dem Sattel gehoben sey; und

daß mithin der Graf von Brühl zu entschuldigen sey, wenn die Sache durch Entdeckung dieser geheimen Verbindung ganz anders gegangen sey, als er sich vorher vorgestellet gehabt.

Allein, eben, liebster Freund, steckt der hauptsächlichste Fehler des Grafen von Brühl darinnen, daß er den Fall, daß der König von Preussen diese geheimen Verbindungen zu frühzeitig entdecken könnte, nicht vorher eingesehen hat. Die Staatsklugheit bestehet eben darinnen, daß man alle mögliche Fälle vorher einsiehet, und sich auf Gegenmittel darwider geschickt macht. Wenn dieses nicht die vornehmste Eigenschaft der Staatskunst wäre, mein GOtt! was sollte sie wohl vor vorzügliches und schwehres in sich haben! Würde nicht alsdenn ein jedes altes Weib, oder ein jeder Jüngling von funfzehn Jahren, den besten Staats-Minister abgeben können? Denn sich zu bereichern, und die Einkünfte des Landes zu verschwenden, wahrhaftig! darzu ist keine grosse Weisheit nöthig. Der Graf von Brühl ist aber hierinnen um so weniger zu entschuldigen; da ihm das vernünftige Geheimte-Raths-Collegium zu Dresden, davon gewiß jedes Mitglied zehenmal mehr Einsicht hat, als dieser Minister, über diesem Fall, daß der König von Preussen diese geheimen Verbindungen erfahren, und die darinnen enthaltenen Bedingungen als eine Verletzung des Dresdner Friedens ansehen könnte, in seinen Gutachten zu wiederholten mahlen gewarnet hat.

Allein

Allein lassen Sie uns einmal setzen, daß diese Verbindungen nicht entdecket worden wären, sondern daß Sachsen nicht eher auf dem Schauplatz erschienen wäre, bis man Se. Königl. Majestät von Preussen grösstentheils unterdrücket gehabt hätte; so war in dieser Art der Verbindung eben so wenig Staatsklugheit. Der Herr Graf von Brühl sollte und konnte leicht wissen, daß der König von Preussen nicht der Monarch wäre, der so leicht zu unterdrücken stünde. Hat er doch wohl eher in seinen Briefen gesagt, daß dem Könige von Preussen nichts ohnmöglich wäre. Allein diese Erkenntniß hat er sich in Ergreifung seiner Maaßregeln sehr schlecht zu Nutzen gemacht. Den Zeitpunct zu treffen, wenn Sachsen auf dem Schauplatz erscheinen, und die Maske abziehen sollte, war eben so gefährlich, als die ganze geheime Verbindung. Betrog man sich in diesem Zeitpuncte, wie z. E. geschehen wäre, wenn man sich kurz vor der Bataille bey Roßbach demasquirt hätte, da es mit Sr. Königl. Majestät von Preussen am gefährlichsten aussah; so war das Unglück von Sachsen eben so gewiß. Wollte der Herr Graf von Brühl aber warten, bis der König von Preussen gänzlich überwunden war; so müste er sehr einfältig seyn, wenn er geglaubt hätte, daß ihm Oesterreich und Rußland von dem, von Sr. Königl. Majestät von Preussen abgenommenen Raube einigen Antheil geben würde, den er mit nichts verdienet hatte. Denn vor die erdichtete Zeitungen, die er wegen der Ukraine und Curland geschmiedet hatte, pfleget man

keine Länder wegzugeben. Solche ohnedem sehr übel ausgesonnene Lügen kann man allenthalben weit wohlfeiler, und um ein Spottgeld haben.

Es ist allemal das Kennzeichen eines kleinen Geistes und einer bösen Sache, und diese beyden Dinge vermischen sich nur gar zu oft miteinander, wenn jemand nicht weiß, wozu er sich entschliessen soll. Denn ein männlicher und gesetzter Geist in einer gerechten Sache kann nicht sehr zweifelhaftig seyn, eben so gerechte Maaßregeln und Entschliessungen zu ergreiffen. Die Regeln der Gerechtigkeit sind gleichsam ewig und unveränderlich, und biethen sich einem einsichtigen und gesetzten Geiste von selbst dar.

Ich wünsche, zärtlicher Freund, daß sie einmal das Betragen des Sächsischen Ministers von 1747. an, bis zum Ausbruch des gegenwärtigen unglücklichen Krieges aufmercksam und unpartheyisch untersuchen möchten: sie werden in allen seinen Briefen, Depechen und Instructionen vor die Sächsischen Gesandten nichts als eine unaufhörliche Unentschlossenheit finden. Darinnen war er entschlossen genug, daß Sachsen mit zuschlagen sollte; wenn man über Se. Königl. Majestät von Preussen herfallen würde. Allein, auf was Art er sich in die Verbindung zu einem so ungerechten Vorhaben einlassen sollte, ohne Sachsen in allzugrosse Gefahr zu stürzen, darinnen blieb er beständig unentschlossen, wie Ihnen alle, aus dem Sächsischen Archiv von Preußischer Seiten bekannt gemachte Urkunden auf das allerklärieste zeigen werden.

Ich

Ich bitte Sie, wertheſter Freund, leſen Sie doch einmal den Brief dieſes Miniſters vom 8. Merz 1753. an den Grafen von Flemming nach Wien, der kurz nach einer abermaligen Warnung des vernünftigen Geheimten-Raths-Collegii zu Dresden über dieſe gefährlichen geheimen Verbindungen geſchrieben iſt. Mein GOtt! was vor eine kleine und mitleidenswürdige Unentſchloſſenheit, was vor ſeltſame und übel zuſammenhängende Gedanken und Maasregeln werden ſie nicht darinnen finden, welche vortreflich geſchickt ſind, die Einſicht dieſes Miniſters kennen zu lernen! Jedoch ich will Ihnen keine Mühe machen. Ich ſetze voraus, daß Sie dieſer Brief in Dero angenehmen Garten, Dero gewöhnlichſten Sommer-Auffenthalt findet; und ich will nicht, daß Sie deshalb nach ihrer Bibliothek gehen, und die Staatsſchriften des gegenwärtigen Krieges nachſchlagen ſollen. Ich habe dieſen Brief eben vor mir liegen; und ich kann ihn hier leicht abſchreiben. Sehen Sie, ſo lautet derſelbe:

Ich bediene mich der Gelegenheit, da der Herr Ritter von William, als Courier abgehet, um euch, mein Herr, bey dieſer ſichern Gelegenheit den Bericht des Geheimten-Raths-Collegii vom 3ten dieſes zu communiciren, welcher das Gutachten dieſes Collegii in Anſehung der weitläuftigern Verbindung, worzu der Wieneriſche Hof bey Gelegenheit des nächſtbevorſtehenden Beytritts zu dem Rußiſchen Tractat

einladet, enthält. Diese Communication soll euch aber zu nichts anders dienen, als nur darzu, daß ihr unterrichtet seyd, mit was vor Augen man die Sache betrachtet, und die Schwierigkeiten wisset, die man dabey findet. Uebrigens hält der König den Vorschlag nicht genehm, daß man sofort in unsrer Beytritts-Acte sich verbindlich mache, einander aus allen Kräften beyzustehen. Ihro Königl. Majestät ist zwar nicht abgeneigt, mit der Zeit denen letztern Geheimnissen des Wienerischen Hofes wegen einer solchen Verbindung durch besondere und vertraute Erklärungen, die sich auf den 4ten geheimten Articul des Petersburgischen Tractats beziehen, beyzutreten, vermöge billiger und vortheilhaftiger Bedingungen. Aber auf diesen Fall soll man uns auch einige Vortheile zugestehen. Ihr könnet also alles, was man euch vorschlagen wird, ad referendum annehmen. Ich glaube zum voraus, daß dasjenige, was uns in der Declaration vom 3. May 1745. von der Kayserin Königin versprochen worden, künftig zur Richtschnur dienen könne.

Was vor ein Gewirre von Gedanken und übel zusammen hängenden Entschliessungen. Vermuthlich hat dieser Minister selbst nicht gewust, wozu er sich entschlossen gehabt, nachdem er diesen Brief unterzeichnet hat. Es würde sich dieses in allen Umständen leicht zeigen lassen,

wenn

wenn man alle Gedanken dieses Briefes in Absicht auf den Petersburger Allianz-Tractat und das Partage-Geschäfte in die Haut des erst noch zu fangenden Löwens vom Jahr 1745. zergliedern wollte. Allein die Sache verdienet einer so mühsamen Critik nicht. Man kan die Beschaffenheit dieses Briefes am besten durch eine Parodie der wesentlichsten Gedanken sehen, deren Grund übrigens kein unschickliches Gleichniß bey der Hauptsache abgiebt. Scheinet es Ihnen nicht, werthester Freund, als wenn der Graf von Brühl im Grunde folgender Gestalt geschrieben hätte:

Verständige Leute haben in dem beyliegenden Gutachten davor gehalten, daß wir unser Haus anzünden werden, wenn wir Oel in das Feuer giessen wollen. Ich communicire euch aber dieses Gutachten nur deshalb, damit ihr die Schwierigkeiten wisset, die man bey dieser Giessung des Oeles ins Feuer findet. Wir wollen eben nicht sofort und aus allen Kräften Oel in das Feuer giessen; wir sind zwar mit der Zeit unter vortheilhaftigen Bedingungen nicht ungeneigt darzu. Aber man muß uns doch auf diesen Fall einige Vortheile zugestehen die wie ich, in voraus sehe, in den paar Holz-Stämmen bestehen können, die man uns unterm 3. May 1745 versprochen hat.

Was meinen Sie, liebster Freund, saget diese Parodie im Grunde nicht eben das, was das

Brühlische Schreiben ausdrücket; und sind nicht beyde, wenn man allein den gesunden Verstand in Betracht ziehet, vollkommen von einerley Innhalt? Ist das nicht vortreflich gegeben, daß der Staats-Unterhändler in Wien die Schwierigkeiten, welche das Dresdenische Geheimden-Raths-Collegium bey denen vorhabenden geheimen und gefährlichen Verbindungen gefunden hat, nur wissen, aber nicht in Betracht ziehen soll?

Es ist moralischer Weise fast unmöglich, daß dieser Minister die Gefahr und das Unglück, welches er Sachsen dadurch zuzuziehen in Begriff war, nicht hätte einsehen sollen. Allein, wenn er es einsah, woran lag es, daß er dasselbe bey seinen Maasregeln nicht in Betracht zog? Wir dürfen, schätzbarer Freund, über diese Ursache nicht lange nachsinnen. Sie lieget meines Erachtens nur gar zu deutlich vor Augen; weil ihn nämlich das Unglück, oder der Wohlstand von Sachsen sehr wenig rührte.

Ich habe mir zuweilen ein eigenes Geschäfte daraus gemacht, das Betragen dieses ausserordentlichen Günstlinges des Glückes, der so schleunig wie ein Schwamm hervor gewachsen ist, und sich über ganz Sachsen ausgebreitet hat, von Anfange seines Ministerii an zu untersuchen; und ich habe nicht die geringste Spur gefunden, daß er jemals eine wahre Liebe und Vorsorge vor die Wohlfahrt von Sachsen gehabt hätte. Seine eigene und seiner Familie Erhebung, eine Habsucht und Ehrgeitz ohne Grenzen, die ihm alle angesehenen Bedienungen an sich zu reissen, und mit ihren Ein-

künften

Künsten in seiner Person zu vereinigen, angetrieben hat, eine unersättliche Begierde Güther und Schätze an sich zu bringen, und seine Lüste durch eine mehr als Königliche Verschwendung zu vergnügen; das sind seine Augenmercke und Endzwecke gewesen; und Sachsen ist dabey auf keine andere Art in Betracht gekommen, als der Acker, auf welchen man diese schönen Früchte erndten konnte, den man freylich nicht gantz zu Grunde gehen lassen durfte, wenn diese Ernde fortdauren sollte.

Sie sind, würdiger Freund, mit der Geschichte so bekannt, daß Ihnen gewiß kein merkwürdiges Beyspiel der alten, mitlern und neuern Geschichte unbekannt ist. Aber nennen Sie mir, ich bitte Sie, einen einzigen Minister, welcher, mit Verachtung aller vernünftigen Urtheile der Welt, seine Verschwendung und seine Bereicherung so hoch getrieben hätte. Es ist wahr, man findet Beyspiele von Ministern, die eine ausserordentliche Pracht und Verschwendung getrieben haben. Aber sie haben entweder von ihren Familien grosse Güter gehabt, oder wenn sie neu aufgewachsene Schwämme gewesen sind wie der Cardinal Wolsey; so haben sie doch bey der Verschwendung nicht zugleich unermäßliche Güter und Reichthümer zusammen gescharret. Aber vor fünf bis sechs Millionen Güter zusammen zu bringen; denn so hoch haben sich die Brühlischen Güter in Pohlen und Sachsen mit ihren Meublirungen und Verbesserungen, vor dem jetzigen Krieg gewiß belauffen; alle seine Brüder dergestalt zu bereichern, daß sie

die

die Gräfliche Würde ausführen können; und dennoch bey dem allen eine mehr als Königliche Pracht zu führen; davon ist das Brühlische Beyspiel das einzige in der Geschichte.

Die Königl. Pracht ist hier gar keine Hyperbel, wertheſter Freund. Ich habe bey meinem Aufenthalt in Dresden in denen Jahren 1744 bis 1747 das Brühlische Haus und dessen Aufwand genugsam kennen gelernet; ich bin fast alle Tage darinnen gewesen. Ich habe nach der Zeit viele Königl. und Churfürstl. Höfe eben so genau kennen gelernet. Aber, ich versichere Sie, daß ich keinen einzigen Hof gefunden habe, wo auf den Regenten und seine Familie, wenn man die zur Regierung des Landes erforderlichen Bedienten ausnimmt, so viel Bedienten gehalten worden wären, als in dem Brühlischen Hause. Ja! über dieses alles soll dieser, vor seinen Nutzen so aufmerksame Minister, wie mir jemand versichert hat, der mit einem Brühlischen Geheim-Secretair sehr vertraut gewesen ist, in denen Banken zu Venedig, Amsterdam und Hamburg, noch sehr wichtige Summen haben, damit er wider alle Zufälle des Glückes gesichert seyn möge.

Ohnfehlbar verlanget der Herr Graf von Brühl selbst nicht, daß die Welt glauben soll, er habe alle diese unermäßlichen Reichthümer und die Mittel zu seinen Königl. Verschwendungen, mit Recht und guten Gewissen erworben. Er würde sich auf diesen Fall die vernünftige Welt noch einfältiger

ger, als ein unmündiges Kind vorstellen; denn mit aller seiner Beredsamkeit würde er Mühe haben, ein siebenjähriges Kind zu überreden, daß dieses mit rechten Dingen zugehen könne. Allein, wenn er selbst nicht glauben kan, die Welt über die Mittel zu seinen Reichthümer hinter das Licht zu führen: was vor ein Herz, was vor eine Stirne, liebster Freund, muß dieser Mann nicht haben, welcher auf das Urtheil der vernünftigen Welt nicht den geringsten Betracht macht!

Je erleuchteter unsere Zeiten sind, je mehr verdienet er wegen dieser Verachtung ihrer Urtheile, den Unwillen und den Haß vernünftiger und rechtschaffener Menschen; und es solte sich billiger Weise jemand aufwerffen, der die vernünftige Welt an ihm rächete, und seinen ganzen Caracter, alle sein Betragen und seine vornehmsten Lebens-Umstände, denen künftigen Zeiten als ein warnendes Beyspiel vor Augen stellete, daß man nicht ungestraft alle Achtung gegen die Gerechtigkeit liebende Welt auser Augen setzen, und ihren Urtheilen gleichsam Trotz bieten kan. Der Verfasser einer solchen Schrift würde sich gewiß um die Welt mehr verdient machen, als wenn er ein paar Folianten über die Chronologie, die Wappen-Kunst, oder dergleichen wichtige Gegenstände schriebe. Er würde wahrscheinlich das künftige Unglück ganzer Länder erträglich machen; wenn ihnen die Vorsehung in ihrem Zorne Brühlisch gesinnte Ministers gäbe. Die Furcht, der Nachwelt mit allen ihren verhaßten Schilderungen überliefert zu werden, würde

doch

doch ihrer Habsucht und Verschwendung einige Grenzen setzen.

Stellen sie einmal einige Betrachtungen an, schätzbarer Freund, wie viel hundert tausend armer sächsischer Unterthanen, bey denen, schon lange vor dem jetzigen Kriege, auf den höchsten Punct getriebenen Abgaben in Sachsen, sich die Bequemlichkeiten des Lebens, die Früchte ihrer sauren Arbeit, ja! so gar den nothdürftigen Unterhalt haben entziehen müssen, um die unersättliche Bereicherungs-Begierde und die ausschweiffende Verschwendung dieses Ministers zu vergnügen. Was muß das vor ein Hertz seyn, zärtlicher Freund, dem diese Betrachtung bey seinen Schätzen und Verschwendungen nicht einfällt, und noch mehr, als durch diese Betrachtung nicht gerühret wird; sondern das sich wahrscheinlich einbildet, daß so viel hundert tausend Menschen vorhanden sind, um elend zu leben, nur damit eine einzige Familie recht in Ueberfluß schwimmen möge!

Wenn es wahr ist, daß die Staaten mit gar geringer Weisheit regieret werden; so ist Sachsen geschickt ein sehr viel geltendes Zeugniß davon abzulegen. Dieses Land ist nunmehr fast seit zweyhundert Jahren so unglücklich gewesen, daß es Regenten gehabt hat, die eine sehr üble Wahl in ihren Ministern getroffen, und sich dennoch mit einem uneingeschränkten Vertrauen in ihre Arme geworfen haben. Ich habe gestern zu dem Ende sehr ernstliche Betrachtungen über die neuere Sächsische

Geschichte angestellet; und ich habe fast keinen einzigen ersten Minister in Sachsen gefunden, der nicht bey sehr mittelmäßigen Eigenschaften bloß seine Bereicherungs-Begierde zum vornehmsten Augenmerk seiner Handlungen gehabt hätte; ob ich gleich gestehen muß, daß sie der Herr Graf von Brühl alle übertrift. Sollte man wohl glauben, daß ein Staat bestehen könne, der seit zweyhundert Jahren so übel regieret wird. Wie wahr muß dasjenige nicht seyn, was Montagne sagt, nemlich daß das Band der Republicken ungemein stark seyn müsse; weil es weder durch Tyranney und üble Gesetze, noch durch die Ungeschicklichkeit und Unwissenheit der Regierenden so leicht zerrissen werde!

Ich werde Sie, mein Freund, in meinem nächsten Briefe mit diesen Betrachtungen aus der Sächsischen Geschichte beschenken. Denn vor diesesmal ist mein Brief lang genug, um sowohl den Schreiber als den Leser zu ermüden. Machen Sie sich aber immer gefaßt, binnen 4 Wochen erschrecklich lange Briefe von mir zu erhalten. Ich befinde mich jetzo hier in einer grossen Einsamkeit. In zwey Stunden in der Runde befindet sich jetzo in dieser Gegend fast niemand, mit dem ich Umgang haben könnte; und sogar der Pfarrherr allhier ist während meiner Anhero-Reise gestorben. Wenn ich also des Morgens meinen Brunnen getrunken, und die Felder, die Wiesen und das Gehölze durchstrichen habe; so weiß ich nicht, was ich anfangen soll. Alle meine Bücher allhier habe ich

schon zwey- und dreymal durchgelesen. Was ist also zu thun, liebster Freund? Nichts als zu schreiben; und wenn sie mir nicht in Ihren Nächsten einen Einhalts-Befehl schicken; so sollen Sie wahrhaftig! genug zu lesen bekommen, und sich über meine kurze Briefe, wie Sie wohl ehedem gethan haben, nicht zu beschweren haben.

Den Augenblick, da ich schliessen will, erhalte ich Dero geehrtes vom 21 dieses, worinnen Sie mir melden, daß die Belagerung von Dresden noch immer fortdauret, daß der Oesterreichische Commendant sich auf das alleräusserste zu wehren entschlossen sey, und bey der Annäherung der Preußischen Armee die noch übrigen Vorstädte, und sogar das Waisenhaus abgebrannt habe; und daß dieses alles zuverläßig sey, weil einer Dero Anverwandten aus der Gegend von Dresden zu Ihnen gekommen sey.

In der That, werthester Freund, hätte ich nicht geglaubt, daß Sie mir noch vor dem Schluß dieses Briefes Nachrichten an die Hand geben würden, welche meine Eingangs gemachten Betrachtungen über die Gesinnungen der Oesterreicher so wohl bestärken. Erinnern Sie sich noch wohl, mein Liebster, was ich Ihnen vor zwey Jahren schrieb, als die Oesterreicher über das Verfahren des Preußischen Commendanten in Dresden, ein so grosses Geschrey in der Welt erhuben, da er ein Theil der Vorstädte vor Dresden bey Annäherung der Oesterreichischen Armee abgebrannt hatte?

Wo ich nicht irre; so schrieb ich, daß die Oesterreicher, ohngeachtet sie die vollkommenste Freunde von Sachsen seyn wolten, gewiß nicht anders verfahren haben würden, wenn sie Dresden wider eine Preußische Armee hätten vertheidigen sollen. Sie sehen wie richtig meine Gedanken gewesen sind; ohngeachtet ich damals eben nicht glaubte, daß sich die Gelegenheit wirklich ereignen dürfte, die ihre Richtigkeit so sehr beweisen würde. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung, die eine wahre Freundschaft nothwendig begleiten muß,

Dero

Fest den 30 Jul.
1760.

treuergebenster Diener.

Zweyter Brief.

Allerliebster Freund.

Um Ew. ꝛc. das Lesen und mir das Schreiben der langen Briefe zu erspahren, womit ich Ihnen in meinem letztern gedrohet habe; so sehen Sie hier einen Vorschlag zur Güte. Wie wäre es, wenn Sie Dero zärtlichen und treuen Freund auf vier Wochen zu dem glücklichen Menschen machten, daß Sie ihm hier in seiner Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Mich deucht die Sache verdienet eine Ueberlegung. Die Operationen der Armeen können sich in Ihre Gegend ziehen; und wenn man nicht zu Hause ist; so erspahret man sich viel Kummer, Verdruß und Schrecken. Machen Sie, schätzbarer Freund, keine Einwendung über die Weite des Weges. Sechzehen Meilen verdienen diese Benennung nicht. Das ist eine Reise von zwey Tagen. Ich will Ihnen meine Pferde auf die Helfte des Weges bis nach L** entgegen schicken, die Sie in einem Tage hieher schaffen sollen. Ueberlegen Sie die Sache, mein Allerwerthester, als ein Vorhaben, worzu Sie Lust und Neigung haben; so werden sich Mittel wider alle Hindernisse und Schwierigkeiten zeigen. Bringen Sie Dero Vetter und wen Sie wollen mit; Sie werden mir dadurch ein desto grösseres Vergnügen machen.

Nach meinem Versprechen will ich Dieselben in dem gegenwärtigen Briefe mit Betrachtungen über die neuere Sächsische Geschichte unterhalten, um zu zeigen, wie schlecht die Regierung dieses unglücklichen Landes seit langer Zeit beschaffen gewesen ist. Allein die grosse Hofnung, die ich gefasset habe, meinen zärtlichen Freund bey mir zu sehen, wird schon über diesen Brief ihre Wirkung haben. Ich werde diese Betrachtungen weit mehr abkürzen, als ich bey Abfassung meines letztern Schreibens willens war.

Wenn man die beyden ersten Churfürsten der Albertinischen Linie Moritz und August ausnimmt; so finde ich in der ganzen Reihe der nachfolgenden Sächsischen Churfürsten nichts als sehr mittelmäßige Regenten, die ihren übelgewählten Ministern blindlings gefolget, und das wahre Wohl ihrer Unterthanen sehr wenig zu Herzen genommen haben. Moritz, welcher die Chur auf sein Haus brachte, bewerkstelligte dieses durch die feinesten Züge der Politic, aber mit sehr weniger Gerechtigkeit gegen die Ernestinische Linie, und mit einer geringen Vorsorge gegen die Protestantische Religion, welcher er zugethan war. Indem er sich an Carl den fünften hieng, welcher die Protestantische Religion auszurotten suchte, ungeachtet Moritz dadurch alle Bande der Religion und der Anverwandschaft auser Augen setzte, und so viel an ihm war, an dem Untergange seiner Religion arbeitete; so erhaschte er dadurch die Chur-Würde vor sein Haus, welche Carl der fünfte der Ernestinischen

Linie mit einer angemaßten despotischen Gewalt, wider die Grundverfassung des deutschen Reiches und wider alle Regeln der Gerechtigkeit, entriß. Es ist wahr, sein nachheriges Betragen ersetzte den Nachtheil wieder, welchen er der Religion zugefüget hatte; indem er zu gelegener Zeit die Waffen ergriff, und dem Kayser den Religions-Frieden abzwang. Allein die Ungerechtigkeit seiner Staats-Kunst zeigte sich dadurch in desto gröfserm Lichte. Wenn es ein Verbrechen war, wider den Kayser die Waffen zu ergreifen, welches die Einziehung der Reichs-Lehen verdiente; wenn er aus diesem Grunde den spolirten Churhut der Ernestinischen Linie auf seinem Haupte sah; mit was vor Recht und Gewissen konnte er denselben tragen, da er sich hernach eben dieses Verbrechens schuldig machte; nur mit dem Unterschiede, daß solches von denen Zeit-Umständen und dem Zufalle mehr begünstiget wurde?

Sein Bruder und Nachfolger August ist unstreitig der beste und würdigste Regent unter allen Sächsischen Churfürsten der Albertinischen Linie gewesen. Er war ein wahrer Vater seiner Unterthanen, der vor ihr bestes eifrig sorgte, ein grosser und weiser Gesetzgeber, ein Fürst, der selbst regierte, der seine Minister sehr vorsichtig wählte, und sie alle übersah; und überdieß ein grosser und weiser Haushälter, der ohne Geitz und ohne die geringste Bedrückung seiner Unterthanen, alle versetzte und veräusserte Domainen wieder einlöfete und seine Revenüen um die Helfte vermehrte.

Wenn

Wenn Sachsen nichts als solche Regenten gehabt hätte, wertheſter Freund, wie groß würde jetzo dieſes Haus, und wie glücklich das Land ſeyn!

Allein alle nachfolgende Churfürſten, die zwey Chriſtiane und die vier Johann Georgen, ſind ſehr mittelmäßige und zum Theil ſehr ſchwache Regenten geweſen. Fürſten von geringer Einſicht, die ihre Staatsbedienten übel wählten, die von der Cabale und Intrigue ihrer Höfe, wie ein Rohr hin und her beweget wurden, die ihren Lieblingen und Miniſtern blindlings folgten, und ſorglos zuſahen, wie ſie ſich von dem Mark des Landes bereicherten; Prinzen die nichtsweniger als eine Väterliche Vorſorge vor ihre Unterthanen hatten, die ſich der Regierung ſehr wenig ernſtlich annahmen, ſondern, welche der Ueppigkeit, der Verſchwendung und zum Theil dem Trunk unmäßig ergeben waren. So waren dieſe Churfürſten beſchaffen, wie ich meinen Freund deßfalls auf unverwerfliche und zum Theil mit Königlicher Pohlniſcher und Churfürſtl. Sächſiſcher allergnädigſter Freiheit gedrukte Geſchichtſchreiber verweiſen könnte, wenn er den geringſten Zweifel hierüber bezeugte. Ich will über den ganzen Zeitraum dieſer ſchwachen Regenten nur einige wenige Anmerkungen machen.

In der ganzen Geſchichte des dreißigjährigen Krieges findet man allenthalben Zeugniſſe von der groſſen Schwäche des Sächſiſchen Hofes. Dieſer Churfürſt war faſt der einzige in Deutſchland, vor welchen der Kayſer Ferdinand II. einigen Scheu

tragen muste, um seine despotischen Absichten nicht zu äussern; und wenn ein weiser und gesetzter Fürst den Sächsischen Thron bekleidet hätte, der sich gerüstet hielt, und dem Kayser merken ließ, daß er die deutsche Freiheit nicht kränken lassen würde; so würde wahrscheinlich der ganze dreyßigjährige Krieg nachgeblieben seyn. Die Böhmischen Unruhen würden sich in einigen Jahren geendiget haben, ohne ganz Deutschland mit in dieselben zu verwickeln. Allein statt dessen liessen sich die Sächsischen Minister durch das Spanische Geld von Oesterreich gewinnen, die sich der Eifersucht gegen Pfalz, welches sich vermöge seines Ranges des Directorii unter denen Evangelischen annam, und des unvernünftigen Hasses gegen die Reformirten als Triebfedern bedienten, ihren Herrn wider Pfalz einzunehmen, und denselben dahin zu bringen, daß er nicht allein alle despotische und tyrannische Demarschen des Kayserlichen Hofes wider den unglücklichen Churfürsten von der Pfalz öffentlich billigte; sondern auch dem Kayser selbst kräftigen Beystand leistete, und ihn in allen seinen despotischen und der Protestantischen Religion auf das äusserste zum Nachtheil gereichenden Unternehmungen mit aller Macht unterstützte.

Als Ferdinand II. diesen schwachen und bestochenen Hof nicht mehr nöthig zu haben glaubte; so führete er sich so übermüthig gegen ihn auf, und belagerte sogar Leipzig, um ihm dasjenige zu vergelten, was er durch sein unweises Betragen zu Unterdrückung von Deutschland beygetragen hatte.

hatte. Hier sah sich endlich der Sächsische Hof genöthiget, sich dem Könige von Schweden in die Arme zu werfen, dessen Allianz derselbe vorher wider alle Grundsätze der Staatsklugheit, und wider den Nachtheil der Protestantischen Sache, öffentlich verworfen hatte. Hier gab er abermals einen Beweiß seiner Schwachheit; indem er dem Könige von Schweden versprechen muste, nebst einer ansehnlichen Summe Geldes seinen Churprinzen zu Geiseln zu geben, Wittenberg einzuräumen, und seine übelgesinnten Ministers zu bestrafen; wiewohl der König von Schweden aus Großmuth die meisten dieser harten Bedingungen nachließ. Allein kaum war Sachsen durch den grossen Sieg bey Leipzig von seiner Furcht gegen die Kayserlichen befreyet, als die Einfältigen und bestochenen Sächsischen Ministers ihren Herrn abhielten, diesen Sieg durch den mit dem König von Schweden verabredeten Einfall in die Kayserlichen Erblande zu verfolgen, wodurch sie dem Kayser zur Erholung Zeit verschaffeten; und endlich trat der Sächsische Hof öffentlich wieder auf Kayserliche Seite.

Wenn die Evangelischen Churfürsten des Hauses Sachsen die Gabe der Prophezeihung gehabt, und vorher hätten sehen können, daß ihre Nachkommen wieder Catholisch werden würden; so hätten sie ihre Aufführung vor die Sache der Protestantischen Religion nicht nachtheiliger einrichten können, als sie fast zu allen Zeiten gethan haben. Nichts konnte vor die Evangelische Religion nach-

theiliger seyn, als der Prager Friede, den sich Sachsen anmaßte, vor die ganze Protestantische Sache mit dem Kayser zu schliessen. Dieser Friede schien der Protestantischen Religion nur eine Dauer von 40. Jahren zu versichern, gerade, als wenn man schon damals beschlossen gehabt hätte, daß das Sächsische Haus nicht viel länger Evangelisch bleiben sollte; und als der Westphälische Friede eine gründliche und ewige Sicherheit der Protestantischen Religion festsetzte; so ließ sich der schwache Sächsische Hof einfallen, öffentlich darwider zu protestiren; ein Unternehmen, das sowohl schlechte Gesinnungen vor die Sache der Protestanten, als eine sehr abgeschmakte Staats-Klugheit verrieth.

So schlecht sich die Sächsischen Ministers in der Sache der Protestantischen Religion bezeuget haben; eben so schwach haben sie sich zu allen Zeiten in der Jülichischen Erbschafts-Sache, und allen andern Anforderungen des Sächsischen Hauses aufgeführet. Allein werthester Freund, so ist allemal der Gang der Angelegenheiten, wenn die Minister nichts als ihren Eigennutz und ihre Bereicherung zum Augenmerk haben; und das wird in einem jeden Staate geschehen, wo die Regenten schwach sind. Ueberdenken Sie einmal alle Familien in Sachsen, die grosses Vermögen haben; und untersuchen Sie die Genealogie dieser Familien. Sie werden allemal finden, daß dieses Vermögen durch einen Minister, oder Favoritten an die Familie gekommen ist.

Bey einem solchen Zustande hat es schwerlich fehlen können, daß nicht das Sächsische Finanz-Wesen seit August des ersten Tode, das ist seit fast zweyhundert Jahren allemal in einer erschrecklichen Unordnung gewesen ist. Dieses gieng Stufenweise so weit, daß endlich die Sächsische Steuer-Casse um das Jahr 1660. einen förmlichen Banquerout machte. Ist es nicht Jammer schade, liebster Freund, daß man nicht den heutigen Verfall der Sächsischen Steuer-Casse um ein 16. Jahr verspätet hat; so hätte man zugleich durch dieses abermalige Falliment das Jubiläum des vorhergehenden feyren können.

Jedoch nicht allein die Minister haben die Kräfte des übelbeherrschten Sachsens zu allen Zeiten an sich gesogen; die Maitressen sind eine andere Art von Blutsaugen gewesen, die von dem Blute des Landes eben so dick geworden sind. Die Geschichte wird der Sclavischen Ergebenheit Johann George des vierten gegen seine Maitresse nicht vergessen, die so weit gieng, daß man glaubte, man müste zur Zauberey seine Zuflucht nehmen, um deren Möglichkeit begreiflich zu machen. Zu eben der Zeit schröpfte der Minister von Hoymb dem Lande das überflüßige Geblüt ab, davon seine Nachkommen noch jetzt den Gräflichen Stand unterhalten. Dieser Minister war vor die guten Haushaltungs-Regeln, welche erfordern, über Einnahme und Ausgabe richtige Rechnungen zu halten, so sehr eingenommen, daß er auch über seine Erpressungen und Geschenke, die er in seinem

Mini-

Ministerio einerndete, ein eigenes Einnahme-Buch hielt, unter dem sonderbaren Titul: Verzeichniß dererjenigen so mir haben ducken müssen. Allein die Ausübung dieser Haushaltungs-Regel gereichte ihm zum grossen Nachtheil, als ihn der Nachfolger Johann George des vierten, der nachherige König Friedrich August, zur Rechenschaft zog. Nein! liebster Freund, heute zu Tage sind die Minister nicht so einfältig, über diese Art von Einkünften Buch und Rechnung zu halten.

Man konnte billiger Weise erwarten, daß der verstorbene König Friedrich August, da er den Minister und die Maitresse seines verstorbenen Bruders so hart verfolgte, sich vor eben diesen Fehlern äusserst hüten würde; denn, wenn er nicht den festen Vorsatz hierzu hatte; so war in seinem Verfahren wenig edles und großmüthiges. Allein die Geschichte dieses Königes schwebet Ihnen, liebster Freund, noch in allzu frischem Gedächtniß, als daß Ihnen unbekannt seyn könnte, daß niemand mehr Ergebenheit gegen seine Maitressen gehabt, und niemand seinen Ministern ihre unersättliche Bereicherungsbegierde mehr nachgesehen hat, als eben dieser König. Die Gräfin von Cosel beherrschte ihn unumschränkt; und da der Graf von Flemming an die Herrschaft über seinen Herrn eben so starken Anspruch machte; so lagen sie natürlicher Weise unaufhörlich wider einander zu Felde. Dieser Prinz war also unaufhörlich mit dem seltsamen Geschäfte beladen, seine Maitresse und seinen Minister mit einander auszusöhnen, und

zu

zu vergleichen, an statt daß er sie beyde hätte im Zaum halten sollen. Man weiß die unermäßlichen Summen, welche die vielen Maitressen dieses Königes gekostet haben. Die Bereicherungen der Ministers sind eben so bekannt. Flemming hinterließ allein 12. Tonnen Goldes baar Geld, ohne die grossen Güther. Vitzthum, Wackerbarth, Watzdorff und so viele andere Minister, haben fast eben so viel Reichthümer aufgehäuffet. Nach der allermäßigsten Berechnung haben die Maitressen und die Ministers dem guten Sachsen unter dieser Regierung wenigstens 20. Millionen gekostet. Setzen Sie 23. Millionen hinzu, welche der König von Schweden unter dieser Regierung aus Sachsen gezogen hat; und gewiß noch zweymal so viel, welche der 18. jährige unglückliche Krieg mit Schweden gekostet hat. Rechnen Sie alles dieses zu der erstaunlichen Pracht und Verschwendung dieses Königes! Wahrhaftig! es ist unbegreiflich, wie ein so kleines Land als Sachsen, alles dieses hat ausstehen können.

Könige sind freylich Menschen, liebster Freund; und man kann billiger Weise nicht verlangen, daß sie sich über die Menschheit erheben, und die Natur der Engel an sich haben sollen. Ich verdamme dannenhero keinen Regenten, daß er Maitressen hat, und sich die Vergnügungen des Lebens verschaffet. Allein alsdenn verdamme ich ihn, wenn er so schwach ist, seinen Maitressen und Günstlingen Gewalt über sich einzuräumen, und die Wohlfarth und das Schicksal seiner Unterthanen von ihnen abhängen zu lassen. Ich weiß nicht, liebster

Freund,

Freund, ob Ihnen ein Zug aus dem Character des Regenten Herzogs von Orleans bekannt ist. Dieser, als sich seine Maitresse in die Staats-Geschäfte und Gnaden-Bezeugungen einmischen wollte, führte sie vor den Spiegel und sagte: Siehe dieser liebreitzende Kopf ist ganz vor die Liebe gebildet, aber wahrhaftig! nicht vor die Staats-Geschäfte.

Die Sächsischen Schriftsteller fiengen einstmals an, diesen König, der durch nichts als sein Unglück, seine Niederlagen, durch seine Schwäche und Regierungs-Fehler, und wenn es hoch kömmt, durch seine Pracht in der Geschichte bekannt seyn wird den Beynahmen eines Grossen beyzulegen. Aber sie sind von dieser Ausschweifung bald wieder zu sich selbst gekommen. Wenn er wirklich siegreich gewesen wäre; wenn ihm der König von Schweden nicht zu einem, in der Geschichte höchst seltenen! und ausserordentlichen Beyspiele eines gebeugten Monarchen gemacht hätte; so würde er den Beynahmen eines Grossen, wegen seiner ausserordentlichen Schwachheiten gegen seine Maitressen und Ministers nicht erhalten können. Vielleicht erinnern Sie sich hier, werthester Freund, der grossen Familiarität des Grafen von Flemming mit diesem Könige, davon der Herr von Loen ein artiges Beyspiel erzählet. Bruder! sagte dieser Minister zu seinem Könige und Herrn in Gegenwart einer Menge von Leuthen, ich kündige dir alle Freundschaft auf, wo du nicht bleibest.

Die guten Sachsen empfanden auch gar wohl die Grösse der vorhergehenden Regierung, durch die Grösse der Abgaben, die sie tragen musten; ob es gleich gewiß ist, daß die Abgaben damals kaum halb so hoch waren, als sie unter dem Ministerio des Herrn Grafen von Brühl schon lange vor dem jetzigen Kriege gestiegen sind. Zu Ende der vorhergehenden Regierung, war die Erwartung auf die jetzige Regierung, und die Hofnung besserer Zeiten, die das Land unter Sr. jezt regierenden Königl. Majestät haben würde, überaus groß. Daß die Hofnung auf den damaligen Churprinzen überaus prächtig war, zeiget unter andern die lustige Geschichte mit dem sogenannten Prinz Liesgen, die Ihnen, mein Freund, unmöglich unbekannt seyn kann; denn ich glaube, daß vor etliche dreyßig Jahren in der Runde von zwölf Meilen um Dresden, kein Mensch gelebet hat, dem sie verborgen geblieben ist. Also müssen Sie solche wenigstens in Ihrer Jugend haben erzählen hören; und wo mir recht ist, so ist Prinz Liesgen erst vor zwölf Jahren in dem Zuchthause zu Waldheim gestorben.

Es verdienet eine besondere Betrachtung, werther Freund, daß gleich wie die einzeln Menschen fast niemals mit ihrem Schicksaale zufrieden sind, also auch die Völker im Ganzen selten, oder niemals sich über die gegenwärtige Regierung vollkommen vergnügt bezeugen. Das ist in der That die Ursache, warum die Völker fast allemal eine überaus grosse Erwartung und Vorstellung von dem künftigen Regierungs-Nachfolger haben, und

warum

warum man allemal so viele bons mots und kleine Historietten von dem Nachfolger höret, welche die Vorstellung, die man von seiner Weisheit hat, bestärken sollen. Es ist wahr, die Völker haben sich unter zehen Fällen gewiß allemal neunmal betrogen. Aber das hindert nicht, daß nicht die dummen Nationen bis an das Ende der Zeiten allemal diese Erwartung von dem Nachfolger haben werden.

Jedoch ich scheine zu vergessen, daß der jetzige Brief nicht so lang seyn soll, als der vorhergehende. Um also die Betrachtungen über die Sächsische Geschichte zu ergänzen; so will ich nur noch erinnern, daß der Herr Graf von Brühl schon einen Vorgänger, oder in gewissen Betracht einen Collegen im Ministerio gehabt hat, welcher die Kunst sich zu bereichern gleichfalls vortreflich verstand. Sie wissen schon, werthester Freund, wen ich meine, nemlich den Herrn Grafen, nunmehrigen Fürsten von Sulkowsky, der bey dem Regierungs-Antritte Sr. jetzigen Königl. Majestät von Pohlen Cammerjuncker und Hauptmann war, binnen einem halben Jahre Minister und General wurde, und die Geschicklichkeit besaß, binnen 4. Jahren ein paar Millionen zu erwerben. Doch das braucht kaum einer Erwehnung. Ich schliesse also mit der Versicherung meiner ewigen Zärtlichkeit, die ich bald durch eine lebhaftige Umarmung natürlicher auszudrucken hoffe, als durch diesen schwachen Federzug; und bin ich in sehnlicher Erwartung Dero Antwort wahrhaftig

Dero

F - - t, den 25. Julii
1760.

treuer Freund und Diener.

Dritter Brief.

Allerwerthester und wahrer Freund.

Wie sehr haben Sie meine freudige Hofnung durch Dero geehrtes vom 28sten dieses vernichtet. Voller Begierde und in der gewissen Zuversicht, Dero Einwilligung in meine zärtliche Bitte, Dieselben hier zu umarmen, darinnen zu lesen, entsiegelte ich die mir allemal schäzbaren Züge Dero werthen Hand. Allein nach der Maasse, wie ich Dero Vorbereitungs-Gründe zu einer abschläglichen Antwort las; so zog sich eine düstre Wolke in der Heiterkeit meiner Seele auf, die sich endlich in eine finstre Nacht der Traurigkeit verwandelte, nachdem ich Dero ernstliche Entschlüssung las, daß es unmöglich sey, mir vor diesesmal meine Bitte zu gewähren.

Einen Theil Dero Gründe, liebster Freund, habe ich voraus gesehen; allein ich muß Ihnen frey gestehen, daß ich sie nicht vor erheblich gehalten habe. Von dieser Art sind die Einwendungen wegen der Erndte. Ohngeachtet sie ein besserer Oeconom sind, als ich, und Dero Guth selbst administriren; so wuste ich doch, daß Sie allezeit so gute und treue Leuthe haben, und eine so vortrefliche Ordnung unterhalten, daß Sie durch eine Abwesenheit mitten in der Erndte keinen grossen Nachtheil zu besorgen haben. Ich glaubte übrigens, daß es in diesen unglücklichen

Zeiten, wo alle Landleuthe so viel Schaden leiden, auf einen kleinen Verlust nicht ankommen würde.

Aber, das ist sonderbar, daß Sie sich des Grundes, auf den ich die Hofnung Dero Einwilligung am meisten gründete, nemlich, daß sich die Operationen der Armeen in Dero Gegend ziehen könnten, hauptsächlich zum Bewegungs-Grunde Ihrer abschläglichen Antwort bedienen. Sie sagen, daß eben diese Befürchtung eine grosse Eil erfordere, die Früchte in die Scheuren zu bringen, und daß keinem Landmann zu rathen sey, sich in solchen Fällen von seinem Guthe zu entfernen; weil eine allgemeine Erfahrung gelehret habe, daß diejenigen Güter von Freund und Feind allemal zehenmal härter mitgenommen worden wären, deren Eigenthümer nicht anwesend gewesen wären. Ich begreife die Richtigkeit dieses Grundes, ohngeachtet mir vorher nichts davon beygefallen ist. Allein zu gleicher Zeit bekenne ich, daß Sie, liebster Freund, ein unnachahmliches Beyspiel vor mich sind. Ich wollte lieber mein halbes Vermögen verliehren, als mich allen demjenigen aussetzen, was mir von denen Husaren, Croaten, Panduren, Ulanen, Tolpatschen, Kosacken, Kallmucken, und wie die unseeligen Nahmen alle heissen, die wir jetzo zum Unglück von Deutschland mit allen möglichem Nachdruck kennen lernen, wiederfahren könnte.

Also muß ich freylich die Hofnung auf die reizenden Stunden aufgeben, die ich mir in der Gesell-

sellschaft meines theuren Freundes versprach. Also verdammen Sie mich in aller Form Rechtens, daß ich meine müßigen Stunden durch lange Briefe verkürzen soll; und Sie versichern, daß keine Zeile ungelesen bleiben soll, sondern daß Sie vielmehr jeden Brief zweymal lesen wollen; wenn dieses zu meiner Ermunterung gereichen kann.

Aber, das ist doch spaßhaft, daß Sie mir vorschlagen, das Leben des Herrn Grafen von Brühl zu meinem Zeitvertreibe, zum Nutzen der Welt, und zur billigen Rache so vieler unglücklich gemachter Menschen, in meiner jetzigen Einsamkeit zu verfertigen, und es der Welt mitzutheilen. Was? Sie wollen mich zum Schriftsteller machen! Würden Sie mir nicht in ihren Herzen zuruffen: **Was macht Saul unter denen Propheten?** Nein, wahrhaftig! wenn auch meine Finger den grossen und unmittelbahren Beruf zum Bücher-schreiben empfänden; so würde ich mich doch mit einer so kützlichen Sache nicht abgeben. Sie wissen, ich habe noch Mit-Belehnschaften in Sachsen; und der Teufel könnte sein Spiel haben, daß ich als der Verfasser entdecket würde. Würde mir wohl die Welt den Schaden vergüten, den mir mein patriotischer Eifer zu ihrem Besten dereinst zuzöge. Der Herr Graf von Brühl siehet mir aber gar nicht so großmüthig aus, daß er den Cardinal Mazarin nachahmen sollte, der einen Gelehrten, welcher viele bittere Wahrheiten wider ihn hatte drucken lassen, zu sich rufen ließ, dem armen Schelm, der vor Angst halb tod war, auf

das liebreicheste anredete, sich bey ihm entschuldigte, daß er zeither seine Verdienste und Gelehrsamkeit nicht belohnet hätte, weil er immer von einer Menge ungestümmer Menschen belagert wäre, die ihm gleichsam alle Gnaden-Bezeugungen mit Gewalt aus der Hand rissen, und denselben vor Freuden und Erkenntlichkeit fast halb unsinnig machte, als er ihm sofort ein einträgliches Canonicat gab.

Nein wahrhaftig! es steigt keine halbe Gedanke bey mir auf, welche dem Herrn Grafen von Brühl eine solche Großmuth zutrauete. Vielmehr muß man ihm den Caracter des Cardinals Richelieu und anderer despotisch gesinnten Minister zutrauen, die es als ein erschreckliches Verbrechen ansehen, wenn jemand die Verwegenheit hat, die Tyranney, welche sie über ihre vernünftigen Neben-Geschöpfe ausüben, mit lebendigen Farben abzuschildern. Denn wahrhaftig! liebster Freund, auch mit aller Freundlichkeit kann man erschreckliche Tyranneyen über seine Nebenmenschen ausüben; wenn man ihnen durch seine Verschwendungen und Bereicherungen das Brod vor dem Munde wegnimmt, und sie elend und unglücklich macht. Der Herr Graf von Brühl hat auch schon genugsam gezeiget, wie hart er gegen die Satyren-Schreiber zu verfahren geneigt ist. Erinnern Sie sich noch, werthester Freund, des vortreflichen Kopfes, mit dem wir vor ohngefehr 24. Jahren in Leipzig studirten, und dessen grosses Genie und Gelehrsamkeit wir einigemal so sehr bewun-

wundert haben, von dem man uns aber im Jahr 1740. nach Holland schrieb, daß er aus Leipzig hätte flüchten müssen, weil er eine Satyre wider den Herrn Grafen von Brühl geschrieben hätte; und daß der arme Buchdrucker in Leipzig die Zeche auf eine ziemlich grausame Art hätte bezahlen müssen.

Wo muß dieser vortrefliche Geist jetzo seyn? Damals hieß es, daß er nach Genev gegangen wäre. Ohnfehlbar ist er gestorben. Denn was würde er nicht jetzo vor einen grossen Gegenstand vor seine Satyrische Feder an dem Brühlischen Leben haben. Fand er damals Stof vor seine Satyre an den Herrn Grafen von Brühl; so ist gewiß seit der Zeit das Brühlische Sünden-Register Tausendmal grösser geworden. Das wäre der Mann, den man auffordern könnte das Leben Sr. Erlauchten und grossen Excellenz zu beschreiben. Ich wollte ihm mit willigem Herzen alle Anecdoten beytragen, die mir von ihm bekannt wären.

Aber der Vorschlag läßt sich eher hören, daß ich Sie, liebster Freund, weil ich doch einmal lange Briefe schreiben will, mit allem unterhalten soll, was mir von diesem Minister bekannt ist. Sie sagen, daß, da Sie beständig in ihrer Einsamkeit auf dem Lande gelebet hätten, Sie diesen Minister nicht einmal von Person kenneten, und alles, was Sie auser denen öffentlichen Begebenheiten von ihm gehöret hätten, nur von solchen Leuten herrühre, die wahrscheinlich sehr schlecht unterrichtet gewesen wären. Wohlan! werthester

Freund, ich will Sie hierinnen vergnügen. Aber ich fordere bey denen geheiligten Banden unserer Freundschaft, daß diese Briefe kein Mensch in der Welt, und sogar Dero Frau Gemahlinn nicht, zu Lesen bekommt. Zum Glück ist sie ohnedem nicht sehr neugierig. Verbrennen Sie entweder diese Briefe, so bald Sie solche gelesen haben, oder binden Sie solche in ein Paquet mit denen Briefen der Liebenswürdigen und ehedem so zärtlich geliebten S*** zusammen. Denn da ich versichert bin, daß Sie diese Briefe allezeit vor Dero Frau Gemahlin verbergen werden; so werden auch die meinigen daran eine gute Brustwehr der Geheimhaltung haben.

Heinrich Graf von Brühl, Königlich Pohlnischer und Churfürstl. Sächsischer öffentlich declarirter Premier-Minister, der zugleich fast alle übrigen ansehnlichen Bedienungen von Sachsen bekleidet, und in Pohlen und Sachsen eine grosse Menge Baronien, Herrschaften und Güther besitzet, ist der jüngste Sohn des Herzoglich-Weissenfelsischen Geheimden Raths von Brühl; und er hat durch sein ausserordentliches und fast kein Beyspiel in der Welt findendes Glück seine drey ältern Brüder zur Gräflichen Würde und zu denen ansehnlichsten Vermögen und Ehrenstellen befördert, davon der eine Geheimde Rath war, und zu Martinskirchen wohnte, der andere Ober-Stallmeister und der dritte General und Commenthur des teutschen Ordens war, die aber

bis

bis auf den Geheimden Rath bereits verstorben sind, wiewohl ich auch nicht gewiß behaupten kann, daß dieser noch lebet.

Es ist an dem Adel der Brühlischen Familie nichts auszusetzen; obgleich übel unterrichtete Leute öfters dem Herrn Premier-Minister nicht selten, und zumal in auswärtigen Ländern, eine viel geringere Geburt beymessen. Jedoch wie wenig, wahrhaftig edler Freund, kommt auf diese eitle Sache an; wenn wir nur sonst unsern Neben-Menschen nützlich, oder der Bürgerlichen Gesellschaft wenigstens nicht schädlich werden! Das Stamm-Hauß der Brühlischen Familie ist Ganglofs-Sömmern, ein ansehnliches Rittergut in der Gegend von Weissensee in Thüringen. Unterdessen war diese Familie in Ansehung des Vermögens ziemlich in Verfall gerathen; und der Vater des Herrn Premier-Ministers, der Weissenfelsische Geheimde Rath, Herr von Brühl, sahe sich genöthiget, dieses sein einziges Gut an seinen Herrn, den Herzog von Weissenfels, zu verkauffen. Allein, als das Herzoglich-Weissenfelsische Haus ausstarb, und dessen Länder an die Churlinie zurück fielen; so äusserte der Herr Graf von Brühl kaum, daß er das Stammguth seiner Familie wieder zu besitzen wünschte, als ihm Se. Königl. Majestät von Pohlen nicht allein dieses Ganglofs-Sömmern, sondern auch die größte Helfte des sehr wichtigen Amtes Weissensee, dessen Dörfer um Ganglofs-Sömmern herum lagen; desgleichen den grossen, auf einige Meilen sich erstreckenden See bey Weissensee, den der leztere Herzog von

Weissenfels hatte ausdrocknen lassen, darzu schenkten. Ganglofs, Sömmern konnte also eine wichtige Herrschaft vorstellen, worzu es auch declariret wurde.

Da es ein von allen Rechtslehrern angenommener Grundsatz ist, daß die Domainen der Chur- und Fürstenthümer auf eine gültige Art nicht veräussert werden können; so zeiget diese und viel wichtigere Acquisitionen, welche der Herr Graf von Brühl von denen Sächsischen Domainen gemacht hat, daß er dabey auf zweyerley künftige Begebenheiten sichern Staat gemacht haben muß; erstlich, daß die Nachfolger in der Sächsischen Chur immer so schwache Regenten seyn werden, daß sie sich um ihr Finanz-Wesen, und das Beste ihres Staats, nicht viel bekümmern werden; und sodann daß seine Familie beständig in dem nemlichen Ansehn und an dem Ruder der Regierung bleiben, mithin eine Art von erblichen Major domus, wie bey denen schwachen Königen von der Merowingischen Linie in Frankreich, seyn werden. Denn hätte er sich hierauf nicht gewisse Rechnung gemacht; hätte er sich vorgestellet, daß nach ihm ein anderer oberster Minister seyn würde, der nicht von seiner Familie wäre; so war diese Ansichreissung der Chursächsischen Domainen die allerunüberlegteste Sache, die er unternehmen konnte. Denn das war ein Hauptpunct wider ihn, wenn er in Ungnade fiel, oder nach seinem Tode wider seine Familie, daß derselbe, da er als Cammer-Präsident vermöge seines Eides zur Conservation

tion der Churfürstl. Domainen verpflichtet war, selbst dieselben an sich gerissen hatte.

Ohnfehlbar haben Sie gehöret, wertheſter Freund, daß die Brühliſche Familie aus Pohlen abſtammen ſoll. Allein ſo feyerlich auch dieſes der Pohlniſche Adel auf dem Reichs-Tage anerkannt hat; ſo habe ich doch die Ehre, Sie zu verſichern, daß hieran eben ſo wenig etwas wahres iſt, als daß Sie, oder ich Pohlniſchen Urſprungs ſind. In Thüringen, wo verſchiedene Adeliche Häuſer mit dem Brühliſchen von Weiblicher Seite einerley Ahnen haben, lacht man über dieſe Genealogie. Ich habe vor achtzehn Jahren den Berlepſchen Stamm-Baum ſelbſt in Händen gehabt, die mit Sr. Hoch-Reichs-Gräfl. Excellenz einerley Groß-Vater haben; und ohngeachtet derſelbe bis auf Acht Zeugungen hinauf gieng; ſo habe ich doch nichts von Pohlniſchen Ahnen darinnen erblicket. Vielleicht aber, daß er nunmehr nach dieſer neuen Genealogie umgeſchmolzen iſt. Der Pohlniſche Adel lacht eben ſo ſehr über dieſe Genealogie. Ein jeder Edelmann erzehlet daſelbſt frey, wie viel dieſe Genealogie Sr. Excellenz koſtet. Sie mag wohl ein 20 biß 30000 Rthlr. zu ſtehen kommen. Man hat ordentlich mit jedem Landboten gehandelt. Ein Theil erhielten Königl. Gnaden-Bezeugungen, die übrigen, denen mit baarem Gelde mehr gedienet war, empfiengen 1, 2 bis 300 Ducaten, nachdem ſie klug waren und ihre Stimmen koſtbar zu machen wuſten.

Se. Erlauchte Excellenz haben bey dieſer Genealogie zweyerley weiſe Abſichten gehabt. Da ihre

Familie nicht das blosse Indigenat erhielt, sondern vor eine alte Pohlnische Familie feyerlichst erkannt wurde; so wurden sie und ihre Söhne dadurch fähig gemacht, Pohlnische Cron-Bedienungen und Starosteyen zu besitzen, womit auch dieselben und ihr ältester Sohn sofort versehen wurden. Das war also gar nicht einfältig gehandelt, werthester Freund, ein 20. bis 30000. Thaler aufzuwenden; da die dadurch erhaltenen Cron-Bedienungen und Starosteyen gewiß in einem Jahre so viel eintragen. Die Starosteÿ Warschau, die des Ministers ältester Sohn erhielt, ist allein ein sehr fetter Bissen.

Die zweyte weise Absicht war, daß Se. Excellenz und dero Familie vermöge der grossen Freiheiten des Pohlnischen Adels, auf alle Fälle gesichert waren, wenn etwan der König, oder sein Nachfolger die Augen öfnen, und Rechenschaft von ihm, oder seiner Familie fordern sollte. Es ist wahr, Se. Excellenz mögen vor diesen Fall keine grosse Furcht haben. Aber es ist doch besser, auf alle Fälle gewapnet zu seyn; und man kann nicht wissen, wie der Teufel unvermuthet sein Spiel haben kann. Wenn sich so was ereignen sollte; so waren Se. Excellenz als ein Pohlnischer Edelmann allemal sicher; und die Pohlnischen Edelleute mochten ihm gewogen seyn, oder nicht; so durften sie des Beyspiels halber keine Verletzung ihrer Privilegien geschehen lassen.

Se. Excellenz sind von dero ersten Jugend an, Page an dem Weissenfelsischen Hofe gewesen; sie

sind

sind darauf in eben dieser Eigenschaft an dem Hof des verstorbenen Königs Friedrich August von Pohlen gekommen, und bald darauf zum Königl. Leib-Pagen erwählet worden; und das ist der wahre Grund aller ihrer nachfolgenden Grösse. Diese Umstände sind zuverläßig, und übrigens bekannt genug in der Welt. Schon vor 23 Jahren soll eine satyrische Medaille in Holland zum Vorschein gekommen seyn, worauf die damaligen drey vornehmsten Minister Sr. Königl. Majestat von Pohlen, als wenn sie den Thron uuterstützten, vorgestellet wurden, mit der Beyschrift:

Es sind unsrer drey:
Zwey Pagen und ein Laquay.

Der Graf Sulkowsky hatte nämlich gleichfalls durch den Pagen-Stand sein Glück gemacht. Der Graf von Hennicke aber ist zuverläßig fast bis in sein dreyßigstes Jahr Laquay gewesen, da er, durch Vorschub seines Herrn, Accis-Einnehmer geworden, und das Cammer-Mädgen, die nachherige Frau Gräfin von Hennicke, geheyrathet. Hierauf ist er Accis-Inspector zu Lützen geworden, wo ich noch alte Leute selbst gesprochen, die täglich mit ihm in Gesellschaften gewesen waren, und die mich versicherten, daß sie keine andere vorzügliche Eigenschaft an ihm bemercket hätten, als daß er prav hätte sauffen können. Hierauf ist er zum Accis-Commissarius, sodann zum Cammer-Rath in Zeitz, ferner zum Vice-Cammer-Director daselbst, und immer Stuffenweiß höher bis zum Minister befördert worden; und auch dieser besaß die Geschicklichkeit,

das

das gute Sachsen fast um eine Million zu schröpfen, die er an Gütern und baarem Geld bey seinem Absterben hinterließ.

So, edler Freund, spielet die weise Vorsehung mit denen erhabenen Würden der Menschen, vermuthlich, um uns die unaussprechliche Kleinigkeit derselben auf eine recht sinnliche Art begreiflich zu machen; und uns zu überzeugen, daß der Vorzug und Vollkommenheit unsers Geistes allein unser wahre Adel und unsre wahre Würde seyn kan. Ich will nicht davor haften, daß der Umstand mit der jeztgedachten satyrischen Medaille ungezweifelt gewiß ist. Ich habe sie nicht gesehen. Allein glaubwürdige Leute haben mich versichert, solche selbst in Händen gehabt zu haben.

Man höret zuweilen, und ich erinnere mich auch irgendwo gelesen zu haben, daß der Herr Graf von Brühl in Leipzig studiret habe. Allein, das ist zuverläßig nicht gegründet. Einer meiner Anverwandten, ein alter erhrwürdiger Greis, der an dem Weissenfelsischen Hofe in Bedienung stand, und den nunmehrigen Herrn Grafen von Brühl unter seinen Augen aufwachsen sehen, hat mich vor zwanzig Jahren versichert, daß er unmittelbar von dem Weissenfelsischen Hofe an den Dresdnischen gekommen sey. Da es nun gar nicht wahrscheinlich ist, daß er als Leib-Page erst nach Leipzig auf die Universität gegangen sey; so kan dieses Vorgeben wohl keinen Grund haben. Vermuthlich hat der Herr Graf von Brühl seine überaus grosse und prächtige

Biblios

Bibliotheck, die alles übertrift, was man sich davon vorstellen kan, nicht als ein Gelehrter gesammelt, sondern so wie andere Meublen, damit kein einzig Fach der Pracht und Verschwendung ledig bleiben möge.

Sie können die schöne Abhandlnng, mein Allerwerthester, die Plutarch geschrieben hat, daß ein Fürst gelehrt seyn müsse. Seine Gründe sind so stark, daß man ihm ohne Bedencken Beyfall geben muß. Allein, wenn man dieses von dem Regenten behaupten muß, wie viel nothwendiger muß die Gelehrsamkeit nicht einem Minister seyn! Der Regent hat eigentlich nur den Zusammenhang aller Angelegenheiten zu erhalten. Allein der Minister muß bis auf den Grund aller Angelegenheiten dringen, und die erforderlichen Mittel und Maasregeln kennen, und zu erwählen wissen. Was meynen Sie, liebster Freund, sollte dieses ohne Gelehrsamkeit möglich seyn? Meines Erachtens bestehet die Gelehrsamkeit in nichts, als in der Kenntniß der Dinge und ihrer Eigenschaften, sowohl als ihres Verhältnisses und Wirkungen gegen einander.

Es würde eine pedantische Forderung seyn, wenn man verlangen wollte, daß diese Gelehrsamkeit eben auf Universitäten erworben werden müßte. Aber, sie mag nun durch Bücher-Lesen, oder durch den Umgang mit der Welt erlanget werden; so muß sie doch ein Minister haben, wenn er nicht in Gefahr stehen will, alle Augenblicke Fehltritte zu begehen.

Insonderheit sehe ich nicht, wie ein Minister die Geschichte entrathen kan, die ihm allein die Folgen

und

und Wirkungen, aus seinen Maasregeln, und aus dem Zusammenhange der Begebenheiten an die Hand geben kan. Allein diese ist nicht von der Art, daß sie durch den Umgang erlernet werden kan. Eben diese Beschaffenheit hat es mit dem Völker- und Staats-Recht, die ohne sehr lächerliche Grundsätze einem Minister nicht entbehrlich erachtet werden können. An dem Mangel dieser Erkenntniß liegen hauptsächlich die Fehler, welchen die meiste Staats-Leute begehen; und wenn ich die Maasregeln des Herrn Grafen von Brühl in seinem ganzen Ministerio critisch untersuchen wollte; so würde sich klar zeigen lassen, daß es ihm am meisten an dieser Erkenntniß fehlet. Und in der That, wo sollte er sie erlanget haben? Von Jugend an in dem Gewirre der Höfe erzogen, und in die Hof-Intriquen verwickelt, hat er wohl sehr wenig Zeit gehabt, Bücher zu lesen.

Der Herr Graf von Brühl war schon der Liebling des verstorbenen Königs von Pohlen. Er stieg schleunig zum Cammer-Junker, Cammer-Herrn, Ober-Cammer-Herrn und Minister. Man trägt sich mit einer besondern Historiette, auf was Art er sich die vorzügliche Gunst des verstorbenen Friedrich Augusts erworben habe. Man sagt, ein Courier habe einstmals die allerwichtigsten Depechen überbracht, die er vermöge seiner Ordre in die eigne Hände des Königes übergeben, und welche die allerschleunigste Antwort erfordert hätten. Der König habe seinem damaligen Leib-Pagen Brühl aufgetragen, dem Geheimden

Kriegs-

Kriegs-Rath und Cabinets-Secretair Pauli auf das eiligste zu ruffen. Allein dieser sey so betrunken gewesen, daß er von seinen Sinnen nicht gewußt habe. Der König sey sehr verlegen gewesen, wem er zu Schreibung der Antwort in der Eil ruffen lassen sollen; und da habe sich der Leib-Page von Brühl zu Verfertigung der Depeche angeboten; und habe auch die Antwort zum Vergnügen Sr. Majestät dergestalt wohl und weislich verfertiget, daß Friedrich August von dieser Stunde an eine besondere Gunst auf ihn zu werffen angefangen habe.

Diese Historiette, werthester Freund, ist nicht ohne wahrscheinliche Umstände erdichtet. Es ist wahr, daß der Cabinets-Secretair Pauli der in dem Cabinet, sowohl als in dem Geheimden Kriegs-Raths-Collegium, worinnen er vorsitzender Rath war, fast alles vermochte, dem Trunke unmäßig ergeben war. Bey jeder Mahlzeit, und wenn er auch ganz allein speisete, nahm er so viel Wein zu sich, daß er von seinen Sinnen nichts wußte. Dieses war dem König nicht verborgen. Er pflegte zu sagen: daß er nur Vormittags einen Pauli hätte. Es war auch dieses nicht etwan ein erträglicher Grad der Trunkenheit, so wie man in Wien die meisten Minister, Staats- und Cabinets-Secretarien nach Tische, wegen des zu sich genommenen Weins sehr aufgeräumt findet; Nein, die Paulische Trunkenheit war so unmäßig, daß sie ihn zu allen Geschäften unfähig machte; wie er denn endlich durch diese unmäßige Trunkenheit

ein

ein tragisches Ende nahm. Er stürzte sich Nachmittags in dieser Trunkenheit zum Fenster herunter auf die Strasse, und blieb so fort tod.

Allein ohngeachtet die Trunkenheit des Cabinets-Secretairs Pauli, welche in dieser Historiette vorausgesetzet wird, allerdings wahr ist; so scheinet sie mir doch sonst nicht viel Wahrscheinlichkeit zu haben. Der verstorbene König Friedrich August von Pohlen, war gar nicht der Monarch, der etwas ohne Beyrath seiner Minister zu beschliessen pflegte. Je wichtiger demnach die Sache war, desto eher würde er einen Minister haben ruffen lassen; und binnen der Zeit würde sich auch jemand gefunden haben, welcher die Antwort abfassen konte. Ueberhaupt aber kan man sich schwehrlich eine so dringende Sache vorstellen, die nicht einige Stunden Aufschub litte. Ich habe auch viele eigenhändige französische Briefe von dem Herrn Grafen von Brühl gesehen, die er schon als Minister geschrieben hatte. Es ist wahr, es ist an ihrer Schreib-Art nichts auszusetzen. Allein daß sie so unvergleichlich und vortreflich seyn solte, daß man sich so fort darinnen verlieben müßte, das habe ich nicht gefunden. Wie viel weniger wird er also als Page eine so einnehmende Schreib-Art in seiner Gewalt gehabt haben! Denn ohne Zweifel haben die Uebung und die Geschäfte seine Schreib-Art nach und nach mehr auspoliret.

Es bedarf solcher Historietten gar nicht, um die Art und Weise zu erklären, wie der Herr Graf von Brühl der Günstling des verstorbenen Königs

von

von Pohlen geworden ist. Ohngeachtet seine Leibes-Länge noch weit unter dem mittelmäßigen ist; so ist er doch überaus wohl gebildet, und weiß sich durch sein äusserliches Bezeugen ungemein angenehm zu machen. Seine Höflichkeit auch gegen Personen, die sehr weit unter ihm sind, kennet gar keine Grenzen; Sie gehet bis zur Ausschweifung. Wenigstens habe ich ihn noch vor zwölf Jahren also gefunden; und er müßte sich nur nach der Zeit geändert haben. Aus dieser ausschweiffenden Höflichkeit gegen geringe Personen können Sie leicht, wertheſter Freund, auf das demüthige Bezeugen gegen seinem König und Herrn einen Schluß machen, und wie äusserst aufmerksam er gewesen seyn wird, sich dessen Gnade zu erwerben. Setzen sie dessen angenehme Bildung, dessen äusserliche geschickte Stellungen und die Munterkeit seines Geistes hinzu; so bedarf es gar keine Historietten, um begreiflich zu machen, wie er sich die Gunst eines Monarchen hat erwerben können, der zu tiefsinnigen Betrachtungen, um den Grund der menschlichen Gemüther zu erforschen, eben nicht sehr aufgelegt war.

Ich kan Ihnen nicht läugnen, wertheſter Freund, daß, als ich zum erstenmal diesem Minister aufwartete, so wurde ich dergestalt von ihm bezaubert, als ich es nach der Zeit von keinem Menschen in der Welt geworden bin. Ich hörte nichts, als ganz ergebenste und ganz gehorsamste Diener; ich hatte vollkommen über ihn zu befehlen, dieses war sein eigener und oft wiederholter Aus-

druck; nichts war ihm so schätzbar, als die Gelegenheit, mir zu dienen und mir seine Achtung zu bezeugen. Sie wissen, mein Allerliebster Freund, daß ich nicht einmal auf Universitäten so einfältig war, mich durch Worte einnehmen zu lassen. Allein dißmal wurde ich durch meine eigene Grundsätze betrogen. Ich habe seit meinem achtzehenden Jahre denen Leuten, die mir Gewogenheits und Freundschafts-Versicherungen gegeben, scharf in das Gesichte gesehen; Ich habe alle ihre Züge und geheimen Minen genau beurtheilet, die fast allemal Verräther des Herzens sind. Aber hier fand ich nichts als Aufrichtigkeit; wie denn in der That der Herr Graf von Brühl eines der ehrlichsten und aufrichtigsten Gesichter hat, die ich nach der Zeit in der Welt gefunden habe.

Allein, als ich sowohl in denen Geschäften meines Hofes, als in meinen eignen Angelegenheiten ferner mit ihm unterhandelte; so wurde ich gar bald überzeuget, daß alle diese schönen Ausdrücke und Versicherungen nichts als Worte waren. Ich fand, daß der Strom von Höflichkeiten, womit er fortfuhr, mich zu überschütten, weiter nichts als lang gewohnte mechanische Bewegungen seines Cörpers waren, wobey seine Seele gar nichts dachte. Mehr als einmal bin ich in Versuchung geführet worden, ihm unter das Gesichte zu sagen: Ich bitte Ihro Excellenz gehorsamst um etwas weniger Complimente, aber um ein klein wenig mehr Realität.

Ich habe nach der Zeit noch gar öfters die Anmerkung zu machen Gelegenheit gehabt, daß alle diejenigen, welche die Höflichkeit bis zur Ausschweifung treiben, und sich der übertriebensten Complimente bedienen, allemal Leute sind, von deren Aufrichtigkeit und Geneigtheit man sich gar nichts versprechen kann; und ich kann wohl sagen, liebster Freund, daß mir dieser Strom von Complimenten, der alle Wahrscheinlichkeit übersteigt, erschrecklich zuwider ist. Ich glaube, daß man einem vernünftigen Menschen dadurch allemal eine grosse Beleydigung zufüget; denn im Grund sagt ein solcher Minister nichts anders, als ich sehe dich vor so einen einfältigen Tropf an, daß du diesen leeren Worten glauben wirst.

Unterdessen darf man nur etwas auf das Bezeugen solcher Leute aufmerksam seyn; so wird man finden, daß sie sich allenthalben selbsten verrathen, wie wenig ihnen ihre Cowplimenten um das Herze sind. Ich befand mich einstmals bey einem nunmehr verstorbenen Kriegs-Minister eines grossen Hofes, der gleichfalls die Complimenten bis zur Ausschweiffung trieb, und mich mit dem Schwall seiner Höflichkeiten ganz betäubete, als man eben einen jungen Prinzen von einem auswärtigen Fürstl. Hause meldete, der in Diensten dieses Staats Major war. Ich wolte mich sofort entfernen. Allein der Minister sagte: Bleiben sie, es hat nichts zu bedeuten; es ist nur ein junger Prinz. Als aber dieser Prinz herein kam; so sagte der Minister: Ich bin äusserst beschämet, daß

mir Ew. Durchl. zuvor kommen; ich war eben im Begrif, mich selbst unterthänigst zu Dero Füssen zu legen; und in diesem Thon fuhr er fort, den jungen Prinzen, der ein artiger und bescheidener Herr von etwan 13 Jahren war, und seinen Hofmeister, mit einem Strom übertriebener Complimenten zu überschwemmen, daß sie kaum wußten, was sie antworten solten; mir aber gab er dadurch eine gute Warnung, wie wichtig ich alle Gewogenheit und Freundschafts-Versicherungen anzusehen hätte, die er mir den Augenblick vorgesagt hatte.

Bey Lebzeiten des verstorbenen Königs von Pohlen schien der Herr Graf von Brühl nichts weniger als die Gnade Sr. jetztregierenden Königl. Majest. von Pohlen zu besitzen. Die scharfsichtigen Hof-Leute wolten vielmehr bemerket haben, daß der damalige Chur-Prinz diesem Günstling seines Vaters ziemlich kaltsinnig begegnete; und eben so wenig will man damals an dem Herrn Grafen von Brühl ein besonderes Bemühen angemerket haben, sich dem künftigen Nachfolger gefällig zu machen, und sich dessen Gewogenheit zu erwerben. Vielmehr besaß der damalige Cammer-Junker und Hauptmann, Graf von Sulkowsky, der als Page gleichsam mit dem Prinzen aufgewachsen war, das Herz des Chur-Prinzen und allen möglichen Ascendant über sein Gemüth. Da man nun zwischen denen beyden Günstlingen des Vaters und des Sohnes nichts weniger als Anzeigen zu einer vertraulichen Freundschaft fand; so urtheileten alle Hof-Leute, daß das Glück des Herrn Grafen

von

von Brühl bey dem Absterben August des zweyten, seine lezten Gränzen erreichet haben würden.

Allein sie betrogen sich sehr in ihren Urtheilen. Der Herr Graf von Brühl befand sich zu Anfange des Jahres 1733. mit in Pohlen, als August der zweyte daselbst verstarb. Statt sich von einem so unvermutheten Schlage, als das Absterben seines wohlthätigen Monarchen war, betäuben zu lassen; so sann er auf Mittel, sich unter der neuen Regierung zu erhalten. Er bemächtigte sich in der Stille der Pohlnischen Crone und Reichs-Kleinodien; und eilte damit, mit einer Vogel gleichen Geschwindigkeit, nach Sachsen, ehe die Pohlnischen Magnaten bey einem so unvermutheten Fall einige Anordnungen machen konnten. Der Churprinz und nunmehrige Churfürst von Sachsen konnte einen Mann, der ihn durch Ueberbringung der Pohlnischen Cron-Kleinodien einen so guten Dienst leistete, und welcher überdiß versicherte, daß er durch seine Freunde wegen der Pohlnischen Königs-Wahl, zum Vortheil Sr. Königl. Hoheit wirksame Unterhandlungen eingefädelt hätte, natürlicher Weise nicht mit unfreundlichen Augen ansehen. Ueberdiß wendete sich der Herr Graf von Brühl an den Liebling seines nunmehrigen Herrn, nemlich an den Grafen von Sulkowsky, und versicherte denselben in den allerstärksten Ausdrücken, deren Nachdruck Sie, liebster Freund, aus dessen oben gepriesener Gabe hierinnen, leicht erachten können, seiner vollkommensten Freundschaft und Ergebenheit, und daß

er ihn als sein Werkzeug zu allen brauchen könnte.

Der Herr Graf von Brühl sah klüglich ein, daß der Graf von Sulkowsky ein schimmerndes Glück erlangen würde, und daß er sich diesem Glück nicht widersetzen könnte, ohne selbst davon zerschmettert zu werden. Er überlegte, daß der Graf von Sulkowsky, da derselbe catholisch war, nach denen Religions-Versicherungen des höchstseeligen Königs, keine von denen Ministerial- und Länderstellen bekleiden könnte; er urtheilte dannenhero, daß die ansehnliche Würde eines Ober-Cammer-Herrn, welche er, der Graf von Brühl, besaß, denen Absichten des Grafen von Sulkowsky am besten gemäß seyn würde. Er that also dem Grafen von Sulkowsky die Anerbiethung, daß er diese Ober-Cammer-Herrnstelle zu seinem Besten niederlegen wollte, wenn er davor andere Bedienungen erhielt. Diese Erbiethung wurde angenommen, und der Herr Graf von Brühl davor zum Cammer-Präsidenten und General-Accis-Director gemacht. Diesen Umstand, daß der Herr Graf von Brühl selbst die erste Erbiethung von Niederlegung der Ober-Cammer-Herrnstelle gethan hat, habe ich von einem Manne, dem solches der nunmehrige Fürst von Sulkowsky selbst erzählet hat.

Auf diese Art erhielt sich der Herr Graf von Brühl unter der neuen Regierung selbst durch Vorschub des Grafen von Sulkowsky. Dieser Günstling des neuen Herrn glaubte nicht, daß er von dem Grafen von Brühl etwas zu besorgen hätte.

Er

Er versicherte sich, daß er in der Gunst seines Herrn allemal den Vorzug haben würde; und vermöge der schönen Versicherungen des Herrn Grafen von Brühl glaubte er, an ihm einen Freund zu finden, der ihm vollkommen ergeben wäre. Allein der Erfolg hat gezeiget, daß er sich in allen diesen Voraussetzungen und Vermuthungen ziemlich betrog; weil er den Mann gar nicht kannte, mit dem er es zu thun hatte.

Sehen Sie, wertheſter Freund, hier haben Sie eine Vorstellung von der Brühlischen Geschichte, bis zum Regierungs-Antritt Sr. jeztregierenden Königl. Majestät von Pohlen. Haben Sie etwas darinnen gefunden, das Ihnen vorher unbekannt gewesen ist; haben Sie ein Vergnügen an dieser Art meines Zeitvertreibs gefunden; so wird es allemal von Dero Befehl abhängen, ob ich fortfahren soll. Aber jetzo muß ich meinen durch die Bewegung ermüdeten Fingern einige Ruhe gestatten.

Jedoch noch eins. Wie? Sie schreiben, wertheſter Freund, daß Ihnen die Geschichte des Prinz Liesgen unbekannt ist. Wie ist das möglich? Haben Sie in ihrem 10ten oder 12ten Jahre, da diese Geschichte noch ziemlich neu war, so wenig Neubegierde gehabt; und sind damals nichts als Leute in Ihrem Hause aus und eingegangen, die gar keine Lust daran gefunden haben, etwas neues und lustiges zu erzählen? Jedoch, was sage ich? Wie ist es möglich, daß ich

meinem Freunde bey einem so langen vertraulichen Umgange diese Geschichte nicht selbst erzählet habe, da ich geglaubt habe, daß ich zu unserer vergnügten Unterhaltung alle angenehme Geschichte erschopfet habe, die mir bekannt gewesen sind. Unterdessen muß doch alles dieses möglich gewesen seyn; weil Sie versichern, von dem Prinz Liesgen noch nie ein Wort gehöret zu haben. Nun wohlan, mein Allerliebster, in meinem nächsten will ich Sie mit dieser Geschichte unterhalten. Aber bis dahin bitten meine Finger um Frist; und sie wollen jetzo durchaus nichts mehr schreiben, als die Versicherung von meiner ewigen und unverlezlichen Freundschaft, mit welcher ich bis in meine Gruft seyn werde

Dero

F = = t, den 31. Julii
1760.

wahrer Freund und Diener.

Vier-

Vierter Brief.

Schäzbarer und würdigster Freund.

Mein voriger Brief war kaum auf der Post, als ich Dero geehrtestes vom 29. Julii erhielt, worinnen Sie mir melden, daß die Belagerung von Dresden aufgehoben sey, daß das Gerüchte hiervon schon seit vier Tagen in Dero Gegend gewesen, daß Sie aber davon nichts melden wollen, weil immer gegenseitige Berichte mit speciellen Umständen angekommen wären. Diese widersprechenden Gerüchte, werthester Freund, sind in gewissem Betracht beyde wahr gewesen. Se. Königl. Majestät von Preussen haben die Belagerung aufgehoben; Sie sind aber doch dem ohngeachtet bey Dresden stehen geblieben; und das hat natürlicher Weise die widersprechenden Gerüchte veranlasset, die auch in hiesiger Gegend gewesen sind.

Alle Nachrichten bestättigen, daß die gute Stadt Dresden, insonderheit die Altstadt, unter Schutt und Asche fast begraben ist. Die bedaurenswürdige Einwohner haben dieses Niemand als ihren guten Freunden, denen Oesterreichern zu danken. Ohngeachtet Se. Königl. Majestät von Preussen nach den vielen Beyspielen, welche die Feinde vor Cüstrin, Schweidnitz, Zittau, und so gar an Guhrau, und andern offenen Städten

in Schlesien gegeben haben, gar wohl befugt gewesen wären, die Stadt mit Feuer anzugreiffen; so ist doch solches, wie in der Magdeburgischen Zeitung declariret worden, niemals die Absicht Seiner Majestät gewesen; sondern Sie haben bloß auf die Wälle feuren lassen, bis die Oesterreicher den Thurm der Creutzkirche statt einer Batterie gebraucht haben, da man sich denn freylich genöthiget gesehen, sie mit Bomben davon zu vertreiben.

Man kann sich fast einen so grossen Mangel aller Ueberlegung und Einsicht bey dem Oesterreichischen Commendanten nicht vorstellen, daß er das Unglück, welches er dadurch der Stadt zuziehen würde, nicht vorhergesehen haben sollte; und doch ist es eine Vermuthung, wovor man erschrecken muß, und welche, wenn sie richtig wäre, der Menschheit Schande machen würde, daß er die Residenz des getreuesten Bundes-Verwandten seiner Monarchin mit Vorsatz in dieses Unglück gestürzet habe. Unterdessen, wenn er die Folgen nicht vorher sah, welche aus dem Gebrauch, den er wider alle Krieges-Gewohnheiten von dem Creutzthurm machte, entstehen würden; so verdienet er nicht Corporal oder Gefreyter unter dem schlechtesten Regiment der Kayserin zu seyn.

Ueberhaupt können alle vernünftige Menschen, die Empfindungen der Menschen-Liebe und Begriffe von den Gesetzen des Krieges unter gesitteten Völkern haben, das Betragen der Oesterreicher in diesem Kriege nichts anders, als mit Abscheu anse-

ansehen. Das Oesterreichische Ministerium tritt gleichsam öffentlich alle unläugbare Gesetze des Völkerrechts mit Füssen; indem es Treu und Glauben verletzet, die Krieges-Verträge verachtet, und vermeintlich annulliret, und sogar die Reichs-Stände befehliget, zur Schande unserer erleuchteten Zeiten, eben so wenig Betracht vor die Krieges-Verträge und das Völker-Recht zu haben. Ihre Generals aber setzen alle vernünftige Gewohnheiten und Regeln des Krieges unter gesitteten Völkern auſſer Augen, und üben solche Grausamkeiten aus, welche den Oesterreichischen Nahmen auf ewig in der Geschichte stinkend machen werden.

Ohnfehlbar, mein Allerwerthester, haben Sie nunmehro alle Umstände von dem neuen Beyspiele der Oesterreichischen Grausamkeit wider die beweinenswürdige Stadt Landshut gelesen. Auſſer einer allgemeinen Plünderung, welche denen unglücklichen Einwohnern nicht die Kleidung auf dem Leibe gelaſſen hat, ist die Wuth dieser Barbarn so weit gegangen, daß sie arme unschuldige unbewehrte Menschen, die auf ihren Knien mit vorgehaltenen Crucifix um ihr Leben gebeten, ohne Unterschied der Religion, des Geschlechts und des zarten Alters, ermordet haben. Mein ganzes Blut empöret sich wider solche Barbaren; und ich kann wohl sagen, liebster Freund, es verdreust mich in diesen Zeiten zu leben, von welchen ich mir fälschlich eingebildet hatte, daß sie gesittet und vernünftig wären, von welchen aber nunmehro die Thaten zeigen, daß sie noch unter die Gothischen und Herulischen Zeiten zu setzen sind.

Es ist die allernichtigste Entschuldigung, wenn man sagt, daß bey solchen Gelegenheiten der erhitzte Soldat nicht im Zaum gehalten werden könnte. Wie? in einer offenen, unbefestigten Stadt, worinnen kein Feind mehr ist, kann ein General seine Völker nicht in Schranken halten. Wenn ich diese Entschuldigung von einem solchen verächtlichen Manne selbst hörete; so wollte ich ihm in das Gesichte sagen, daß er vielleicht verdienen könnte, General unter den Hottentotten oder Iroquois zu seyn; aber daß er ganz und gar unwürdig wäre, unter vernünftigen und gesitteten Völkern eine solche Stelle zu bekleiden.

Es scheinet, daß insonderheit der General Laudon durch die Grausamkeiten und Verwüstungen, so er in denen Preußischen Landen anrichtet, der Kayserin seine Cour zu machen gedenket. Aber, wenn dieser General durch sein Betragen, und das Oesterreichische Ministerium durch seine Nachsicht, die Welt überreden, daß die Kayserin an solchen Grausamkeiten einen Gefallen hat; so bedenken sie vielleicht nicht, wie sehr sie diese Monarchin in den Augen aller rechtschaffenen und vernünftigen Menschen verunehren.

So wenig eine solche Barbarey mit der Menschlichkeit übereinstimmet; eben so wenig ist sie denen gemeinesten Regeln der Klugheit gemäß. Wird man nicht durch solche barbarische Grausamkeiten denen Schlesiern ein treffliches Verlangen zur Rückkehr unter dem Oesterreichischen Zepter beybringen?

Ich

Ich habe eine besondere Anmerkung aus der Geschichte gemacht, liebster Freund. Ich habe selten oder niemals gefunden, daß ein General, der seinen Soldaten allen Muthwillen und unmenschliche Barbareyen gestattet hat, eines natürlichen Todes gestorben wäre, oder daß er bis an sein Ende im Wohlstande gelebet hätte. Ich bitte Sie, mein Allerliebster, wenn Sie länger leben sollten, als ich, haben Sie einige Aufmerksamkeit auf diesen Laudon, und bemerken Sie den endlichen Erfolg seines Lebens und seiner Lebens-Umstände! Ich habe niemals Lust gehabt einen Propheten abzugeben; aber hier getraue ich mir wohl zu prophezeyen, daß so viel unschuldiges, um Rache schreyendes Blut, den Zorn des grossen und gerechten GOttes wider diesen barbarischen Mann erregen werde, der ihn gewiß noch in diesem Leben auf eine oder die andere Art treffen wird. Man müste von dem allergütigsten und allergerechtesten Wesen eine schlechte Vorstellung haben, wenn man glauben wollte, daß es eine solche barbarische Wuth gegen unschuldige Menschen ungestraft lassen könnte.

Ein wehmüthiges Mitleiden, ein Eifer, dessen sich die Menschen-Liebe bey solchen Thathandlungen schwehrlich enthalten kann, hat mich bewogen, daß ich Ihnen hier, liebster Freund, allzu ernsthafftige und traurige Sachen zu lesen gegeben habe. Aber ich will dieses wieder gut zu machen, und Sie auf eine vergnügtere Art zu unterhalten suchen; indem ich Ihnen nunmehr die versprochene Geschichte von dem Prinz Liesgen mittheilen werde.

Diese

Diese Geschichte ist in verschiedenen Betracht lehrreich. Unter andern beweiset sie, daß es gar nicht schwehr seyn muß, die Rolle eines grossen Prinzen in der Welt zu spielen. Sie werden hier, mein Freund, diese Rolle von einer Person von der schlechtesten Geburt und Erziehung spielen sehen, ohne daß der ganze Adel in einem Bezirk von verschiedenen Meilen etwas an dieser Person erblicket hat, welches diese Rolle zweifelhaftig zu machen schien. Merken Sie sich diese Wahrheit, liebster Freund! Sie gehöret nicht unter die alltäglichen.

In den Jahren 1717. oder 1718. als sich Se. jeztregierende Königl. Majestät von Pohlen, als damaliger Churprinz, auf Reisen, und zulezt in Wien befanden, lebte in dem Städtgen Wolkenstein, in dem Sächsischen Erzt-Gebirge, eine Zeugmachers Tochter, ohngefähr 22. bis 23. Jahr alt, mit dem Vornahmen Elisabeth, (der Zunahme ist mir entfallen), die mit ihrem Schiksal sehr übel zufrieden war. Da sie beständig, als ein Geselle, Zeug weben muste, und von ihrem Vater ziemlich streng gehalten wurde; so sann sie beständig auf Mittel, wie sie sich dieser ihr so verdrießlichen Lebens-Art entledigen, und in einen bessern Stand setzen möchte.

Sie war überhaupt mit ihrem weiblichen Geschlecht gar nicht zufrieden; und beseufzete beständig, daß sie die Vorsehung nicht als eine Mannsperson hätte gebohren werden lassen. Nach dieser Gesinnung fiel sie endlich auf den Anschlag, daß

sie

sie aus ihres Vaters Hause in geheim fortgehen, und unter der Verkleidung einer Manns-Person ein besseres Glück in der Welt suchen wollte. Sie beschloß diesen Anschlag auszuführen, als ihr Vater, der ein Wittwer war, auf etliche Tage verreisete.

Da ihr Vater sein ordentliches Kleid anhatte; so blieb ihr nichts übrig, was sie sich zu ihrer vorhabenden Verkleidung bedienen konnte, als sein schwarzes Ehrenkleid, worinnen er als ein ehrbarer Bürger zum Nachtmal gieng, und die Leichen seiner verstorbenen Mit-Meister begleitete. Sie machte dieses Kleid in etwas vor ihren Leib gerecht, zog eines von ihres Vaters Hemden an, steckte ein paar andre zu sich, und wanderte in diesem Aufzuge zur Nacht aus ihres Vaters Hause fort. Sie beschloß, sich ihrer Verkleidung gemäß vor einen vertriebenen Schulmeister auszugeben, und überließ es übrigens der Vorsehung des Himmels, was er aus ihr machen wollte.

Nachdem sie verschiedene Gegenden durchstrichen, und die Mildthätigkeit der Edelleute und Pfarrer versuchet hatte; so kam sie endlich nach dem Schlosse Augustusburg, welches der Ober-Fischmeister von Günther, vermöge seiner Bedienung, wegen der vielen da herum gelegenen Königlichen Teiche bewohnete. Es traf sich eben, daß der Herr von Günther auf dem Schloßplatze war; und sie sprach denselben, als ein vertriebner Schulmeister, um eine milde Beysteuer an.

Der

Der Ober-Fischmeister glaubte in diesem vertriebenen Schulmeister etwas wahrzunehmen, was dem damaligen Churprinzen, Seiner jeztregierenden Königl. Majestät von Pohlen, ähnlich wäre; und in der That soll diese Jungfer Elisabeth einige, wiewohl nicht sehr grosse Aehnlichkeit mit dem damaligen Churprinzen gehabt haben. Der Herr von Günther ließ an diesen verstellten Schulmeister verschiedene Fragen ergehen, die Jungfer Liesgen auf eine gesezte und ernsthafte Art beantwortete. Der Herr Ober-Fischmeister vermeinte in diesen Antworten eine gewisse Hoheit und Majestät zu finden; und fiel endlich auf die Vermuthung, daß das wohl gar der Churprinz selbst seyn möchte.

Damit Sie sich, werthester Freund, von dem Herrn Ober-Fischmeister keine gar zu lächerliche Vorstellung machen; so müssen Sie sich desjenigen erinnern, was ich in meinem Briefe vom 25. Julii gesagt habe, nehmlich, daß sich die Sachsen von dem damaligen Churprinzen eine überaus grosse Hofnung machten, und seine bevorstehende Regierung sich in dem Perspective güldner Zeiten vorstelleten, in welche ihre damalige Last erleichtert, und alle Regierungs-Gebrechen abgestellet würden. Vermöge dieser Hofnung breiteten sich allerley Gerüchte aus, und insonderheit, daß der Churprinz öfters im Lande unerkannt herum reisete, um sich von dem Zustand des Landes in allen selbst zu unterrichten, damit er dereinst desto gegründetere und weisere Maaßreguln zur Aufnahme des Landes nehmen könnte.

Just damals aber gieng hauptsächlich dieses Gerüchte, daß der Churprinz sich keinesweges so lange auf Reisen aufhielt, sondern ohne Wissen seines Vaters im Lande unerkannt herumreisete, um alles mit seinen eignen Augen einzusehen. Es ist wahr, es waren eben keine Leute von grosser Einsicht und Kenntniß des Hofes, welche sich mit dergleichen Geschwätze trugen. Unterdessen befand sich der Herr Ober-Fischmeister unter der Zahl dererjenigen, so von der Wahrheit dieser Gerüchte sehr eingenommen waren.

Der Herr von Günther urtheilte sehr weislich, daß wenn dieses der Churprinz wäre; so wäre sein Glück gemacht, wenn er denselben sehr wohl aufnehme. Bey seinem mittelmäßigen Verstande, der meines Erachtens aus dieser ganzen Geschichte allenthalben hervorleuchtet, fehlete es ihm nicht an der ehrgeitzigen Begierde unter der künftigen Regierung eine grosse Figur zu machen. Es ist eine sehr gegründete Anmerkung, liebster Freund, daß die mittelmäßigen Geister sich am meisten bey den Höfen zu drängen. Ein wahrer und grosser Verstand hat richtigere Begriffe von seiner Glückseeligkeit, als daß er sie eben an denen Höfen suchen sollte.

Unterdessen wollte er doch nichts übereilen, sondern alles vorher behörig erforschen. Er nöthigte also den verstellten Schulmeister mit in sein Zimmer zu gehen, ließ ihm einen Becher Wein reichen, und fieng allerley Unterredungen mit ihm

an. Hier entdeckte nun der Herr von Günther überall so viel Verstand an Jungfer Liesgen, den nach seinem Erachten unmöglich ein armer Schulmeister haben konnte; und er glaubte, daß er mit seinen scharfsichtigen Augen die mit allem Fleiß versteckte Hoheit und Majestät dieser Persohn bey einem jeden Worte hervor strahlen sähe. Er hielt sich also auf das allervollkommenste überzeugt, daß dieses Niemand anders als der Churprinz seyn könnte.

Er wagte es dannenhero ohne ferneres Bedenken Jungfer Liesgen zu sagen, daß wenn ihn nicht alles trüge; so glaubte er unter diesen Kleidern eine ganz andere Person vor sich zu sehen; und Jungfer Liesgen, die in ihrer Verkleidung entdeckt zu werden befürchte, erröthete natürlicher Weise darüber. Sie faßte aber wieder ein Herz, als der Herr Ober-Fischmeister fortfuhr, und sagte, daß seinem Erachten nach unter diesen schlechten Kleidern eine sehr hohe Person verborgen läge; und sie verneinte zwar dieses, aber bey der noch halben Bestürzung auf eine Art, die den Herrn von Günther immer mehr in seinen Muthmassungen bestärkte. Kurz, diese sichtbare Erröthung und diese Art der Verneinung liessen nunmehr bey ihm gar keinen Zweifel übrig, daß er den Churprinzen, die grosse Hofnung aller Sächsischen Unterthanen, vor sich hätte.

Der Herr Ober-Fischmeister Günther prieß sich sehr glücklich, daß ihm der Himmel eine so schöne

Gele-

Gelegenheit darböthe, sich in der Welt recht hoch empor zu bringen; und dieselbe aus den Händen gehen zu lassen, hielt er vor eine unverzeyliche Einfalt, welche dem Character eines klugen Mannes, den er sich nicht unterließ beyzulegen, gar nicht gemäß wäre. Er sagte dannenhero, daß er die Ursachen gar wohl begriffe, die Ihro Königl. Hoheit haben könnten, in solcher Verkleidung in dem Lande herum zu reisen. Allein, daß diese Endzwecke dennoch erreichet werden könnten, wenn sie sich gnädigst gefallen liessen, eine Zeitlang sein Haus mit ihrer Gegenwart zu beehren, und böthe er sein ganzes Vermögen zu Ihro Königl. Hoheit Diensten an.

Jungfer Liesgen, die auf gut Glück und auf die Vorsehung des Himmels aus ihres Vaters Hause ausgegangen war, und die übrigens nichts mehr wünschte, als gute Tage zu haben, glaubte, daß sie die Gelegenheit hierzu nicht ganz ausser Händen gehen lassen dürfte. Sie begriff aber dennoch, daß sie Ursache hätte, sich mit Vorsicht und Klugheit dabey aufzuführen. Sie bath also den Herrrn Ober-Fischmeister, sie mit solchen hohen Tituln zu verschonen, als welche weder ihrem Stande, noch ihren Absichten gemäß wären. Uebrigens wäre sie vor sein geneigtes Erbiethen sehr verbunden.

Der Herr von Günther erwiederte, daß er auf Ihro Königl. Hoheit Befehl diese Titul unterlassen wollte; weil es Dero Absicht, unerkannt

zu seyn gemäß wäre. Er wiederholte aber die Anerbiethungen seines Hauses und seines Vermögens, und ließ mit dem demüthigsten Bitten nicht nach, bis endlich Jungfer Liesgen sich erklärete, einige Zeit in seinem Hause zuzubringen, wenn sie nicht überlästig wäre.

Eine der hauptsächlichsten Vorsichten, die Jungfer Liesgen bey dieser Comödie anzuwenden beschlossen hatte, war, daß sie niemals sagen wollte, daß sie der Churprinz wäre, sondern daß sie ihn durch ein ernsthaftes zurückhaltendes und geheimnisvolles Bezeugen, in seinen chimärischen Vorstellungen lassen wollte. Hierauf berufte sie sich auch hernach gegen den verstorbenen König Friedrich August; und der Ober-Fischmeister konnte so wenig vor dem Könige, als vor denen ernannten Commissarien behaupten, daß sie sich nur ein einzigmal vor den Prinzen ausgegeben, oder gestanden hätte, daß sie es wäre.

Die erste Nacht, da der Herr von Günther einen so hohen Gast in seinem Hause hatte, konnte er fast vor Freuden nicht schlaffen. Er stellte sich nichts so gewiß vor, als daß er dereinst unter der künftigen Regierung Minister werden würde, wenn er sich dieser überaus günstigen Gelegenheit, die ihm der Himmel zuschickte, eine Gedanke, die er ohne Zweifel mit einem dankbaren Seufzer begleitete, recht zu gebrauchen wüste. Er stellete sich sehr klüglich vor, daß, je mehr er den Prinzen in Verbindlichkeit gegen sich setzen könnte, desto

gröſſer würde dereinſt ſein Glück ſeyn. Da er nun ein ſehr anſehnliches Vermögen beſaß; ſo glaubte er, daß dieſes die rechte Zeit wäre, mit weiſer Hand etwas davon auszuſäen, um dereinſt eine reichliche Ernde zu genieſſen.

Den Morgen früh that er demnach dem vermeinten Prinzen den Vortrag, daß derſelbe alle ſeine Abſicht, unerkannt zu bleiben, dennoch erreichen könnte; wenn er gleich die Verkleidung von einem etwas höhern Stande annähme. Vielmehr je geringer der Stand wäre, in welchen ſich der Prinz verſtellete, ie leichter entdeckten die Scharfſichtigen die Verkleidung; weil die angebohrne Hoheit ſich nicht ſo gar ſehr ablegen und verbergen lieſſe. Vermuthlich wollte der Herr von Günther ſeiner eigenen ſcharfſichtigen Entdeckung hierdurch ein Compliment machen. Er fügte hinzu, daß er den Gräflichen Stand zu denen Abſichten Sr. Königl. Hoheit am allerſchicklichſten hielt; weil dieſer Stand weder mit dem Zwang der Hoheit begleitet wäre, welcher dieſelbe verhinderte, alles ſelbſt in Augenſchein zu nehmen; noch denenſelben, wie ein gar zu geringer Stand, die Gelegenheit entzöge in die Geſellſchaften des Adels zu kommen, und auch hier alles mit dero eigenen Augen zu beurtheilen. Da er wohl urtheilen könnte, daß Se. Königliche Hoheit auf die Koſten, welche dieſe neue Verkleidung erforderten, ſich nicht geſchickt gemacht hätten; ſo bäthe er unterthänigſt, daß ſie ſich hierzu ſeines Vermögens bedienen möchten, welches de-

nenselben aus wahrer Devotion, ohne Absicht auf einer Wiedererstattung, die er gar nicht verlangte, ganz und gar zu Diensten stünde.

Prinz Liesgen machte verschiedene Einwendungen wider dieses Erbiethen, und bezeugte, daß solches seinen Absichten nicht gemäß wäre. Jedoch auf dringendes Anhalten des Ober-Fischmeisters gab sie ihm endlich zu verstehen, daß sie ihn hierinnen machen lassen würde, was er zu veranstalten beliebte.

Der Herr von Günther machte hierauf schleunige Anstalten, daß drey bis vier kostbare Kleider verfertiget wurden; es wurden vier Bedienten vor den Prinzen angenommen; und er beschenkte denselben mit einer prächtigen Kutsche mit sechs Pferden, deren der Prinz, wie er sagte, nöthig hätte, um bald in diese, bald in jene Gegend des Landes reisen zu können. Damit es aber auch dem Prinzen nicht an Gelde fehlen möchte; so präsentirte er demselben in tiefster Demuth eine Gold-Beurse von dreyhundert Ducaten; und ließ mit ehrerbietigen Bitten nicht nach, bis der Prinz solche annehmen muste.

Als nun solchergestalt Prinz Liesgen zu dem von dem Herrn von Günther vorgeschlagenen Gräflichen Stande vollkommen ausgerüstet war, und er selbst den Nahmen ersonnen hatte, den der Prinz führen sollte, und welcher, wo ich nicht irre, von einem Hollsteinischen Geschlechte entlehnt wurde;

so lud der Herr Ober-Fischmeister den ganzen, in dasiger Gegend wohnenden Adel fleißig zu sich ein, um den Prinzen auf eine angenehme Art zu unterhalten. Prinz Liesgen wurde unter dem erdichteten Gräflichen Nahmen jedermann bekannt gemacht. In geheim aber und in grossen Vertrauen sagte der Herr von Günther einem jeden Gaste in das Ohr, daß dieses der Churprinz wäre, damit sie aus der Ehre, den Prinzen bey sich zu haben, auf sein künftiges Glück den Schluß machen möchten. Ich hoffe nicht, wertheſter Freund, daß Sie den Herrn von Günther, was diesen Punct anbetrifft, verdammen werden. Er folgte hierinnen einer sehr gewöhnlichen menschlichen Neigung. Die meisten Menschen würden das größte Glück vor nichts achten; wenn sie solches geniessen sollten, ohne daß andere von ihrem Glück unterrichtet wären.

Dieser Besuch des umwohnenden Adels in dem Hause des Herrn Ober-Fischmeisters daurete fast vier Wochen. Jedermann drängete sich in sein Haus, und suchte sich bey der neu aufgehenden Landes-Soune, und seinem Günstling dem Herrn von Günther, beliebt zu machen. Er genoß also wenigstens vor sein gutes Geld das schmeichelhaftige Vergnügen, auf eine kurze Zeit eine Menge Freunde zu haben, die sich alle aus seiner Freundschaft eine ausserordentliche Ehre machten; und er hatte schon einen Vorschmack von denen Ehrenbezeugungen, welche er vielleicht dereinst als Minister hätte geniessen können, wenn alle seine Voraussetzungen wahr gewesen wären.

Prinz Liesgen spielte bey dem allen seine Rolle vortreflich. Er machte dem Character eines Grafen, den man ihm beygeleget hatte, keine Schande; und indem er beständig etwas zurückhaltend that; so bildete sich der Adel in dasiger Gegend ein, daß dieses eben der Character der angebohrnen Hoheit sey, der ohngeachtet der Verstellung allenthalben an ihm hervorleuchtete. Kurz, jedermann, der mit Prinz Lisgen umgieng, zweifelte gar nicht, daß die Nachricht, die ihm der Herr von Günther in das Ohr gesagt hatte, nicht vollkommen gegründet sey. So leicht sind die Menschen zu betrügen; oder wenn Sie wollen, edler Freund; so leicht ist die Rolle eines Grossen in der Welt!

Jedoch nun folget der leztere Act von der Comödie. Einige von denen Edelleuten, die dem vermeinten Churprinzen so fleißig aufwarteten, hatten Freunde bey Hofe, mit welchem sie Briefwechsel unterhielten. Sie überschrieben es also denenselben als eine geheime und wichtige Nachricht, daß sich der Churprinz incognito zu Augustusburg aufhielte.

Diese Hofleute glaubten eine Nachricht dieser Art dem Könige Friedrich August nicht verschweigen zu dürfen. Der König, der zuverläßig wuste, daß sein Sohn in Wien war, es sey denn, daß er auf eine ausserordentliche Art hintergangen würde, war zwar weit entfernet, die Sache zu glauben. Unterdessen hielt

er

er doch davor, daß er hiervon vollkommen unterrichtet seyn müßte. Er schickte also einen seiner Hof-Bedienten, der den Churprinzen zu genau kannte, als daß er irren konte, in die Gegend von Augustusburg, der sich, wie soviel andere Edelleute, bey dem Herrn Ober-Fischmeister aufführen ließ; und jedermann sagte auch diesem ins Ohr, daß der vorgegebene Herr Graf der Churprinz wäre.

Dieser Hof-Bediente kam bald zurück und versicherte den König, daß zwar die Person, die sich unter dem Caracter eines Grafen zu Augustusburg aufhielt, einige Aehnlichkeit mit dem Churprinzen hätte; allein, daß er nichts weniger als der Churprinz selbst wäre. Der König schickte sofort unter der Hand ein Commando Soldaten ab, und ließ Prinz Liesgen und den Ober-Fischmeister nach Dresden holen.

Als der König den Prinz Liesgen befragte, wer er wäre; so entdeckte sie sofort mit einer grossen Freymüthigkeit ihr Geschlechte und alle Umstände, wie sie als ein Gegenstand der Chimärischen Einbildung des Ober-Fischmeisters zu dieser Comödie gelanget sey, ohne daß sie jemals sich vor den Chur-Prinzen ausgegeben hätte. Dieser Umstand und alle ihre übrigen Erzehlungen wurden richtig befunden; und der von Günther stimmte mit ihrer Aussage in allen überein. Der König hatte die Neugierigkeit zu wissen, wie die Aufführung dieses Mädgens vor dieser Comödie beschaffen gewesen seyn

möchte. Er ließ sie also durch Wehmütter visitiren; und sie wurde als eine reine und unbefleckte Jungfer befunden.

Hierauf that der König selbst den Ausspruch, daß Prinz Liesgen zu gerechter Bestraffung des Ober-Fischmeisters alles behalten sollte, was er ihr geschenket, und gleichsam aufgedrungen hatte. Prinz Liesgen selbst aber sollte ihre Lebenszeit in dem Zuchthause zu Waldheim zubringen; jedoch ohne alle Arbeit; und der von Günther sollte ihr auf ihre ganze Lebenszeit täglich einen Reichsthaler zum Unterhalt reichen.

Dieses ist auch also erfüllet worden. Viele meiner Bekannten haben diesen Prinz Liesgen zu Waldheim gesehen und gesprochen. Sie hatte in dem Zuchthause ihre eigene reinliche Stube, speisete mit dem Aufseher dieses Hauses, gieng gemeiniglich in Amazonen-Habit, und hielt sich in Kleidung sehr artig. Sie soll übrigens sehr aufgeweckt und munter, und mit ihrem Schicksaale sehr wohl zufrieden gewesen seyn. Unterdessen glaube ich doch, werthester Freund, daß sich bey dem Urtheile des Königes verschiedenes erinnern liesse. Jedoch der Bogen ist voll, und ich kann kaum noch die Versicherung herschreiben, daß ich ewig seyn werde

Dero

F...t den 2 Aug.
1760.

wahrhaftig treuer und zärtlicher
Diener.

Fünf-

Fünfter Brief.

Allerliebster Freund!

Sie befehlen mir also in Dero geehrtesten vom ersten dieses, daß ich mit meinen Nachrichten von dem Herrn Grafen von Brühl fortfahren soll; und zwar so ernstlich, daß Sie nichts eher von meinen Betrachtungen über die Welt-Begebenheiten lesen wollen, bis diese Nachrichten zu Ende sind. Sie berufen sich dabey auf Dero wohlgegründete Gerechtsame; indem sie allerdings zu bestimmen hätten, was ich schreiben solte; weil Sie es allein wären, dem zu gefallen ich schreibe.

Wider diesen Grund, mein Allerwerthester, hätte ich erschrecklich viel einzuwenden. Wenn er richtig wäre; so müßten wir Manns-Personen unstreitig die Mode des schönen Geschlechts zu dirigiren haben. Denn wir sind es ohne Zweifel, denen zu Gefallen Sie solche tragen. Ich wünschte, werthester Freund, daß Sie diesen Grund allgemein geltend machen könnten. Ich wolte durch ein Circulare die Stimmen der Manns-Personen in meinem Lande sammlen; und ich hofte die abgeschmackten Carcassen, welche das schönste Gesichte verstellen, und welche ohne Zweifel aus einem hämischen Neide von einem häßlichen Ge-

sichte erfunden worden sind, durch die meisten Stimmen zu dem Tode der Moden, das ist zu einer altväterischen Mode, verdammen zu lassen.

Jedoch, mein Allerliebster, Sie haben eine viel gegründere Gerechtsame, mir zu befehlen, was ich schreiben soll. Diese ist unsere zärtliche und wahre Freundschaft; und damit Sie sehen sollen, wie fertig mein Gehorsam ist; so will ich ohne weiteres Vernünfteln und Vorreden anfangen.

Ich habe Ihnen den Herrn Grafen von Brühl bis zum Regierungs-Antritt Sr. jetztregierenden Königl. Majestät von Pohlen vorgestellet, und durch was vor Mittel er sich unter der neuen Regierung erhalten hat. Sein Ansehen unter der neuen Regierung war also eben so groß, als unter der vorhergehenden; und es schien sich wegen des, durch die neuen Bedienungen erhaltenen, grössern Einflusses in die Geschäfte eher vermehret zu haben. Leute, die nur eine mittelmäßige Kenntniß des Hofes hatten, glaubten auch, daß der Graf Solkowsky und der Herr Graf von Brühl sich gleichsam in die Gunst des Königes getheilet hätten. Allein diejenigen, welche mit dem Zustande des Hofes sehr genau bekannt waren, wußten nur allzuwohl, daß der Graf von Sulkowsky in der Gunst des Königes einen sehr überwiegenden Vorzug hatte.

Dieses äusserte sich insonderheit bey Vergebung der ansehnlichsten Militair- und Civil-Bedienungen.

Wenn

Wem der Graf Sulkowsky eine erledigte Stelle gewiß versprach, der konnte sichere Rechnung darauf machen. Allein der Herr Graf von Brühl schlug mit seinen Candidaten, ja! mit seinen besten Freunden, denen er erledigte Stellen gewiß versprochen hatte, gar öfters den Blossen.

Der Herr Graf von Brühl war so gar noch vier Wochen vor dem Fall des Grafen Sulkowsky genugsam überzeuget, daß dieser Minister ungleich mehr bey dem Könige vermochte, als er. Es war nämlich um diese Zeit eine ansehnliche Stelle bey denen Garden des Königes erlediget. Der Herr Graf von Brühl hatte solche dem Grafen von B*** versprochen. Allein als er hörte, daß sich der Herr von ** der in grosser Achtung bey dem Grafen Sulkowsky stand, darum bewürbe; so ließ er den Herrn von ** zu sich ruffen, und sagte ihm, daß er wohl wüßte, daß er diese Stelle durch Recommendation des Grafen Sulkowsky erhalten würde. Allein, wenn er ihm Edelmüthigkeit zutrauete; so sollte er von dem Gesuch um diese Stelle abstehen. Er habe sie dem Grafen von B*** versprochen, ohne von seiner Absicht etwas zu wissen; sonst hätte er so viel Hochachtung vor ihn, daß er ihn allen andern vorgezogen haben würde. Wenn er aber ihm zu Gefallen diese Absicht fahren lassen würde; so wolle er die künftige Sorge vor sein Glück auf sich nehmen, und ihn mit einer viel bessern Stelle versehen.

Der Herr von * * bezeugte einen sehr fertigen Gehorsam, ohngeachtet der Graf Sulkowsky nicht damit zufrieden war, daß er sich dem Willen des Grafen von Brühl gefüget hatte. Als vier Wochen darauf der Fall des Grafen Sulkowsky erfolgte; so bezeugte der Herr von * * gegen einem seiner Freunde, daß er über sein Verfahren, dem Herrn Grafen von Brühl zu Gefallen zu seyn, sehr vergnügt wäre. Nur in dem Fall, antwortete dieser Freund, haben sie dieses Ursache, wenn der Herr Graf von Brühl diese Edelmüthigkeit in der That besitzet, worauf er sie verwiesen hat; und die Folge lehrte, daß er Grund hatte, diesen Fall auszunehmen. Denn der Graf von Brühl ließ den Herrn von * * lange warten, und gab ihm endlich dennoch nichts als Titel ohne alle Würklichkeit.

Wenn es nun also gewiß ist, daß der Graf Sulkowsky in dem Herzen des Königes ungleich mehr galt, als der Graf von Brühl; so hätte es dem ersten gar nicht schwehr fallen können, den Grafen von Brühl zu stürzen, wenn er gewolt hätte. Daß er es also nicht that, beweiset einen edlen Caracter des Grafen Sulkowsky. Er sah gar bald ein, daß der Graf von Brühl von der ihm versprochenen Ergebenheit sehr weit entfernet war. Die Fälle waren gar zu häufig, wo der Graf von Brühl dem Grafen Sulkowsky offenbar entgegen arbeitete; und verschiedene geheime Untergrabungen zu seinem Nachtheil blieben dem letztern nicht verborgen. Allein da er des Vorzugs

in

in der Gunst des Königs versichert zu seyn glaubte; so war er so großmüthig gesinnet, daß er dem Grafen von Brühl weiter nicht zu schaden suchte.

Es ist wahr, einige Tage vor seinem Fall suchte der Graf Sulkowsky in der That den König zu bewegen, daß er dem Grafen von Brühl seine Bedienungen abnehmen möchte. Dieses ist ein Umstand, der allen denenjenigen bekannt ist, welche die damaligen geheimen Bewegungen des Hofes wußten. Allein der Herr Graf von Sulkowsky that dieses nicht eher, als bis er von denen Machinationen des Grafen von Brühl, ihn zu stürzen, die allerzuverläßigsten Nachrichten hatte.

Ohnfehlbar wird mein Freund begierig seyn, die Mittel und Wege zu wissen, welche der Graf von Brühl angewendet hat den Grafen von Sulkowsky, ich will nicht sagen, aus der Gunst des Königes zu setzen, denn diese hat er meines Erachtens niemals verlohren, sondern ihn um seine Bedienungen zu bringen. Sehen Sie hier die Minen, welche der Graf von Brühl hat sprengen lassen.

Se. Königl. Majestät von Pohlen haben das beste Herz von der Welt; ein Herz, welches die Vorsehung niemals auf den Thron setzen würde, wenn es nicht zur Strafe der Völker, und zu andern weisen Absichten geschähe; denn ein solches Herz wird allemal von bösen und unwürdigen Menschen, welche sich demselben zu nähern Gelegenheit haben, zum Verderben der Völker gemißbrauchet. Vermöge dieses besten Herzens hatten Se. Königl.

Mas

Majest. von Pohlen auſſer dem uneingeſchränkten Vertrauen auf ſeine zwey vornehmſten Miniſter noch die vollkommenſte Ergebenheit, gegen die Königin, ſeine Gemahlin; eine Ergebenheit, deren ſich zuverſichern dem weiblichen Geſchlecht ſo leicht fället, wenn ſie von ihren Männern geliebt werden, und einigen Verſtand haben.

Der Graf von Brühl, welcher eine ſeiner hauptſächlichſten Staats-Künſte darinnen beſtehen ließ, daß er um die Perſonen des Königs und der Königin, und ſelbſt um den Grafen von Sulkowsky ſeine geheimen Kundſchafter hatte, die ihm von den kleineſten Umſtänden genaue Nachrichten gaben, hatte bemerket, daß der Königin Majeſtät nicht allemal mit dem Grafen von Sulkowsky vollkommen zufrieden waren; weil es zuweilen Gelegenheiten gab, in welchen dieſer Miniſter glaubte, daß es denen Geſchäften und der Wohlfahrt des Staats nachtheilig wäre, wenn er in allen ſich dem Willen der Königin gemäß bezeugte. Der Graf von Brühl war auf ſeine Angelegenheiten allzu aufmerkſam, als daß er nicht in dieſem, ob zwar leichten und vorübergehenden Unwillen der Königin gegen dem Grafen Sulkowsky einen möglichen Grund hätte wahrnehmen ſollen, dieſen Miniſter zu ſtürzen; wenn nehmlich dieſer Grund von einer geſchickten Hand bearbeitet würde.

Er lieſſe ſich demnach zuförderſt angelegen ſeyn, den Unwillen der Königin gegen dem Grafen Sulkowsky immer höher zu treiben. Wenn er demnach

nach wußte, daß dieser Minister unmöglich anders verfahren konnte; so ließ er durch sehr geheime Minen, die er sprengen ließ, der Königin einen gegenseitigen Willen und Entschluß beybringen. Ich könnte Ihnen, wertheſter Freund, hiervon einige sehr listige Wendungen erzehlen, die unter die rechten Muster der Staats-Streiche gehören. Allein ich würde hierdurch in meinen Haupt-Nachrichten zu sehr aufgehalten werden. Erinnern Sie mich daran, wenn die Haupt-Nachrichten zu Ende sind; und wenn meine Schreibesucht noch fort dauret; so will ich Sie damit unterhalten.

Zugleich aber ließ er sich mit dem Beichtvater der Königin, dem Pater Guarini, der über der Königin Gemüth alles vermochte, in sehr geheime Unterhandlungen ein. Der Herr Graf von Brühl kannte den Köder allzugut, den man anwenden müßte, um einen Jesuiten zu fangen. Dieser Köder ware vor allen Dingen die Herrschsucht der Jesuiten, und die Angelegenheiten der Catholischen Religion. Er versprach dem Pater Guarini, daß wenn er seine Gewalt über das Gemüthe der Königin anwenden wolte, um ihm den Grafen Sulkowsky vom Halse zu schaffen; so wolte er die allervollkommenste Ergebenheit in den Willen der Königin haben; und weil er, der Beichtvater, so viel über die Königin vermöchte; so würde er es hauptsächlich seyn, der künftig Pohlen und Sachsen regieren würde. Zugleich aber versprach er nicht nur selbst catholisch zu werden; sondern auch die

Angelegenheiten der catholischen Religion in Sachsen auf alle mögliche Art zu befördern, so viel es ohne allzugrosse Unruhen und Bewegungen im deutschen Reiche und in Sachsen nur immer geschehen könnte.

Vermöge dieser Unterhandlungen wurde der Fall des Grafen von Sulkowsky beschlossen, und die Königin arbeitete, ihn aus der Gunst ihres Gemahls zu setzen. Man irret sich, wenn man glaubt, daß die Jesuiten untereinander selbst in vollkommener Einigkeit leben. Sie sind die nemlichen Menschen, als wir. Sie hegen also allen möglichen Haß, Neid und Eifersucht gegen einander; und wenn sie sich sofort mit einander zu vereinigen scheinen, wenn es das Beste ihrer Gesellschaft gegen einen auswärtigen Feind betrift; so ist die Ursache davon gar nicht, daß sie des Bestens ihrer Gesellschaft halber ihre Leidenschaften unterdrücken; sondern die despotische Regierung, unter welcher sie stehen, ist der einzige Grund davon. Da ein einziger Brief ihres Generals das ganze Glück eines einzeln Jesuiten zerschmettern kan; so werden sie aus Furcht genöthiget, das Beste der Gesellschaft ihren Leidenschaften vorzuziehen.

Der Herr Graf Sulkowsky erfuhr also, wie er hernach verschiedenen seiner Freunde erzehlet hat, selbst von einem andern Jesuiten, nemlich von dem Beichtvater des Königes, was zu seinem Nachtheil geschmiedet würde. Er erkannte nunmehr, wie übel er gethan hätte, denen Versicherungen des

Herrn

Herrn Grafen von Brühl zu trauen. Er wolte seinen Fehler noch verbessern, und suchte Se. Königliche Majestät von Pohlen zu bewegen, den Grafen von Brühl vom Hofe zu entfernen. Allein nunmehr war es zu spät. Der Königin Majestät nahmen eben von diesem Ansuchen Gelegenheit, so stark in ihren Gemahl zu dringen, daß er einwilligen mußte, den Grafen von Sulkowsky zu entfernen. Man nahm ihm alle seine Bedienungen; die Stelle eines Generals ausgenommen.

Unterdessen hat man dem Könige den Grafen Sulkowsky mehr entrissen, als daß man ihn aus seiner Gunst gesetzet hätte. Diese hat sich in der Folge bey verschiedenen Gelegenheiten merklich geäussert. Es ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften der recht guten Gemüther, daß sie sich wider alle ihre Neigungen, Einsichten und Absichten, zu etwas bewegen lassen, nur daß sie Ruhe und Friede haben wollen; und eben so war es mit dem Entschluß, den Grafen von Sulkowsky zu entfernen, beschaffen.

Indessen war die Freude der Sachsen über den Fall dieses Ministers ziemlich allgemein. Allein die nachfolgenden Zeiten müssen sie überzeuget haben, daß sie sehr wenig Grund darzu gehabt haben. Es ist ein allgemeines Schicksal der Günstlinge der Monarchen, daß sie den Haß des Volkes wider sich haben. Dieser Satz ist so allgemein, daß ich auf allen meinen Reisen keine Ausnahme davon gesehen habe; und sogar diejenigen, welchen der Favorit : Minister Wohlthaten erzeiget,

und sie als seine Werkzeuge gebraucht, hassen ihn in ihren Herzen. Verschiedene solcher Werkzeuge habe ich in denen unverstellten Bewegungen des Herzens überraschet. Bey dem Grafen Sulkowsky kam noch hinzu, daß er kein Sachse war. Ein Bewegungsgrund vor jede Nation, den Günstling desto stärker zu hassen.

Es ist wahr, der Graf Sulkowsky ist in seinem Ministerio gar nicht nachläßig gewesen, Vermögen zu erwerben. Er hat in noch nicht fünf Jahren seines Ministerii wenigstens 2. Millionen zusammen gebracht. Allein in Vergleichung gegen den Herrn Grafen von Brühl ist er ein sehr billiger und uneigennütziger Minister gewesen. Wenigstens siehet man doch bey ihm eine Möglichkeit, wie er ohne grossen Nachtheil des Landes ein solches Vermögen erlangen können. Er hatte von denen Einkünften aller seiner Bedienungen fast Hundert Tausend Thaler jährlich einzunehmen; und er lebte so mäßig, daß ihn seine ganze Haushaltung gewiß nicht über vier Tausend Thaler jährlich zu stehen kam.

Ich bin im Jahr 1736. verschiedenemal in seinem Hause gewesen; allein er hatte in seinem ganzen Hause kaum zehen männliche und weibliche Bedienten, davon nur vier in Livree waren. Wenn man nun zu diesen grossen Erspahrungen die Geschenke von Vergebung der Cronbedienungen, Woiwodschaften und Staroſteyen in Pohlen rechnet, die allemal zu fallen pflegen; weil der

König

König von Pohlen, aber nicht sein Minister, schwöret, daß er keine Geschenke davor nehmen will; so siehet man, daß wenigstens aus dem Vermögen der Sächsischen Länder nur wenig erfordert worden ist, um den Sulkowskyschen Reichthum zusammen zu bringen. Allein der Herr Graf von Brühl würde sehr übel bestehen, wenn er die Quellen nur so allgemein anzeigen sollte, woher die Mittel zu seinen unmäßigen Verschwendungen, und seine unermäßlichen Reichthümer entstanden sind.

Der Fall des Herrn Grafen von Sulkowsky zog den kläglichen Tod des Obristen von Schmiskal nach sich. Die Günstlinge der Monarchen haben immer wieder Günstlinge. Der Herr von Schmiskal war ein solcher Günstling von dem Grafen von Sulkowsky. Als dieser letztere noch Cammer-Junker und Hauptmann war; so war der Herr von Schmiskal Lieutenant unter dessen Compagnie, und erwarb sich die besondere Freundschaft seines Hauptmanns. Gleichwie der Herr Graf von Sulkowsky mit unglaublicher Geschwindigkeit vom Hauptmann bis zum General der Infanterie erhoben wurde; so avancirte der Herr von Schmiskal eben so geschwind vom Lieutenant bis zum Obersten.

So bald sich der Herr Graf von Sulkowsky von Hofe entfernen muste; so ließ der Herr Graf von Brühl im Nahmen des Königes diesen Obristen in Verhaft nehmen; und da derselbe vermuthlich melancholischen Temperaments war,

und sich und seinen Gönner ohne Rettung vor verlohren hielt; so ließ er sich von der Verzweiflung hinreissen, und erschoß sich selbst in seinem Arrest.

Es ist wahr, der Herr von Schmiskal hatte als Lieutenant nichts im Vermögen, und hatte durch seine vielgültigen Recommendationen bey dem Herrn Grafen von Sulkowsky binnen kurzer Zeit über Funfzig Tausend Thaler erworben. Ich läugne auch gar nicht, daß er in einer weisen und vollkommenen bürgerlichen Verfassung strafbar gewesen wäre. Aber es kleidet den Herrn Grafen von Brühl sehr übel, Verbrechen dieser Art so hart zu verfolgen; da er selbst und seine geheime Secretairs und Günstlinge, gewiß den von Schmiskal in allem, was er gethan hatte, unaussprechlich weit übertreffen.

Vielleicht werden Sie, wertheſter Freund, in verschiedenen Umständen, die ich hier erzähle, eben keine Großmuth in dem Bezeigen des Herrn Grafen von Brühl finden. Ich bin eben dieser Meynung. Verschiedene persöhnliche Beleidigungen, welche dem Grafen von Sulkowsky wiederfuhren, wurden so wenig geahndet, daß sie vielmehr den Herrn Grafen von Brühl zu kützeln schienen. Unter andern erschoß ein brutaler Königl. Förster in der Lausitz, in Hofnung dadurch dem Herrn Grafen von Brühl gefällig zu werden, das liebste kleine Hündgen des Grafen Sulkowsky unter seinem Wagen tod, worinnen der Graf selbst saß.

Auf solche Art schaffte sich der Herr Graf von Brühl seinen Rival in der Gunst des Königes von Halse, damit er keine Hinderniß fände, Sachsen und Pohlen nach seinem eigenen Willen und Gesetzen zu regieren. Unterdessen sah er wohl ein, daß er die Bedingungen erfüllen müste, unter welchen ihm der Pater Guarini diesen grossen Dienst geleistet hatte. Denn sonst hätte es sich leicht ereignen können, daß er einige Zeit hernach mit dem Grafen von Sulkowsky einerley Schicksal gehabt hätte.

Er veränderte also schon damals die Religion, und wurde catholisch; obgleich solches wegen der Bedienungen, die er bekleidete, und die er nach der Religions-Versicherung des verstorbenen Königs Friedrich Augusts, als ein Catholick nicht behalten konnte, geheim bleiben muste. Denn obgleich diese Religions-Veränderung unter den ansehnlichen Hofbedienten nicht unbekannt war; so nahm doch der Herr Graf von Brühl noch immer öffentlich die Mine eines Lutheraners an; und zu dem Ende bezeigte er sich bey öffentlichen und feyerlichen Gelegenheiten niemals denen Catholischen Religions-Gebräuchen gemäß.

Jetzo aber verlanget der Herr Graf von Brühl aus seiner Religions-Veränderung wohl kein Geheimniß mehr zu machen. Seine Familie ist öffentlich catholisch; und in Warschau ist er es gleichfalls öffentlich. Er könnte auch sonst keine Kron-Bedienungen und Starosteyen in Pohlen besitzen.

Von denen Sächsischen Landständen aber ist er nunmehr genugsam versichert, daß sie zu blöde und furchtsam sind, als daß sie nach Maaßgebung der Religions-Versicherungen auf Niederlegung seiner meisten Bedienungen dringen sollten.

Eben also sah er sich genöthiget, dem Pater Guarini darinnen sein gegebenes Wort zu halten, daß er ihn Theil an denen Geschäften nehmen ließ. Alle Tage, welche die Sonne auf dem Erdboden hervorbrachte, hielten der Herr Graf von Brühl und der Pater Guarini ein allergeheimstes Conseil zusammen. Allemal um 4. Uhr Nachmittag fand sich dieser Pater bey dem Herrn Grafen von Brühl ein. Alsdenn wurden die Thüren verschlossen, und die Wohlfarth von Sachsen und Pohlen, und das Schicksal von ein Paar Millionen Protestanten bestimmt. Dieses geheimte Conseil in superlativo dauerte bis um 6. bis 7. Uhr; da denn Se. Hochwürden sich wieder wegbegaben, und die Thüren wieder geöfnet wurden.

Diese geheimen Berathschlagungen musten so äusserst dringend und schlechterdings nothwendig seyn, daß auch keinen Tag damit ausgesetzet wurde, wenn auch gleich der Hof zu Leipzig auf der Messe anwesend war. Weil aber die Jesuiten daselbst in ihrer Ordenskleidung nicht erscheinen; so pflegte sich daselbst der Pater Guarini gemeiniglich in einem weiß-grauen Kleide mit schwarzen Knopflöchern und einer Stutz-Peruque bey dem Herrn Grafen von Brühl einzufinden. Ich

habe

habe ihn mehr denn funfzigmahl in dieser Kleidung bey ihm gesehen.

Der Königin Majestät wurden vermuthlich überredet, daß Sie in diesem Conseil allein die entscheidende Stimme hätten, und daß alles darinnen auf Dero Willen ankäme. Wenn nun eine solche Regierungs-Art nach dero Geschmack gewesen ist; so werden sie vermuthlich nicht unterlassen haben, den Grafen von Brühl immer fester in ihres Gemahles Gunst zu setzen. Dieses war auch ohne Zweifel der Haupt-Endzweck des Herrn Grafen von Brühl. Als ich nach des Pater Guarini Tode, der sehr grosse Reichthümer hinterließ, einstmals wieder nach Dresden kam; so versicherten mich ansehnliche Hof-Leuthe, daß der Herr Graf von Brühl auch die Geschicklichkeit besessen hätte, Ihro Majestät die Königin von denen Regierungs-Angelegenheiten auszuschliessen, und daß jetzo ihr Einfluß in die Geschäfte über alle Maassen geringe sey. Unterdessen liessen Ihro Majestät deshalb eben keinen Unwillen gegen den Grafen merken. Durch was vor Zaubermittel aber der Herr Graf von Brühl diese Veränderung hervorgebracht habe, sey gänzlich unbekannt.

Endlich mögen der Königin Majestät wohl eingesehen haben, daß der Herr Graf von Brühl weiter nichts, als ein Undankbarer ist, der sich ihres Ansehens nur bedienet hat, um zu seinen Absichten zu gelangen. Einer meiner Freunde an dem

Sächsi-

Sächsischen Hofe hat mir noch vor acht Monathen versichert, daß Ihro Majestät in ihren lezten Lebens-Jahren verschiedene Versuche gemacht haben, den Grafen von Brühl zu stürzen, und ihn vor seine Undankbarkeit zu bestrafen; wie er mir denn von diesen Versuchen merkwürdige Umstände erzählet hat. Allein ihr Bemühen ist vergeblich gewesen. Dieser Minister hat sich in der Gunst seines Herrn so fest gesetzet gehabt, daß er so gar denen Vorstellungen und dem Ansehen einer ehedem so zärtlich geliebten Gemahlin das Gleichgewichte halten können.

Sehen Sie, wertheſter Freund, auf diese Art ist es geschehen, daß sich der Herr Graf von Brühl des Gemüthes des Königes, seines Herrn, vollkommen bemeistert hat; und seit dieser Zeit, in einem Zeit-Raume von fast zwanzig Jahren, hat er Sachsen unumschränkt beherrschet. Es scheinet, daß er binnen dieser ganzen Zeit Sachsen als sein Landguth angesehen hat, welches ihm eigenthümlich zugehöret, und welches zu keinem andern Ende vorhanden ist, als ihm die Mittel zu seinen unmäßigen Verschwendungen, und zu seinen unermäßlichen Bereicherungen zu verschaffen.

Damit auch die Welt um so weniger daran zweifeln möge, daß ihm Sachsen zu dieser Absicht dienet, und daß er es ist, welcher darinnen das Ruder führet, und seinem Herrn nur den eitlen Nahmen übrig gelassen hat; so hat er sich öffentlich zum Premier-Minister declariren, und sich dieſen

sen Titel förmlich beylegen lassen. Wenn er einige Erkenntlichkeit gegen Se. Königl. Majestät von Pohlen hätte; wenn er den geringsten Betracht vor die Ehre seines Herrn hätte; so würde er wenigstens diesen öffentlichen Schritt vor den Augen der Welt vermieden haben.

Ich kenne in verschiedenen Landen alles vermögende Minister, die das Herz ihres Herrn in Händen haben, und im Grunde wirkliche Premier-Ministres sind, weil in allen Arten von Angelegenheiten alles auf sie ankommt. Allein sie haben wenigstens so viel Bescheidenheit, und so viel Betracht vor ihres Herrn Ehre, daß sie sich nicht öffentlich darzu declariren lassen, und den Titel davon annehmen.

In unsern vernünftigen und erleuchteten Zeiten, wo man von der Regierung der Staaten und den Pflichten eines Regenten, bey dem Zusammenhang der Geschäfte, die richtigsten und gesundesten Begriffe hat, ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß ein Herr, der selbst regieret, keinen Premier-Minister nöthig hat. Wenn nun ein Günstling von seinem Herrn verlanget, daß er ihn öffentlich zum Premier-Minister declariren soll; so ist es eben das, als verlangte er, daß er öffentlich vor der Welt das Bekenntniß ablegen soll, daß er nicht selbst regieret; und es sey nun Mangel der Einsicht, oder die Bequemlichkeit daran Ursache; so kann ihm dieses Bekenntniß in den Augen vernünftiger Menschen wenig rühmlich seyn.

Wenn

Wenn der Cardinal Richelieu unter Ludewig XIII. öffentlich declarirter Premier-Minister war; so war dieses in Zeiten, wo die guten Regierungs-Grundsätze noch nicht so sehr in der Welt verbreitet waren, als jetzo. Die Cardinäle Mazarin und Fleury bekleideten eben diese Stellen bey Ludewig XIV. und XV. als sie zwar nach den Französischen Gesetzen, aber nicht ihren Jahren nach, Regierungs-fähig waren; oder wenigstens war die Jugend dieser Könige die Gelegenheit gewesen einen Premier-Minister zu ernennen. Als die Cardinäle Mazarin und Fleury starben; so erkläreten sich sowohl Ludewig der XIV. als XV. daß sie keine Premier-Ministres wieder ernennen, sondern künftig selbst regieren wollten. Sie gaben mithin öffentlich zu erkennen, daß die Welt von einem Monarchen, der einen Premier-Minister habe, nicht den Begrif haben könne, daß er selbst regiere.

Ueberhaupt stimmet der Posten eines Premier-Ministers so wenig mit der Natur und dem Endzweck ordentlich und weislich eingerichteter bürgerlicher Verfassungen überein; dieser Posten hat etwas so Asiatisches und despotisches an sich, daß in unsern vernünftigen und erleuchteten Zeiten ein bescheidener Mann und richtig denkender Kopf denselben schwehrlich annehmen kann. Er füget gleichsam allen seinen Mitbürgern eine Beleidigung zu; weil nur despotische Monarchen und sclavische Völker eines Gros-Beziers nöthig haben.

Ohn-

Ohnfehlbar, wertheſter Freund, wird Ihnen hierbey die ſchöne Stelle des Herrn von Montesquieu in ſeinem Werke von denen Geſetzen über dieſen Punct beyfallen. Da ich doch einmal ſchreibe, um zu ſchreiben; ſo will ich Ihnen dieſe Stelle abſchreiben, wenn ſie Ihnen etwan nicht in aller ihrer Stärke beyfallen wollte. Hier iſt ſie:

Aus der Natur der deſpotiſchen Gewalt folgt, daß der einzige Menſch, der ſie ausübt, dieſelbe gleichfalls durch einen einzigen ausüben laſſe. Ein Menſch, dem ſeine fünf Sinne beſtändig ſagen, er allein ſey alles, und die andern nichts, iſt natürlicher Weiſe träge, unwiſſend und wollüſtig. Er nimmt ſich alſo der Regierungs-Geſchäfte nicht an. Wollte er aber dieſelben verſchiedenen anvertrauen; ſo würde Streit unter ihnen entſtehen; man würde Partheyen machen, der vornehmſte Sclav zu werden; und der Fürſt würde ſich genöthiget ſehen, ſich ſelbſt der Regierung wieder anzunehmen. Es iſt alſo natürlicher, daß er dieſelbe einem Vezier überläßt, der ſofort die nemliche Gewalt, als er hat. Die Einſetzung eines Veziers iſt in dieſem Staate ein Grund-Geſetz, und die orientaliſchen Könige haben nach dem Zeugniß des Herrn Chardin allemal Veziere.

Man ſagt, daß ein Papſt bey ſeiner Wahl, aus eigener Ueberzeugung von ſeiner Unfähigkeit,

higkeit, unendliche Schwierigkeiten gemacht habe. Er nahm zwar endlich diese Würde an; übergab aber seinen Nepoten alle Regierungs-Geschäfte, und sagte hernach voller Verwunderung: Ich hätte nie geglaubt, daß Pabst seyn so etwas leichtes wäre. Auf gleiche Art verhält es sich mit den orientalischen Fürsten. So bald sie aus demjenigen Gefängnisse, worinnen die Verschnittenen ihnen Herz und Verstand verderbt, ja! sie öfters in der Unwissenheit ihres eigenen Standes gelassen haben, zur Besteigung des Thrones hervorgezogen werden; so gerathen sie alsbald in Erstaunung. Haben sie aber einen Vezier gemacht, und in ihrem Pallaste sich denen allerviehischten Leidenschaften ergeben; so hätten sie niemals gemeinet, daß dieses so etwas leichtes wäre.

Was meynen Sie wohl, wertheſter Freund, sollte wohl ein Minister, welcher diese Stelle liefet, zum Premier-Minister declariret zu werden verlangen? Ich glaube nicht, im Fall er nur etwas von Vernunft und Bescheidenheit, und den geringsten Betracht vor die Ehre seines Herrn hat. Was soll man sich aber von einem Minister eines gesitteten Volkes vor Vorstellungen machen, welcher ein Buch nicht lieset, das ihm zu Erfüllung seiner Pflichten so nothwendig ist, und dessen Vortreflichkeit alle folgende Zeiten verehren werden?

Der Herr Graf von Brühl bezeuget sich auch in allem, wie es dem Character eines Gros-Beziers gemäß ist. Ich glaube schwehrlich, daß sich ein Türkischer Gros-Vezier bey unermäßlichen Verschwendungen so sehr bereichert hat; und wenn es ein solches Beyspiel geben sollte; so muß man hingegen in Erwegung ziehen, daß sich das kleine Sachsen, gegen den weiten Umfang des Ottomannischen Reiches, wie Eins gegen Hundert verhält. Die Brühlische Regierungsart in Sachsen werde ich in einem folgenden Briefe ausführlich beschreiben; und was die Intriguen in dem Serail anbetrift, welche die Gros-Beziere spielen, um sich in ihren Posten zu erhalten, und alles von der Person des Sultans zu entfernen, was dem Monarchen eine wahre Einsicht in die Haushaltung und Regierungsart des Beziers beybringen möchte; so glaube ich schwehrlich, daß es die Beziere in Constantinopel, oder Agra höher treiben können, als der Herr Graf von Brühl.

Ich muß Ihnen demnach sagen, liebster Freund, daß dieser Minister diejenigen Bedienten, welche um die Persohn des Königes sind, mit der äussersten Vorsicht erwählet; und niemand gelanget zu diesem Posten, als der dem Grafen auf das äusserste ergeben ist, und dessen Treue er genugsam geprüfet hat. Diese mitlern und geringern Bedienten um die Persohn des Königes verhindern also, daß jemand, der nur im geringsten verdächtig ist, zu dem König gelangen kann; und es kann niemand dem König seine Aufwartung

machen,

machen, der dem Minister nicht vorher gemeldet ist, und worzu er nicht die Erlaubniß ertheilet hat. Den König aber allein zu sprechen, das ist so etwas unmögliches, daß sich desselben kein Sächsischer Conferenz-Minister rühmen kann; ohngeachtet zu diesen Posten nur Männer gelangen, von deren Ergebenheit der Premier-Minister versichert ist.

Ein auswärtiger von Adel aus einem ansehnlichen Hause, welcher den Geheimden-Raths Character eines grossen Hofes führete, befand sich einstmals seines Vergnügens halber in Dresden, und glaubte, daß seiner Ehre daran läge, sich rühmen zu können, Sr. Königl. Majestät von Pohlen aufgewartet zu haben. Ohngeachtet der Herr Graf von Brühl, als er davon Erwehnung that, seiner gewöhnlichen Art nach, ihn mit grossen Complimenten versicherte, daß dieses Sr. Königlichen Majestät zum besondern Vergnügen gereichen würde; so bemühete er sich doch sechs Wochen vergeblich nach dieser Ehre, ob er sich gleich die Woche drey- bis viermal bey Hofe einfand. Endlich vergieng diesem Cavalier, der seinem Naturell nach sehr freymüthig war, und dem übrigens der Herr Graf von Brühl nicht viel schaden konnte, die Gedult. Er sagte zu dem Cammer-Herrn: daß er keine Verwegenheit zu begehen glaubte, diese Ehre zu suchen. Er könnte sich aber eben so wenig vorstellen, weder, daß Se. Königl. Majestät sich selbst vor aller menschlichen Gesellschaft einsperren wollten, noch, daß

es

es Leuthe gäbe, welche Se. Majestät wider ihren Willen in einer Art von einer unsichtbaren Gefangenschaft erhalten wollten; mithin sey ihm dieser so oftmalige Refus unbegreiflich. Diese Freymüthigkeit hatte ihre Wirkung. Den folgenden Tag wurde ihm die Audienz von selbst angesaget. Es verstehet sich aber mit aller möglichen Vorsicht, und in Gegenwart des Cammer-Herrn. Dieses habe ich aus dem eigenen Munde dieses Geheimten-Raths.

Ja! was wollen Sie sagen? werthester Freund; man treibet die Vorsicht viel höher. Wenn Se. Königl. Majestät ausfahren, oder im Schlosse in die Capelle gehen; so könnte es sich fügen, daß sie jemand anträte, oder ihnen ein dem Minister unangenehmes Memorial überreichte. Sobald also Se. Majestät den Fuß vor das Zimmer setzen wollen; so müssen die Pagen und Kammerdiener vorher recognosciren, ob jemand da stehet, der ihnen verdächtig scheinet, welcher sodann sofort sich entfernen muß, wenn er nicht gewarten will, daß ihn die Wachten hierzu nöthigen. Diesen Umstand habe ich mehrmalen mit eigenen Augen gesehen.

Ich habe in auswärtigen Landen eine allgemeine Verwunderung gefunden, wie es möglich ist, daß Se. Königl. Majestät von Pohlen die üble Haushaltung ihres Ministers nicht einsehen, und wie schlecht durch diesen Mann ihnen und ihren Landen gerathen wird. Allein, wer die Ge-

stalt der Sachen in der Nähe, und die grosse Vorsicht des Grafen von Brühl kennet, der läßt sich eine dergleichen Verwunderung nicht einfallen. Es ist fast nicht möglich, daß etwas zu Sr. Majestät dringen kann, welches dem Minister nachtheilig wäre. Alle diejenigen, welche sich ihrer Person nähern, sind Creaturen des Ministers, welche Sie mit nichts, als der grossen Weisheit des Grafen von Brühl, und seinen bewundernswürdigen Anstalten und Einrichtungen zum Besten ihrer Lande, unterhalten. Wie ist es also möglich, daß Sie jemals die Augen eröfnen können? Aber, urtheilen Sie, liebster Freund, wie viel hassenswürdiger ein Minister ist, welcher seines Eigennutzes halber, zum Unglück der Länder, seinem Monarchen auf die allerlistigste Art gleichsam einen dicken Flohr vor die Augen ziehet, und in einer Art von unsichtbarer Gefangenschaft erhält. Ohnfehlbar haben die ehemaligen Major domus in Frankreich auf eben die Art angefangen, wie der Graf von Brühl, bis sie endlich nach und nach immer weiter giengen, und es so grob machten, daß sie den König nur alle Jahr einmal dem Volke sehen, und ihn auf einem mit Ochsen bespannten Wagen herum fahren liessen.

Wahrhaftig, liebster Freund, ich bin weit entfernet, einen Regenten zu tadeln. Ich beklage sie vielmehr. Sie werden auf eine so künstliche Art betrogen, daß der Weiseste kaum im Stande ist, durch die Flöhre hindurch zu sehen, die man ihnen allenthalben vor die Augen hält. Das einzige, was

sie

sie vor dem Betrug schützen könnte, wäre ein unaufhörliches weises Mißtrauen; und in der That glaube ich nicht, daß das Vertrauen und die Freundschaft unter die Eigenschaften eines weisen Regenten gehören. Es ist wahr, das ist ein Zustand, der sie vieler Annehmlichkeiten des Lebens beraubet. Aber ihr Stand würde gar zu glücklich seyn, wenn sie auch aller Glückseeligkeiten der Privatpersonen fähig wären. Kann wohl ein Mensch in diesem Leben eine vollkommene Glückseeligkeit geniessen?

Der bemerkenswürdigste, aber vor ihre Völker beseufzenswürdigste Umstand ist, daß sie fast gar keine Gelegenheit haben, ein so weises Mißtrauen zu lernen. Gemeiniglich suchen diejenigen, welche Prinzen erziehen, ihnen gerade die entgegen gesezten Grundsätze einzuflössen, damit sie selbst dereinst von einem grossen Vertrauen Vortheil ziehen wollen; und öfters gehet die menschliche Bosheit so weit, daß man mit Fleiß ihren Verstand nicht sehr schärfet, damit sie um so eher eines grossen Vertrauens fähig seyn sollen. Es ist hier eben so beschaffen, als mit der Freygebigkeit. Ein Regent soll nichts weniger als freygebig seyn. Er hat eigentlich gar nichts eignes; er ist nur der Haushalter seines Volkes. Allein diejenigen, welche Prinzen erziehen, drücken ihnen gemeiniglich gerade die entgegengesezten Grundsätze ein; weil sie hoffen, daß ihnen die Freygebigkeit des Prinzen dereinst am meisten zu statten kommen soll.

Sehen Sie, mein Allerwerthester, auf diese Art hat sich der Graf von Brühl beständig in der Gunst seines Königes erhalten. Ich glaube so gar, daß wenig Versuche gemacht worden sind, ihn daraus zu setzen. Denn jedermann hat die Unmöglichkeit sofort in die Augen geleuchtet; und niemand empfindet einen grossen Trieb bey sich, sein Glück zum Besten der Völker aufzuopfern.

Die Versuche, die etwan geschehen seyn dürften, mögen wohl am meisten von Seiten des Herrn Grafen von Wackerbarth-Salmour, Oberhofmeister des Churprinzen, hergerühret haben. Niemand ist wohl mit der Regierung des Herrn Grafen von Brühl weniger zufrieden gewesen, und welcher vernünftige Mensch kann es seyn; und niemand ist auch weniger geneigt gewesen dem Premier Minister zu schmeicheln, und seine Gunst beyzubehalten, als dieser gelehrte und verdienstvolle Herr. Er äusserte seine Unzufriedenheit öffentlich, und gegen Personen, die er eben nicht mit seiner Vertraulichkeit beehrte. Mir selbst, als ich ihm zum erstenmal aufwartete, gab er bey einer besondern sich ereignenden Gelegenheit sein Urtheil von dem Premier-Minister, auf eine zwar feine, aber sehr deutliche Art zu verstehen. Vielleicht hat ihn diese Offenherzigkeit am meisten unfähig gemacht, etwas auszurichten. Der Herr Graf von Wackerbarth hat dannenhero auch verschiedene mal auf dem Punct gestanden, alle seine Bedienungen niederzulegen; ja er hatte es schon einmal wirklich gethan, und sich von Hofe

entfernet. Allein die besondere Gewogenheit des Churprinzen gegen ihn, hat ihn immer wieder zurück gezogen.

Angesehene Leute haben mir versichern wollen, daß einstmals die Churprinzeßin einen Versuch gemacht habe, ihrem Königlichen Schwiegervater über das Betragen des Grafen von Brühl die Augen zu öfnen. Allein meines Erachtens ist der Nachfolger selten fähig, wider die Günstlinge des regierenden Herrn etwas auszurichten. Dieses haben tausend Beyspiele gezeiget. Die Günstlinge haben hier gar zu scheinbare Vorwände zu ihrer Entschuldigung vor sich, die so beschaffen sind, daß sie bey dem regierenden Herrn gar leicht Eindruck machen.

Dieser Versuch soll bald nach der Vermählung des Churprinzen geschehen seyn. Dargegen haben mich vor sechs Jahr Leute versichern wollen, daß sich die Umstände ganz abgeändert hätten, und daß sich der Herr Graf von Brühl auch bey dem Churprinzlichen Hofe so beliebt zu machen gewust habe, daß keine Abänderung zu hoffen sey, wenn sich auch ein Fall ereignen sollte. Es scheinet, daß der Graf von Brühl diejenige Zauberkraft im höchsten Grade besitzet, welche die Marschallin von Ancre vor öffentlichem Gerichte gestand. Sie sagte, sie hätte die Königin von Frankreich durch diejenige Zauberkraft regieret, womit die starken Geister über die Schwachen herrschen. Aber hier möchte ich diese Vergleichung nicht gern anwenden. Ich

wollte lieber eine solche Zauberkraft annehmen, womit die listigen Geister über die aufrichtigen herrschen.

Dißmal werden Sie ohnfehlbar denken, daß ich den Schluß ganz und gar vergesse. Jedoch hier ist er unter der gewöhnlichen aber wahren Versicherung, daß ich bin

Dero

F...t den 4 Aug.
1760.

zärtlicher Freund und treuer
Diener.

Sechster Brief.

Unvergleichlicher Freund.

Um Ihnen meinen vollkommenen Gehorsam zu beweisen; so fahre ich sogar ohne alle Eingangs-Complimente fort.

Dem König Philipp dem vierten in Spanien, welcher sich von seinem Minister, dem Herzog von Lerma, vermöge einer blinden Ergebenheit unumschränkt regieren ließ, wurde einstmals ein Zettel unter seinen Teller gelegt, mit der Aufschrift: Philipp dem vierten, ehedem König von Spanien und Indien, anjetzo bey dem Herzog von Lerma in Diensten. Diese Aufschrift machte mehr Eindruck bey dem Könige, als die allergründlichsten Vorstellungen jemals hatten wirken können; und die Ungnade des Herzogs von Lerma erfolgte gar bald darauf.

Der Urheber dieses Zettels hat so gar Unrecht nicht gehabt. Da man in der Welt nicht auf die eiteln Namen, sondern auf den eigentlichen Grund und die wahre Beschaffenheit der Dinge sehen muß; so ist der Minister, welcher seinen König und dessen Staaten unumschränkt regieret, eigentlich der wahre Regent und Souverain, der König

aber scheinet ein Freund dieses wahren Souverains zu seyn, dem er sein reichliches Auskommen in Ruhe und Gemächlichkeit zu verzehren gestattet.

Selbst die Geschicht-Schreiber und politischen Schrift-Steller sind von der Wahrheit genugsam überzeuget, daß der Ministrissimus eigentlich der wahre Regent ist. Wie oft lieset man nicht die Ausdrücke: unter der Regierung des Cardinals Richelieu: unter der Regierung des Cardinals Mazarin. Wohlan denn! liebster Freund, ich will Sie in diesem Briefe von der Regierung und Hofhaltung des Herrn Grafen von Brühl unterhalten.

Wenn ein König seinem Minister die Regierung anvertrauet, und sich vor seine Person gleichsam zur Ruhe begiebt; so verändert sich die ganze Gestalt der Regierung. Dieser Ministers-Regent, (man muß hier in einer so verkehrten Sache auf eine so widersprechende Art reden;) dieser Minister-Regent, sage ich, unterziehet sich einer Sache, welche alle menschliche Kräfte übersteiget. Der weiseste Regent findet genug Beschäftigung, den Zusammenhang der Angelegenheiten zu unterhalten, und alles im Ganzen zu übersehen, als worauf die Pflicht des Regenten eigentlich ankommt. Dieser grossen Last unterziehet sich nicht nur der Minister-Regent; sondern er will auch dabey die Pflichten und Verrichtungen eines Ministers ausüben, das ist, in die eigentlichen Umstände der Angelegenheiten einzudringen, und vor deren Expedition zu sorgen.

Wenn

Wenn ein solcher Minister-Regent der weiseste Mann unter allen lebendigen Menschen wäre: wenn er einen englischen Verstand, und eine Einsicht von einem unermäßlichen Umfang hätte; so würde er sich hierdurch einer Last unterziehen, die vor seine Schultern zu schwer wäre. Da es nun allemal einen sehr mittelmäßigen Verstand anzeiget, wenn man Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen; da man die wahre Weisheit bey denenjenigen am allerwenigsten suchen muß, die sich bey den Höfen zudrängen; und solche Posten suchen; so ist der allergewisseste Erfolg allemal dieser, daß der Minister-Regent die unaussprechliche Last der Geschäfte, die er übernommen hat, nicht zur Hälfte bestreiten kan.

Was sind die Folgen hiervon? Keine andere als diese, werthester Freund, daß sich der Minister-Regent auf seine Secretairs verlassen muß, die er zu Ausrichtung der Geschäfte braucht. Diese werden also die eigentlichen Minister von dem Minister-Regenten; und da der Minister-Regent im Grunde der wahre Souverain ist; so werden seine Secretairs die wahren Ministers des Staats. Diejenigen Ministers aber, welche neben dem Ministrissimo noch vorhanden sind, behalten nur den eitlen Nahmen, und werden gleichsam nur zum Staat unterhalten, weil auf sie gar nichts ankommt.

Das ist also die Veränderung, die in der Regierung eines jeden Staats vorgehet, sobald er einen

nen Minister-Regenten bekommt. Allein man darf nur sehr wenig Einsicht haben, um wahrzunehmen, wie nachtheilig diese Veränderung einem jeden Staate seyn muß. Wenn man auch voraussetzet, liebster Freund, daß die Welt eine so traurige Gestalt hat, daß ein jeder nicht unterläßt, sich zu bereichern, wenn er Gelegenheit darzu hat; und daß es mithin die wirklichen betitulten Minister eben sowohl thun würden, als die Secretairs des Ministrissimi; so ist es doch gewiß, daß die Triebfedern der Ehre und des Ruhm bey wirklichen Ministern eine grosse Kraft haben, daß sie vor das Beste des Staats sich bearbeiten, und sich schämen, sich auf eine allzuoffenbare Art bestechen zu lassen.

Allein diese Triebfedern ermangeln bey solchen Secretairs. Da alles, was sie Gutes zum Besten des Landes zu Stande bringen, oder angeben, dem Minister zum Verdienst gereicht, und auf dessen Rechnung geschrieben wird; so suchen sie nichts als ihren Eigennutz zu vergnügen; und da sich der Ministrissimus obgezeigter massen auf sie verlassen muß; so sind die Geschäfte und Angelegenheiten des Staats in sehr üblen Händen.

Eben diese Beschaffenheit, die auf denen natürlichen Folgen der Dinge beruhet, hat es mit der Brühlischen Regierung in Sachsen. Da er denen Geschäften unmöglich genugsam vorstehen kan; so muß er sich auf seine Secretairs verlassen, die in der That die Minister des Ministers-Regenten sind. Es ist in Sachsen sehr gleichgültig,

einen

einen Conferenz-Minister oder Präsidenten eines Collegii, den jetzigen Consistorial-Präsidenten ausgenommen, vor oder wider sich zu haben; allein wenn ein Brühlischer Secretair sich vor oder wider die Sache interessiret, darauf kommt alles an; und durch dieselben kan man alles erhalten. Die Sache mag so ungerecht und mit so grossen Schwierigkeiten verknüpfet seyn, als sie will; so kan derjenige, so sich diesen Canal mit ein paar hundert Ducaten eröfnet hat, versichert seyn, allemal durchzudringen.

Diese Leute haben auf nichts Betracht, wenn sie nur ihren Eigennutz dabey finden. Um ihnen, liebster Freund, nur ein besonderes Beyspiel hiervon zu geben; so haben alle schriftsäßige Stadt-Räthe in Sachsen, die Sitz und Stimme auf den Landtägen haben, das Recht der freyen Wahl, um die erledigten Stellen in denen Raths-Collegiis durch die meisten Stimmen zu besetzen. Dieses Recht gehöret unter die hauptsächlichsten Freyheiten der Sächsischen Städte, die ihnen bey jedem Anfange einer neuen Regierung auf das feyerlichste confirmiret werden.

Allein ich wollte wohl eine starke Wette eingehen, daß sich in Sachsen keine einzige Schriftsäßige Stadt befindet, der man nicht von Hofe Bürgermeister und Rathsglieder durch Recommendationen und ausdrückliche, zuweilen oft wiederhohlte Befehle obtrudiret hätte. Wenn man sich nach denen Canälen erkundiget, wodurch diese eingeschobenen Raths-Glieder von Hofe begünstiget worden sind; so ist solches allemal durch

einen

einen Brühlischen Secretair, oder vielmehr Minister geschehen.

Sie können also leicht erachten, wertheſter Freund, daß sich diese Secretairs sehr bereichern. Ich könnte ihnen 8. bis 10. Brühlische Ministers und Günstlinge hernennen, die halbe und ganze Tonnen Goldes, und noch mehr Reichthümer zusammengescharret haben. Der Brühlische Geheim-Secretair Hennicke, der gleichsam der Premier-Minister, des Minister-Regenten war, kaufte sich ein Gut in der Ober-Lausitz vor funfzig Tausend Thaler, und andere funfzig Tausend Thaler wendete er an den Bau und eine so prächtige Ausmeublirung, die mehr als Gräflich war. Dennoch rühmt er sich selbst noch sehr grossen baaren Vermögens. Hierbey war er nichts weniger als ein guter Haus-Wirth. Er ahmete seinem Herrn in der Verschwendung auf eine verwundernswürdige Weise nach. Er hielt sich 4. Laquayen in blau und rother Livree mit Gold, und ließ so viel aufgehen, daß es ihm manche Grafen aus alten Häusern nicht hätten gleich thun können.

Das Spaßhaftigste war, daß einstmals dieser kleine Premier-Minister mit seinem Souverain zerfiel. Es ist mir unbekannt, ob Se. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz, der grosse Premier-Minister zuerst über ihren Geheim-Secretair mißvergnügt geworden sind, oder ob dieser kleine Premier-Minister zuerst mit seinem Souverain unzufrieden wurde. Allein so viel ist gewiß, daß sich der Geheim-Secretair gegen seinen Herrn

sehr

sehr trotzig bezeugte. Der Minister-Regent ließ ihm vermelden: daß er sich selbst eine Bedienung im Lande aussuchen möchte, welche er wolte. Allein er antwortete: daß man ihm eine Bedienung antragen möchte; so würde er sehen, ob sie ihm anständig wäre. Wenigstens hat sich Herr Hennicke dieser Antwort in einem Hause, wo ich bekannt war, selbst gerühmet, und dabey zu verstehen gegeben, daß man wohl Betracht vor ihn haben müßte, weil er reden könnte. Jedermann würde die Ursache seines Trutzes errathen haben, wenn er auch nichts davon zu verstehen gegeben hätte.

Ohnfehlbar hat sich der Herr von Globig, der nach der Zeit verschiedene Jahre die Verrichtungen eines Brühlischen vertrautesten Secretairs auf sich gehabt, weit vernünftiger aufgeführet; weil ihn der Minister-Regent mit seines Bruders Tochter verheyrathet, und zu der ansehnlichen Würde eines Consistorial-Praesidenten erhoben hat. Unterdessen verrathen solche Ovidianischen Verwandlungen allemal einen sehr übel regierten Staat. Sie sind das vornehmste Kennzeichen einer willkührlichen und despotischen Regierung. Es ist wahr, der Herr von Globig war schon vorher wirklicher Hof- und Justitz-Rath, aber die ganze Welt wußte, daß er im Grunde, seinen Geschäften nach, weiter nichts als Brühlischer Secretair war.

Jedoch solche erstaunliche Verwandlungen aus denen Brühlischen Bedienten sind so häufig geschehen, daß, wenn ich, liebster Freund, solche alle erzehlen wolte; so würde ich damit allein ei-

nen Bogen erfüllen müssen. Se. Hoch- Reichsgräfliche Excellenz machten ihren Läufer zum Ober-Zeugschreiber in Dresden, eine Bedienung die fünfzehen Hundert Thaler jährlich einträgt, damit dieser Mensch die Tochter des Ober-Mühlen-Inspectors heyrathen konnte, welche eine der allerreichsten Parthien in Dresden war. Einen ihrer Kuchschreiber, auf den sie eine Ungnade geworfen hatten, weil er sich mit einem dero Secretairs nicht vertragen konnte, und der übrigens nur eine sehr kurze Zeit in ihrem Hause gewesen war, wollten sie aus dero Hause entfernen, und zugleich wegen seines übeln Bezeigens bestrafen. Derohalben wurde er zum General-Accis-Inspector in Dresden gemacht; und in Vergleich der Versorgung der übrigen Brühlischen Bedienten war dieses in der That eine Strafe. Denn diese Bedienung trug nur sechs bis höchstens acht Hundert Thaler jährlich ein.

Denn es ist eine der allerstandhaftesten Maximen Sr. Erlauchten Excellenz gewesen, keinen Bedienten aus dem Hause zu lassen, den sie nicht auf das allerreichlichste versorgten. Ein jeder Laquay, wenn er einige Jahre dero Livree getragen hatte, erlangte dahero das Recht auf eine gute Bedienung einen Anspruch zu machen; und bey der grossen Menge der Brühlischen Bedienten, so wohl in als ohne Livree, sind die einträglichsten Bedienungen im Lande mit Brühlischen Bedienten besetzet worden. Die Bedienungen, die etwas weniger einträglich waren, kamen an die Domestiquen

mestiquen von den Brüdern des Herrn Premier-Ministers, und denn an die Bedienten anderer Verwandten und Creaturen des Brühlischen Hauses.

Es scheinet aus diesen und allen andern Handlungen dieses Ministers, daß er sich vest überredet habe, der Staat von Sachsen beruhe lediglich auf seiner Familie und auf seinem Hause, und daß alle Sächsische Länder nur zu dem Ende vorhanden sind, seine Familie und seine Hausgenossen glücklich zu machen. Wenn er diese Gedanken nicht gehabt hätte; so würde er doch einige vernünftige Uberlegungen gemacht, und vor das Urtheil der Welt einigen Scheu getragen haben. Allein alle seine Handlungen zeigen klärer, als der helle Mittag, daß er sich niemals den geringsten Betracht vor das Urtheil seiner vernünftigen Neben-Menschen einfallen lassen.

Urtheilen Sie selbst, werthester Freund, wie sehr die Brühlischen Dienste bey einer solchen Beschaffenheit gesucht worden sind. Ich kan Ihnen auf das theuerste versichern, daß sie allemal denen Hof-Diensten des Königes sehr weit vorgezogen worden sind. Wenn jemand die Wahl hatte, ob er die Livree des Königes und des Königl. Hauses, oder die Livree des Premier-Ministers erwählen wolte; so konte man alles verwetten, daß er die letztere erwählen würde. Denn in der Königl. Livree hatte er nichts zu gewarten, wenn er alt wurde, als daß er die Helfte seines zeitherigen Gehalts

zur

zur Pension erhielt; dahingegen hatte er sich in der Brühlischen Livree ganz unfehlbar eine gute und einträgliche Bedienung zu versprechen; wenn er auch nicht so glücklich seyn solte, des Herrn Premiers-Ministers, oder seiner Gemahlin Gnade zu erwerben. Denn man wird kaum ein oder zwey Beyspiele ausfindig machen können, daß ein Bedienter ohne eine gute Stelle fortgejaget worden ist; und diese mußten es sehr grob gemacht haben.

Eben diese Beschaffenheit hat es mit denen jungen Edelleuten. Adeliche Eltern, die nicht Mittel genug hatten, um allein auf die Ehre zu sehen, gaben ihre Söhne allemal lieber als Pagen bey dem Minister, als bey die Königl. Familie. Eben so würde ein Edelmann von wenigen Vermögen allemal lieber erwählet haben, Haus- und Staats-Officier in dem Brühlischen Hause zu werden, um die Frau Gräfin zu führen, als Hof-Junker bey dem Könige zu werden. Denn die Versorgung und das Glück, so in dem Brühlischen Hause auf ihn wartete, war ungleich gewisser und reichlicher. Aus solchem Vorzuge erhellet meines Erachtens am allerdeutlichsten, wer eigentlich Regent im Lande ist.

Unterdessen müssen Sie nicht meynen, liebster Freund, als wenn der Herr Graf von Brühl eine sehr vorsichtige Wahl in seinen Bedienten getroffen, und nur sehr ausgesuchte und geschickte Leute in seine Dienste genommen; mithin das Land dabey nicht eingebüsset hätte, die Benennungen in aller-

allerley Arten von Geschäften aus seinem Hause besetzet zu sehen. O ganz und gar nicht! mein Allerwerthester. Man gelanget ohne alle Verdienste und Geschicklichkeit durch sehr kleine und verächtliche Canäle in das Brühlische Haus. Ein Cammermädgen, ein Cammerdiener, ein Lauffer, der in Gunst stand, war im Stande denjenigen gewiß allemal in das Haus zu bringen, den sie darzu bestimmt hatten.

Ich weiß besondere Beyspiele von Leuten, die wegen ihrer Ungeschicklichkeit und schlechten Aufführung in andern Diensten nicht wohl fortkommen komten, und durch solche Canäle dennoch in das Brühlische Haus gelangten, und Secretairs, Küchenschreiber, Cammerdiener, und dergleichen wurden; da ich denn gemeiniglich ein paar Jahr darauf mit Erstaunen erfuhr, was vor einträgliche Bedienungen im Lande sie nunmehr bekleideten.

Kurz! der einzige und Haupt-Grundsatz von der ganzen Regierung Sr. Excellenz ist das Glück seiner Familie und seiner Hausgenossen. Dieses ist die Richtschnur und der Polarstern, wonach alle Geschäfte und Angelegenheiten von Sachsen geleitet werden. Ich wolte Ihnen, liebster Freund, gern erzehlen, was der Herr Graf von Brühl in seiner Regierung vor Anstalten und Maasregeln zu einer vollkommenen Cultur des Landes genommen, und auf was Art er die Commercien und Manufacturen unterstützet und befördert hätte. Allein, ohngeachtet aller genauen Erkundigungen habe ich nicht

das geringste erfahren können. So viel hingegen weiß jedermann in Sachsen, daß dieser Minister sehr aufmerksam ist, wenn es darauf ankommt, Manufacturen und Fabriken in seinen eigenthumlichen Städten, Forsta und Pförten, entweder auf seine Rechnung anzulegen, oder zu befördern. Da werden keinerley Arten von Unterstützungen und die herrlichsten Königl. Privilegien nicht gesparet.

Er hat sogar von seiner eigenthümlichen Stadt Pförten, einem sehr kleinen Städtgen eine besondere doppelte fahrende Post nach der Ober- und Nieder-Lausitz, welche die Woche zweymal gehet, zu grosser Bequemlichkeit seiner daselbst angelegten Manufacturen und Fabriken, aber zum grossen Nachtheil der Königl. Post-Einkünfte, woraus diese Posten unterhalten werden, anlegen lassen. Dahingegen könnte man dem Herrn Grafen von Brühl weit ansehnlichere Städte in Sachsen zeigen, welchen die Communication der Posten miteinander zu grossem Nachtheil ihrer Gewerbe ermangelt, und wo die Königl. Einkünfte gewiß Vortheil zu gewarten hätten, wenn daselbst neue Posten angeleget würden. Allein wenn die Glückseligkeit und der Eigennutz des Brühlischen Hauses mit einer Anstalt nicht verbunden ist; so hat es gute Zeit damit. Ich weiß verschiedene Beyspiele daß Städte und ansehnliche Edelleute Vorschläge zu Anlegung neuer Posten gethan haben, welche denen Königlichen Post-Einkünften nicht anders als vortheilhaftig seyn konnten. Allein, es ist nicht das geringste hierinnen geschehen. Kaum daß

man

man sie angehöret, oder ihnen darauf geantwortet hat.

Wenn ein Minister, oder Feldherr dem Staat ausnehmende Dienste leistet; so verdienet vielleicht sein Eigennutz und seine Bereicherungs-Begierde einige Nachsicht. Wenn Richelieu durch seine bewunderungs-würdige Klugheit die Kron Frankreich in und ausserhalb des Reichs zu dem höchsten Ansehen befördert; wenn Colbert durch weise Maasregeln und unermüdete Vorsorge die Commercien und Manufacturen binnen kurzer Zeit blühend macht; wenn Marlbroug, Eugen, der Graf von Sachsen und viele andere Helden, durch grosse Siege und Heldenthaten ihren Monarchen und dem Reiche die wichtigsten Vortheile verschaffen; so verzeihet man es ihnen, wenn sie ihren Familien grosse Reichthümer hinterlassen.

Allein, wenn der Herr Graf von Brühl den Demosthenes, Cicero, Plinius und alle grosse Redner aus ihrer Gruft hervor holete, daß sie ihm mit ihrer Beredsamkeit zu statten kommen solten; so würden sie nicht das geringste ausfindig machen können, was dieser Minister vortheilhaftiges und nützliches vor Sachsen ausgerichtet und zu Stande gebracht hätte. Er hat vielmehr durch seine übeln Maasregeln Sachsen in drey unglückliche Kriege gestürzet, und durch seine enorme Verschwendungen, und die deshalb bis auf den äussersten Punct getriebenen Abgaben, schon vor dem jetzigen Kriege eine Menge Unterthanen aus dem Lande zu gehen genöthiget.

Es ist in der That kaum glaublich, schätzbarer Freund, wie hoch dieser Minister-Regent die Pracht und Verschwendung getrieben hat, wenn man sich nicht durch seine eignen Augen davon überzeuget hat. Ich habe ihnen in meinem Briefe vom 23 Julii, wo ich mich anders recht erinnere, die Versicherung gegeben, daß ich keinen Königl. Hof gefunden habe, der es in der Pracht und Verschwendung dieser grossen Excellenz gleich gethan hätte. Als ich in denen Jahren 1744 bis 1747 in Dresden war; so wurde die Brühlische Tafel niemals geringer als mit dreyßig Schüsseln besetzet; und das mit einer solchen Profusion und Verschwendung, daß die Bedienten, wie sie wolten, Essen aus dem Hause schleppen konnten. Ein klein Tractament mußte wenigstens aus fünfzig Schüsseln bestehen, und ein grosses wohl aus achzig und hundert. Ich habe nach der Zeit Königl. Höfe gesehen, wo die Königl. Tafel ordentlich und gewöhnlicher massen nur mit zwölf Speisen besetzet worden ist, und bey Tractamenten mit vier und zwanzig bis dreyßig.

Zu eben der Zeit bestanden die Brühlische Bedienten wenigstens aus zwey hundert Personen. Darunter waren zwölf Kammerdiener, zwölf Pagen, alle mögliche Haus- Officiers von Stallmeistern, Bereitern, Haus-Hofmeistern, Küch- und Kellerscheibern, und wie sie nur an dem grösten Hofe befindlich seyn können. Die Küche bestand aus vier Mund-Köchen, zwölf andern Köchen und so viel Küchen-Jungen und Beyläuffern,

daß

daß sie über dreyßig Personen hinanstieg. Die Kellerey und Canditorey war fast eben so stark; und man versicherte mich, daß mehr als Hundert Bediente in Livree vorhanden wären.

Wenn der Herr Graf von Brühl keine Kammer-Junker hatte; so waren hingegen eine besondere Art von Haus-Officiers vorhanden, welche von gutem Adel waren, die die Frau Gräfin führeten, und sonst die Homeurs des Hauses machten, die auch einen stärkern Gehalt hatten, und besser versorget wurden, als die Kammer-Junker an Königlichen und Fürstlichen Höfen.

Machen Sie einmal, liebster Freund, von einem so erstaunlichen Aufwand nur einen mäßigen Ueberschlag; setzen Sie die grosse Pracht der Meublen, nicht allein in Dresden, sondern auch auf seinen übrigen Schlössern hinzu, die alles übertrift, was man sich davon vorstellen kann; überrechnen Sie die Kosten der prächtigen Gärten in Dresden und auf seinen Gütern; fügen Sie den Aufwand auf seine überaus grosse Bibliothek, Kunst- Naturalien- und Mineralien-Cabinet, und die Gallerien von theuren Gemälden hinzu, und sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß solches alles mit einer Million jährlich bestritten werden kann! Ich wenigstens möchte nicht der Entrepreneur seyn, um vor diese Summe den Aufwand Sr. Excellenz zu unterhalten. Bey allen solchen unaussprechlichen Verschwendungen aber noch unermäßliche Güter zusammen zu bringen; das ist

Kunst, welche, so lange als Menschen auf unsrer Kugel wohnen, gewiß noch niemand gekonnt hat, und wir wollen zur Ehre des menschlichen Geschlechts hoffen, auch niemand wieder ausüben wird.

Als ich diese unbeschreibliche Verschwendung mit eignen Augen ansah; so war das bevorstehende Falliment der Steuer-Casse dem Grafen von Brühl schon mehr als zu wohl bekannt; wie denn ihr Verfall noch Zeit meiner Anwesenheit in Dresden völlig ausbrach. Dennoch, ob gleich durch die Nichtauszahlung der Interessen von denen Steuer-Schulden unzähligen rechtschaffenen Leuten, und Witwen und Waysen, die ihr ganzes Vermögen darinnen hatten, gleichsam das Brod aus dem Munde gerissen, und sie in den elendesten Zustand versetzet wurden; so wurde doch von aller dieser Pracht nicht das allermindeste eingeschränket.

Ja! was noch mehr ist, werthester Freund, und woran ich ohne schmerzliche Rührung, nicht denken kann, um diese Pracht zu unterhalten, und dem Credit der Steuer noch etwas hinzuflicken; so wurden allen Gerichten in Sachsen anbefohlen, die Depositen-Gelder zur Steuer-Casse zu liefern, und davor Steuerscheine anzunehmen. Die auf öffentlichen Treu und Glauben niedergelegten Gelder, das Vermögen der Waysen und Unmündigen, welches eine jede vernünftige und rechtschaffene Regierung mit äusserster Vorsorge zu schützen

schul-

schuldig ist, wurde hier so gut als geraubt. Denn die davor gegebenen Steuerscheine verlohren gar bald allen ihren Werth. Man redete damals davon, daß ein gleicher Befehl an alle Kirchen und milden Stiftungen ergangen wäre, ihre vorräthigen Capitalien einzuliefern; und mithin hätte man gar kein Bedenken getragen, auch so gar den Altar zu berauben. Ich kann aber nicht vor gewiß behaupten, ob es geschehen ist. Die Sache ist mir ausser Acht gefallen, so daß ich mich niemals weiter darnach erkundiget habe, wenn ich in Sachsen gewesen bin.

Wahrhaftig! edelster Freund, die Haut schauert mir, wenn ich mir vorstelle, daß ein menschliches Gemüth in der Welt gefunden werden kann, welches lieber seine vernünftigen Neben-Geschöpfe, die mit ihm Wesen von einerley Art sind, in das erschrecklichste Elend und Dürftigkeit versetzen, und ihnen gleichsam den Bissen Brod aus dem Munde reissen, als von denen übertriebensten und ausschweifendesten Verschwendungen etwas nachlassen will. Dieses ist eben eine so erschreckliche Tyranney, als alles, was die gransamsten Wütriche jemals gegen ihre Neben-Menschen ausgeübet haben.

Ohnfehlbar wird mein schätzbarer Freund die Scarteque gelesen haben, welche vor einigen Jahren zu Vertheidigung Sachsens und des Herrn Grafens von Brühl unter dem Titul des gerechtfertigten Ephraims herauskam. Man äusserte

darinnen die lächerlichen Grundsätze: daß die Verschwendung des Hofes, und folglich auch des Herrn Grafen von Brühl, zu Belebung der Künste und des Nahrungs-Standes, Sachsen nüzlich gewesen sey.

Wenn an diesen Grundsätzen etwas weniges wahr ist; so muß nothwendig vorausgesetzet werden, daß sich alle Unterthanen in gutem Wohlstande befinden, und die Abgaben sehr mäßig sind. Denn was vor ungereimte Begriffe müste man nicht von der Wohlfarth der Staaten haben, wenn man behaupten wollte, daß die Verschwendung des Hofes den Nahrungs-Stand befördere; ohngeachtet die Härte der Abgaben so groß sey, daß dadurch ein grosser Theil der Unterthanen auffer Vermögen und Nahrung gesetzet werden!

Allein, wenn auch diese Grundsätze in ihrer weitläuftigsten Erstreckung wahr wären; so hat doch die Verschwendung des Herrn Grafen von Brühl gewiß niemals den Nahrungsstand in Sachsen befördert. Das meiste zu seinen Verschwendungen ließ er aus fremden Ländern einführen. Seine Schuhe zu Hundert Paaren auf einmal, seine Peruquen zu Dutzenden, wurden aus Paris verschrieben; und so gar Pasteten kamen auf der Post aus Paris. Die Chocolade, ohngeachtet sie in Dresden und Leipzig sehr gut verfertiget wird, muste aus Rom und Wien kommen; und alles was man fast ansah, war nicht in Sachsen verfertiget.

Sie

Sie werden vielleicht sagen, daß doch zu einer so grossen Verschwendung unzählige Dinge erfordert würden, die unmöglich in fremden Ländern gemacht werden könnten. Ja! das ist wahr, mein Allerliebster. Aber es hatte mit denen Brühlischen Arbeiten eine besondere Beschaffenheit, daß auch diese dem Nahrungsstande in Sachsen nicht zum Vortheil gereichten.

Die Handwerker wurden nehmlich nicht bezahlet. Sie musten einige Jahre lauffen, ehe sie ihre Rechnungen bezahlt bekamen. Ich habe sie Dutzend weise in dem äussersten Brühlischen Vorzimmer stehen sehen, wo sie öfters ziemlich laut redeten, und sich unnütze machten. Wollten sie endlich nach zwey und dreyjährigen Lauffen ihre Bezahlung haben; so musten sie denen Brühlischen Secretairs und Haus-Officiers so viel spendiren, daß sie nicht den geringsten Vortheil von ihrer Arbeit übrig behielten. Wahrhaftig! mich deucht, daß auf diese Art der Nahrungsstand in Sachsen von dem Brühlischen Aufwand eben nicht viel Vortheil gehabt haben kan.

Ich könnte über die Materie von der Brühlischen Regierung und Pracht noch verschiedenes sagen. Aber sie müssen mir hier erlauben zu schliessen. Es befällt mich diesen Abend der Schlaf mehr als gewöhnlich. Sie werden dieses aus der krummen Stellung der vorhergehenden fünften Zeilen sehen. Gute Nacht also

Mein Allerliebster,

Dero

F--t, den 6. August
1760.

aufrichtiger Freund und
Diener.

Siebenter Brief.

Vollkommenster Freund.

Ich werde Morgen Besuch erhalten. Der Herr von B * * * reiset durch hiesige Gegend nach * * * So bald mir meine Freunde dieses schrieben; so habe ich ihn in einem Briefe förmlich angeworben, ein paar Tage allhier bey mir zuzubringen; ohngeachtet ich mit ihm eben in keiner sehr vertraulichen Freundschaft stehe. Er hat eingewilliget, und wird Morgen hier seyn. Auf diese Art erhalte ich doch eine kleine Veränderung in meiner Einsamkeit; und dieses ist die Ursache, warum ich den Brief, der erst übermorgen früh mit der Post abgehet, schon heute schreibe.

Ich werde Ihnen in diesem Briefe die Cameral- und Finanz-Verwaltung des Herrn Grafen von Brühl über Sachsen vorzutragen die Ehre haben: und es ist mir, als wenn ich meinen theuren und gesetzten Freund bey Lesung dieser Worte schon im Voraus etwas lächeln sähe. Ja! wahrhaftig! mein Allerliebster, das ist die lustige Seite, von der man den Minister-Regenten betrachten kann; und wenn nur so viel ehrliche und rechtschaffene Leuthe, so viel in das äusserste Elend gestürzte Wittwen und Waysen über seine Finanz-Verwaltung nicht Fluthen von Thränen vergossen hätten; so könnte man von ganzem Herzen darüber lachen.

Einen solchen Verschwender in dem Posten eines Finanz-Ministers zu sehen; welches doch der Haupt-Caracter des Herrn Grafen von Brühl war, ehe er zum Premier-Minister ernennet wurde; das ist wahrhaftig! die allerlustigste Scene von der Welt. Das ist eben, als wenn man ein näschigtes Kind zum Aufseher über eine Canditorey macht, oder die allerverbuhlteste Dirne zur Abtißin über ein Nonnen-Kloster einsetzet, um die Kloster-Frauen zu einem keuschen und heiligen Leben anzuhalten.

Wenn man die Beschaffenheit vieler Regierungen in der Welt erwäget; so möchte man über das Schicksal der Völker, die mit ihrer Wohlfarth auf die allergröbste Art spielen lassen müssen, blutige Thränen weinen. Ehrgeißige Menschen bemächtigen sich durch die allerlistigsten, boßhaftigsten und niederträchtigsten Cabalen der allerwichtigsten Posten des Staats worauf die Wohlfarth der Völker am meisten ankommt, ohne daß sie die allergeringsten Begriffe von der zu ihren Stellen nöthigen Erkenntniß haben.

Bey dem unendlichen GOtt! liebster Freund, ich habe Commercien-Minister gesehen, welche nicht das allergeringste von denen allerersten Grundsätzen der Handlung gewust haben; Bergwerks-Präsidenten, welche kaum einen Bleyglanz gekannt haben; Finanz-Minister, welche nicht die allererssten Ideen von dem Endzwecke und Zusammenhange eines Finanz-Wesens gehabt haben, und Minister der auswärtigen Geschäfte, welche

die

die allerungereimtesten und übelgegründesten Meynungen sowohl von dem Interesse und dem Zustande ihres eigenen, als der benachbarten Staaten, verrathen haben.

Sie haben ohne Zweifel, liebster Freund, aus meinen vorhergehenden Briefen bemerket, auf was Art der Herr Graf von Brühl Finanz-Minister geworden ist. Weil der Graf von Sulkowsky gern Ober-Kammerherr werden will, welche Stelle sich vor seine catholische Religion schickt; so wird der Graf von Brühl zum Finanz-Minister gemacht, mit eben der Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Völker, als wenn es darauf angekommen wäre, ein paar Comödianten auf dem Schauplatze ihre Kleider miteinander verwechseln zu lassen. Ob der Graf von Brühl etwas von dem Finanz-Wesen verstehet, ob er im Stande seyn wird, die Wohlfarth von Sachsen in dieser Stelle zu befördern, davon ist hier ganz und gar die Frage nicht. Genug, daß hierdurch der verfluchenswürdige Ehrgeiz zweyer Menschen vergnügt wird, welche zum Unglück der Völker die Geschicklichkeit besessen haben, sich bey zwey Monarchen, Vater und Sohn in Gnade zu setzen.

Und woher sollte wohl der Graf von Brühl einige Kenntniß in dem Finanz-Wesen erlanget haben! Von Kindheit an in den Hofdiensten mit denen Intriguen der Höfe beschäftiget, hat er sich nie auf das Studiren und die Wissenschaften beflissen, und eben so wenig Gelegenheit gehabt, durch

durch Zuhören und Arbeiten in denen Finanz-Collegiis, aus der Erfahrung etwas zu lernen. Wenn ihm also die Vorsehung nicht eine unmittelbare Erleuchtung hierinnen mitgetheilet hat; so ist es unmöglich, daß er die geringste Erkenntniß darinnen haben kan.

Seyn Sie auch versichert, **werthester Freund**, daß er sie nicht hat. Ich habe ihn einstmals durch eine sehr reitzende Vorbildung, die ihn sehr aufmerksam machte, auf diese Materie gebracht, und nicht die leichteste Teinture von Finanz-Grundsätzen bey ihm gefunden.

Die Erfahrung hat es auch leider genugsam gezeiget, wie schlecht seine Einsicht in das Finanz-Wesen beschaffen gewesen ist. Man würde diesem Minister sehr unrecht thun; wenn man ihm beymessen wollte, daß er nur in einer einzigen Art von Geschäften, ausser seinem Eigennutz und Verschwendung, gewisse Grundsätze angenommen hätte. Allein wenn man sein Betragen in Verwaltung der Sächsischen Finanzen auf einfache Sätze bringt; so sind es keine andere, als daß er in den Tag hineinlebte, und seine eigene und des Hofes Verschwendung so lange durch Aufhäufung unermäßlicher Schulden unterhielt, als die Steuer Credit hatte; hernach aber die Unterthanen mit einer unerschwinglichen Last von Abgaben belegte, um diese Verschwendungen dennoch fortsetzen zu können.

Ich kenne kein Finanz-Wesen, das in so erschrecklicher Unordnung ist, als das Sächsische. Ich rede hier nicht von denen Schulden, worinnen sein Verfall freylich gleichfalls erbärmlich ist, sondern von seiner innerlichen Einrichtung. Der Contributions-Fuß, die sogenannten Schocke, ist ein so ungeheures Chaos, daß die ältesten Bedienten bey der Steuer und Accise selbst in einer Egyptischen Finsterniß tappen, und nicht einen Strahl von Licht sehen, wodurch sie sich zurecht finden könnten. Da weiß man nichts von ordentlich formirten Wirthschafts-Etaten, so wenig von allgemeinen, als von besondern. Man nimmt, wo sich etwas nehmen läßt.

Der Herr Graf von Brühl hat nie einen Finger gereget, diesen erschrecklichen Unordnungen abzuhelfen. Die Haupt-Summe aller seiner an die Cammer, an die Steuer, und an das Accis-Collegium ergehenden Befehle hält im Grunde allemal den einfachen Satz in sich, daß sie G e l d schaffen sollen.

Es ist ein so gemeines Finanz-Principium, welches sogar jeder Bauer ausübet; nemlich daß man eine Sache erhalten muß, wenn man Nutzen daraus ziehen will; und daß mithin die Kosten zu Erhaltung der Sache die allernothwendigsten Ausgaben sind, welche allen andern in der Welt vorgehen müssen. Aber auch von diesem Principio weiß der Graf von Brühl nichts. Ehe er von des Hofes, oder nur von seiner Verschwen-

dung

dung etwas einziehen sollte, um auf die Erhaltung Kosten zu wenden; so möchten alle künftigen Einkünfte der Sächsischen Domainen zu Grunde gehen.

Es fällt mir hiervon ein besonderes Beyspiel bey. Ich besuchte vor fünfzehn Jahren im Churcrayse den * : : : : wo : : : : war, welcher erzählte: Es habe vor dem Jahre die Elbe an dem besagten Ort, wegen der durchaus schadhaften und verfallenen Dämms durchbrechen wollen, wodurch an Wiesen und Feldern der Königlichen Domainen, und an den Güthern der Privatpersonen über vier Tonnen Goldes Schade geschehen, und überdiß die Elbe ihren Lauf verändert haben, und einige Meilen eher in das : : : Territorium geflossen seyn würde. Es hätte derselbe den Anschlag zu Ausbesserung der Dämme auf das genaueste gemacht, dergestalt daß darzu 1500. Thaler Kosten erfordert worden wären, und solchen an die Kammer nach Dresden eingesendet. Allein obgleich alle Mitglieder die äusserste Nothwendigkeit dieser Reparatur eingesehen; so hätten ihn doch einige davon in Privatbriefen versichert, es sey der Kammer unmöglich dieses Geld aufzubringen; weil alle mögliche aufzubringende Gelder dem

*) Ich habe diese Stelle verstümmeln müssen, um ehrlichen Leuten, die vermuthlich noch leben, keinen Nachtheil zu verursachen. Herausgeber.

dem Hofe geliefert werden müsten, ohne daß darüber Einwendungen angenommen würden. Man habe ihm Vorschläge zum Vorschuß gegen eine spätere Abrechnung gethan, welche er endlich eingegangen, und die Reparatur besorget habe.

Was vor ein Zustand, liebster Freund, wenn eine Königliche und Churfürstliche Kammer nicht 1500. Thaler aufbringen kann, um einen Schaden von vielen Tonnen Goldes zu verhindern, oder wenn sie sich wenigstens nicht getrauen darf, von denen, zu der Verschwendung des Hofes und des Ministers bestimmten Geldern so viel zurück zu behalten; so, daß vielleicht der Schade geschehen wäre, wenn der ehrliche Amtmann sich nicht eine auf zwey Jahr hinausgesetzte Abrechnung hätte gefallen lassen.

Bey einer so tollen Wirthschaft konnte es endlich unmöglich anders kommen; als daß die Schulden aller Sächsischen Cassen zu so ungeheuren Summen anwuchsen, daß endlich denen Gläubigern weder Interessen noch Capital ausgezahlet werden konnten; und mithin die Steuer-Casse, die zeither den besten Credit gehabt hatte, in gänzlichen Verfall gerieth. Denn noch ein vier bis fünf Jahr vor dem Ausbruch des Fallaments war der Credit der Steuer so groß, daß alle die armen unglücklichen Leute, welche um ihr Geld gebracht sind, es vor ein grosses Glück hielten, ihr Geld in der Steuer unterzubringen, und mit grossen Verlust Steuer-Cassen-mäßige Münz-Sorten

Sorten einwechselten, weil kein ander Geld darinnen angenommen wurde.

Allein ich habe diesen Ausgang vier bis fünf Jahr vorhergesehen, und durch mein Widerrathen ein paar Familien von ihren äussersten Unglück errettet. Dieses Vorhersehen, liebster Freund, bedurfte keiner grossen Weisheit. Denn solche unermeßlichen Verschwendungen, sowohl des Hofes, als des Ministers, konnten nach den natürlichen Folgen der Dinge, Sachsen in keine andere Umstände führen.

Zwar gerechter und redlicher Weise, hätte sich dieses Falliment der Steuer-Casse niemals ereignen können. Es ist von Anfange der Brühlischen Regierung an, kein Landtag in Sachsen gehalten worden, auf welchen nicht die Quatember- und Pfennig-Steuern, und viele andere Abgaben erhöhet, und die Ritter-Pferd-Gelder von neuen verwilliget worden. Zur Ursache dieser Erhöhungen wurde allemal angegeben, daß die zu diesen oder jenen Ausgaben bestimmten Gelder nicht zugereicht hätten. Da nun das Land durch die erhöheten Abgaben diesen Nonvalenten schon genug gethan hatte, ich bitte Sie, würdigster Freund, wie konnten redlicher Weise solche ungeheure Schulden entstehen?

Es giebt unzählige vernünftige Leute in der Welt, welche sich vest überreden, daß der Herr Graf von Brühl die Steuer-Casse mit Vorsatz und grossen Vorbedacht habe in Verfall gerathen

lassen, damit er sich bey diesen Unordnungen und den Unwerth der Steuer-Scheine, die er alsdenn wohlfeil einzukaufen, und der Steuer wieder vor voll anzurechnen wuste, destomehr bereichern konnte. Allein da ich zur Ehre der Menschheit mir die Menschen nicht gern äusserst boshaftig vorstelle, so lange sich ihre Handlungen auf eine andere Art erklären lassen; so kann ich wohl sagen, daß ich dieser Meynung nicht zugethan bin.

So viel ich glaube; so hat der Herr Graf von Brühl über die Folgen, die seine eignen und des Hofes Verschwendungen dereinst vor das gute Sachsen haben würden, niemals die geringste ernstliche Ueberlegung gemacht. Haben sie wohl, liebster Freund, noch jemals einen offenbaren Verschwender gesehen, welcher sich den geringsten Kummer und Sorgen gemacht hätte, wohin ihn endlich seine Verschwendungen führen werden, und was aus ihm werden wird, wenn er sein Vermögen durchgebracht hat? Wie viel weniger also wird sich jemand darum bekümmern; der offenbar zur Verschwendung geneigt ist, was vor Folgen seine Verschwendungen auf das Land und vor andere Leute haben werden; und man thut meines Erachtens unrecht, wenn man nicht die Billigkeit hat, den Herrn Grafen von Brühl aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten.

Unterdessen will ich gar nicht läugnen, daß dieser Minister nicht seinen Vortheil aus dem Verfall der Steuer gezogen habe, da sie einmal geschehen

schehen war. Es sind hiervon gar zu deutliche Zeugnisse vorhanden. Wir wissen auch, werther Freund, daß er sich darüber nicht zu tode gegrämet hat. Denn noch zur Zeit lebet er; und wenn er jemals eine Bekümmerniß darüber empfunden hat; so muß er sie tief in sein Herz verschlossen haben; weil sein heiteres Gesicht bey diesem Zeitpunct sich nie verfinstert hat.

Jedoch lassen Sie uns doch nunmehr sehen, was der Herr Graf von Brühl vor Maaßregeln ergriff, als das Falliment der Steuer-Casse ausgebrochen war! Es wurden ihn von geschickten Leuten sehr gründliche Projecte gemacht, welche den Credit binnen wenig Jahren hätten wieder herstellen können. Allein sie wurden nicht angenommen; vermuthlich weil einige davon in sich enthielten, daß der Hof, und mithin auch der Herr Graf von Brühl, sich gänzlich enthalten müsse, in gewissen Arten von Einkünften, künftig die Hand zu haben.

Dahingegen wurde das windichte Project von einer mit Leibrenten vereinigten Tontine mit grossen Freuden angenommen; vermuthlich weil es darauf ankam, neue Schulden zu machen, ohne daß es deshalb eben so absolut nothwendig nicht war, die alten zu bezahlen. Man versprach denen Einlegern in diese Tontine güldene Berge. Die Interessen sollten nicht allein denen Ueberlebenden zuwachsen; sondern man wollte auch ih-

ren Erben bis in das zehnte Glied wohlthun, und ihnen eben diese Interessen bezahlen.

Allein der Herr Graf von Brühl, sowohl als der Projectmacher, müssen die Welt vor überaus einfältig angesehen haben; wenn sie geglaubt haben, auf diesen vergoldeten Leimruthen Vögel zu fangen. Das ganze Project kam eben so heraus, als wenn ein fallit gewordener Kauffmann, ehe er sich mit seinen Gläubigern gesetzt hätte, denenjenigen funfzig pro Cent Interessen versprechen wollte, die ihn auf sein ehrliches Gesichte, zu Bezahlung seiner Gläubiger, Geld vorschiessen wollten. So wie aber schwerlich ein lebender Mensch so dumm seyn wird, dieses zu thun; so gieng auch dieses Tontinen-Project in Luft und Wind, woraus es entstanden war.

Man sah sich also genöthiget ein gründlicher Project zu ergreifen; und was konnte dieses vor ein anderes seyn, als daß es über die armen Unterthanen hergieng, welche fast allenthalben das beweinenswürdige Schicksal haben, daß sie nicht allein durch die ungezähmten Leidenschaften und die Regierungsfehler ihrer Regenten äusserst unglücklich werden; sondern auch das daraus entstandene Unglück und Verderben des Staats aus ihrem Vermögen wieder heilen, und gut machen sollen.

Es wurde demnach ein Landtag ausgeschrieben; und man kam auf demselben mit einem

Project

Project von einer Capitations- und Vermögen-Steuer hervorgerücket, welche neun Jahr dauren sollte. Man hatte die Rechnung gemacht, daß diese Steuer jährlich eine Million einbringen sollte. Ohngeachtet nun niemand, als ohngefehr zwanzig Schmeichler und Pensionisten des Hofes einwilligten, welche nicht den zwanzigsten Theil der Landstände ausmachten; dahingegen sich alle andere standhaft darwider setzten, weil das Land unmöglich mehrere Abgaben ertragen konnte; so gebrauchte sich doch der Herr Graf einer willkührlichen despotischen Macht, warf alle Grund-Verfassungen des Staats und alle Freyheiten und Gerechtsame der Stände über den Haufen, und führte diese Capitations- und Vermögen-Steuer dennoch de facto ein. Ja! als diese neun Jahr verflossen waren; so ließ er sie nach eben solchen despotischen Grundsätzen noch ferner fortdauren.

Der Anschlag, daß diese Capitation- und Vermögen-Steuer jährlich eine Million Reichsthaler eintragen sollte, war eher zu gering, als zu hoch gemacht. Sie hat ganz ohnfehlbar jährlich wenigstens anderthalb Millionen tragen müssen. Man muß in Sachsen wenigstens anderthalb Millionen Menschen annehmen. W * * * hat eine halbe Million, das gewiß zweymal kleiner, und bey weiten nicht so bevölkert ist. Es lebte kein Mensch in Sachsen, welcher von dieser Capitation befreyet war. Dienstbothen und Bettelleute haben sie entrichten müssen. Die geringste Capitations-Steuer war jährlich ein Gulden bis zwölf Groschen. Der Mittelstand muste

jährlich zwey, drey bis vier Reichsthaler entrichten. Hierzu kam noch die Vermögen-Steuer von denen unbeweglichen Gütern. Man müßte gar nicht rechnen können; wenn man behaupten wolte, daß diese Capitations- und Vermögens-Steuer nicht allerwenigstens anderthalb Millionen jährlich eingetragen hätte. Merken Sie sich dieses, werthester Freund! Dieses macht nach der allermäßigsten Rechnung binnen zehen vollen Jahren fünfzehen Millionen.

Der Minister-Regent, hat seit 1746 eine Abdankung nach der andern bey der Armee vorgenommen. Die ganze Welt weiß, daß das Sächsische Krieges-Heer, im Jahr 1756 aus 15000 Mann bestand. Sachsen hat in denen allerfriedlichsten Zeiten ehedem 25000 Mann unterhalten, in bedenklichen Zeiten mehr als 50000 und in Kriegs-Zeiten wohl 40000 Mann. Der Minister hat also seit 1746 bis 1756 jährlich allerwenigstens den Unterhalt von zehen tausend Mann ersparet. Dieses beträgt nach der mäßigsten Rechnung jährlich eine Million, und mithin in zehen Jahren, zehen Millionen. Auch diesen Artickel merken Sie sich liebster Freund.

Ferner hat Sachsen im Jahr 1747 von dem Churfürstenthum Hannover zur Bezahlung der Steuer-Schulden sechs Millionen Reichsthaler geborget, und davor den Sächsischen Antheil der Grafschaft Mannsfeld und alle Churfürstl. Aemter in Thüringen mit allen ihren Einkünften, die hohe Landes-Obrigkeit ausgenommen, verpfändet. Ich wünsche, daß Sie auch diese Post nicht vergessen.

So

Sodann hat die Stadt Leipzig in dem vorhergehenden Kriege, an Se. Königl. Majest. von Preussen, vor das ganze Land fast zwey Millionen Contribution bezahlet, und davor an das ganze Land Assignation erhalten. Der Minister-Regent hat diese Contributionen mit allen Interessen und Kosten über zwey Millionen von dem Lande eingetrieben. Allein die Stadt Leipzig hat nicht einen Heller wieder erhalten, unter dem Vorwande, daß dieses Geld jetzo unumgänglich zu Bezahlung der Steuer-Schulden angewendet werden müßte.

Lassen Sie uns doch zum Zeit-Vertreib, mein Allerwerthester, eine kleine Recapitulation machen!

15 Millionen Einkünfte von der Capitation- und Vermögen-Steuer.
10 : : Ersparter Unterhalt von der Reduction der Armee.
6 : : Von dem Churfürstenthum Hanover erborget.
2 : : Eingetriebene Contribution, so die Stadt Leipzig vorgeschossen, aber solche nicht wieder erhalten.

33 Millionen Summa.

Der Herr Graf von Brühl hat also, ohne alle ordentlichen; unter seiner Regierung schon sehr hoch erhöheten Einkünfte von Sachsen, bloß zur Bezahlung der Steuer-Schulden, 33 Millionen Thaler erhoben. Nun weiß aber die ganze Welt, daß weder ein innländischer noch auswärtiger Gläubiger

biger, an Capital nicht einen Heller, und an Interessen binnen diesen zehen Jahren kaum den zehenden Theil erhalten hat. Die Preußische Unterthanen allein ausgenommen. Allein alles was diese empfangen haben, beträgt noch nicht völlig eine Million. Ich bitte Sie, um GOttes willen, wo sind die andere 32 Millionen hingekommen?

Jedoch diese Rechnung ist bey weitem noch nicht alle. Sachsen hate unter der Regierung des verstorbenen Königs Friedrich Augusts, und unter dem Ministerio des jetzigen Fürsten von Sulkowsky etliche zwanzig Millionen Schulden, aber auch nicht mehr; wie ich von sicherer Hand weiß; dahingegen die Hof- Steuer- und Cammer-Schulden unter der Regierung des Herrn Grafen von Brühl über hundert Millionen angewachsen sind. Die Einkünfte von Sachsen bestanden unter der Regierung des verstordenen Friedrich Augusts in sechs Millionen Thaler. Hiervon wurde ein sehr splendider Hof unterhalten, die Maitressen und Ministers bereicherten sich, und die Interessen von 20 Millionen Schulden wurden dennoch richtig bezahlet.

Der Graf von Brühl hat die ordentlichen Einkünfte von Sachsen durch die unaufhörlich erhöhten Abgaben bis auf acht Millionen getrieben; und darunter sind die Einkünfte von der Capitations- und Vermögen-Steuer keinesweges mit begriffen. Dennoch hat er binnen zehen Jahren, seit dem ausgebrochenen Falliment der Steuer, nicht den zehenden Theil der schuldigen Interessen bezahlet.

In

In allen Betracht, liebster Freund, giebt der Graf von Brühl ein erstaunenswürdiges Beyspiel an die Hand. Wenn eine Privatperson an liegenden Gütern 150. Tausend Thaler besässe, 100. Tausend Thaler Schulden gemacht hätte, von denen Einkünften seiner Güter weiter keine Interessen bezahlte, unter dem Vorwand seine Schulden abzutragen, 32. Tausend Thaler aufborgte, und dennoch nur ein Tausend bezahlte; würde man ihn nicht in einer jeden bürgerlichen Verfassung, wo Ordnung und Gerechtigkeit statt fände, öffentlich pro prodigo erklären müssen.

Hier aber sitzet ein solcher Mann an dem Ruder des Staats. Es geschiehet nicht mit seinem Vermögen, daß er auf so unsinnige Art wirthschaftet; sondern mit dem Vermögen des Landes, und mit dem Blut und Schweiß armer Unterthanen. Er richtet dadurch eine Menge rechtschaffener Familien zu Grunde, nimmt Witwen und Wayfen dadurch ihr Vermögen, und stürzet sie in das äusserste Elend und Dürftigkeit, denen Armen aber entreisset er gleichsam durch die Härte der Abgaben das Brod aus dem Munde. Alles dieses treibet er gleichsam öffentlich vor den Augen der ganzen Welt, und zwar in erleuchteten und vernünftigen Zeiten, ohne auf das Urtheil seiner vernünftigen Neben-Geschöpfe den geringsten Betracht zu machen.

Wahrhaftig! würdigster Freund, mein ganzes Blut empöret sich wider einen solchen Mann. Ich kann vor Unmuth und gerechten Empfindlichkeiten meiner Menschenliebe kein Wort mehr schreiben, als daß ich wahrhaftig bin.

Dero

F=-t den 8 Aug. 1760.

treuergebenster Diener.

Achter Brief.

Allerliebster Freund.

Unfehlbar werden Sie von dem Bombardement Nachricht haben, womit der General Laudon Breslau heimgesuchet hat. Zuverläßige Briefe versichern mich, daß über achtzig Häuser, worunter sich verschiedene Palläste befinden, unter Schutt und Asche liegen. Dieser General hat das Bombardement ohne alle Eröfnung der Laufgräben, vorgenommen. Folglich hat er sich wohl vernünftiger Weise keine Hofnung machen können, Breslau zu erobern. Er hat also diese Verwüstung vorgenommen, um das barbarische Vergnügen zu haben, zu verwüsten. Unfehlbar hat dieses die Rache wegen Dresden seyn sollen. Allein wie sehr verunehret diese Rache ihre Urheber. Dresden hat sein unglückliches Schicksal durch einen förmlichen Angrif, mit Beyfall aller Gesetze und Regeln des Krieges unter gesitteten Völkern, und zwar hauptsächlich durch die Schuld des Oesterreichischen Befehlshabers erlitten. Allein wie sehr fehlen alle diese Umstände dem Bombardement von Breslau. Man erblicket an demselben allenthalben weiter nichts, als eine wütende Rachsucht, eines der unfehlbarsten Kennzeichen kleiner Seelen.

Glauben sie wohl ::::: Ach! um Verzeihung, wertheſter Freund! Jetzo erinnere ich mich Ihres strengen Befehles, daß ich Ihnen keine Betrachtungen über die Staats- und Kriegs-Begebenheiten mittheilen soll, bis ich die Nachrichten von dem Grafen von Brühl zu Ende gebracht habe. Ich habe diesem Befehl den genauesten Gehorsam versprochen; und damit Sie sehen sollen, was ich vor Ehrerbietung vor Dero Befehle habe; so will ich gleich durch den ganzen vorhergehenden Absatz einen Creutzstrich machen.

Aber wissen Sie wohl, mein Allerliebster, daß es nur bey mir stehet, Ihren ganzen Befehl zu vereiteln, ohne daß Sie mich des Ungehorsams beschuldigen können. Ich kan meine Nachrichten gewaltig abkürzen, und kann getrost schreiben, wie ich hier in optima forma juris thue, daß ich nichts mehr weiß, und daß dieses der leztere Brief von den Brühlischen Nachrichten ist; gesetzt, daß ich auch noch die allergeheimesten und ergetzlichsten Nachrichten zu ihrer Belustigung im Vorrath hätte. Ich hoffe also, daß Sie mir eine kleine Dispensation über dieses Dero Gesetz ertheilen, und erlauben werden, daß ich zur Abwechselung auch meine Betrachtungen über die öffentlichen Angelegenheiten mit einmischen darf, damit sie indessen nicht bey mir veralten; oder gar verfaulen, wie die Sprüchwörter des Sancho Pansa.

Ich werde Sie, wertheſter Freund, in dem gegenwärtigen Briefe von dem Betragen und de-

nen

nen Maaßregeln des Herrn Grafen von Brühl in Staatssachen unterhalten; und ich hoffe Sie zu überzeugen, daß dieser Minister sich darinnen niemals anders, als sehr klein und schwach bezeuget habe. Sie werden finden, daß er allemal eine über die Maassen geringe Einsicht in die Staats-Klugheit zu erkennen geben, und in den Staats-Geschäften mit einer gänzlichen Unentschlossenheit und fest zugedrückten Augen, so wie der lustige Swift seinen ehrlichen Hanß, in dem Mährgen von der Tonne schildert, herumgetappt habe. Jedoch nehme ich den Fall aus, wenn sein eigenes Interesse damit verbunden gewesen ist. Denn in diesem, aber einzigen Fall, ist der Herr Graf von Brühl allemal sehr klug und entschlossen gewesen.

Ich will den Krieg über die Pohlnische Königs-Wahl, und die damaligen Staats-Angelegenheiten mit Stillschweigen übergehen; denn man könnte mir hier einwenden, daß die Staats-Geschäfte damals am meisten bey dem Grafen von Sulkowsky beruhet hätten; und in der That zweifle ich gar nicht, daß auch damals dieser leztere den meisten Einfluß gehabt hat. Die erste wichtige Begebenheit in denen allgemeinen Angelegenheiten von Europa, in welcher das Betragen des Sächsischen Hofes ungezweifelt auf den Herrn Grafen von Brühl angekommen ist, ist demnach das Absterben Kayser Carl VI. und der über die Oesterreichische Nachfolge entstandene Krieg. Wir wollen also sehen, wie sich der Herr Graf von Brühl dabey aufgeführet hat.

Meines

Meines Erachtens hatte Sachsen unter allen denenjenigen Mächten, die auf die Oesterreichische Erbschaft Anspruch machten, das gegründeste Recht. Das Recht, welches das Haus Bayern aus dem Testament Ferdinand des Iten herleitete, war ziemlich schwach; und als Gemahl einer Josephinischen Prinzeßin, muste Kayser Carl VII. allemal Sr. Königl. Majestät von Pohlen nachstehen, welche mit der älteren Josephinischen Tochter vermählet waren. Was aber Spanien anbetrift; so hat sich vielleicht niemand vorher im Traum einfallen lassen, daß die Spanische Linie des Hauses Bourbon einen Anspruch auf die Oesterreichische Erbschaft machen könnte. Aus dem Grunde, den Spanien anführte, würde Frankreich selbst noch eher einen Anspruch haben machen können. Denn es stammte von eben denen Spanischen Prinzeßinnen ab, woraus Philipp der Vte sein Recht herleitete; und Frankreich war überdiß die ältere Linie von eben diesen Prinzeßinnen.

Allein der Sächsische Anspruch hatte vielen Grund vor sich. Es ist allemal ein Oesterreichisches Familien-Gesetz gewesen, daß von zwey, ohne männliche Erben versterbenden Erz-Herzoglichen Brüdern, die Töchter des ältern Bruders, die Töchter des jüngern ausschliessen, ohngeachtet dieser zulezt regieret hat; und Ferdinand der IIte hat dieses ausdrücklich bestättiget. Ueberdiß hatte Kayser Carl der VI. mit seinem Bruder Joseph einen feyerlichen Tractat eingegangen, daß die Josephinischen weiblichen Nachkommen allemal vor seinen Töchtern in der Nachfolge den

Vorzug

Vorzug haben sollten. Kayser Carl VI. hatte also gar kein Recht, zum Vortheil seiner Tochter eine Pragmatische Sanction zu machen.

Ich glaube, daß wenig Leute von Einsicht in Europa gelebet haben, welche nicht unmittelbar nach Kayser Carl des VI. Tode, mit aller Gewißheit, die man von künftigen Begebenheiten behaupten kan, vorausgesehen haben, daß Frankreich, dieser zweyhundertjährige Feind des Hauses Oesterreich, die Gelegenheit von Verlöschung des Oesterreichischen Mannes-Stammes nicht aus den Händen gehen lassen würde, um die Oesterreichische Macht zu zergliedern. Es war demnach eben so gewiß voraus zu sehen, daß die Pragmatische Sanction keine andere Gültigkeit haben würde, als welche sie durch den Ausschlag der Waffen haben würde.

Was that der Herr Graf von Brühl bey diesen so leicht vorausseyenden Dingen, und bey denen Gerechtsamen des Hauses Sachsen auf die Oesterreichische Erbschaft? Er erneuerte sechs Monat nach Absterben Kayser Carl VI. als schon die Absichten Frankreichs, die Oesterreichische Macht zu zergliedern, keinem Zweifel mehr unterworffen waren seine Verbindungen wegen der Pragmatischen Sanction gegen Rußland, und gab diesem Hof die bündigsten Versicherungen, solche zu halten. Dieser Schritt gab so sehr allen Mangel der Staats-Klugheit zu erkennen, daß man sich solches bey einem Minister kaum vorstellen kan.

Er

Er mochte sich entschlossen haben, oder nicht, daß der Sächsische Hof Anspruch auf die Oesterreichische Erbschaft machen sollte; so war dieser Schritt vor einen Minister unverzeihlich. Wollte er Anspruch machen; so war es der Klugheit nichtsweniger als gemäß, seine Verbindungen zu erneuren. Wollte er aber gar keinen machen; so muste er doch wenigstens Bedenken tragen, die Gewährleistung einer Erbschaft von neuen zu übernehmen, wider welche sich ein so fürchterliches Gewitter zusammen zog. Wollte man sagen, der Herr Graf von Brühl hätte diese Versprechungen gethan, ohne alle Absicht, sie zu halten; wie die Staatsleuthe tausendmal in der Welt verfahren hätten; so siehet man nicht, was der Sächsische Hof aus der Erneuerung dieser Verbindung vor Nutzen hatte. Staatsleuthe, die ohne allen Nutzen mit Versprechungen und Verbindungen spielen, sind; auch nach denen Regeln einer bösen Staatskunst von ihnen zu urtheilen, allemal seichte und windichte Köpfe.

Was that der Herr Graf von Brühl ferner? Er machte auf die Führung der Böhmischen Wahlstimme vor den Sächsischen Churprinzen, Anspruch. Wenn dieser Anspruch nicht das Brühlische Interesse zum Grunde hatte, um eine Wahlstimme mehr zu haben, die er an Frankreich verkaufen konnte; so finde ich abermals eine sehr schlechte Staatsklugheit darinnen.

Man konnte diesen Anspruch nicht machen, ohne dem Wienerischen Hofe genugsam zu erkennen zu geben, daß man widrige Absichten gegen ihn hätte, und auf der Seite seiner Feinde die Anforderer an die Oesterreichische Erbschaft vermehren würde. Da man aber die Führung der Böhmischen Wahlstimme, nur wegen Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts der Königin von Ungarn und Böhmen, verlangte; so hieß das im Grunde eben so viel, als die Königin in übrigen als rechtmäßige Erbin Kayser Carl *VI* zu erkennen; und das war mithin ein eben so contradictorisches Verfahren, mit dem dadurch genugsam zu erkennen gegebenen vorhabenden Anspruch, als aus dieser ganzen übelausgesonnenen Forderung nicht der geringste reelle Nutzen vor Sachsen entstehen konnte.

Wenn

Wenn der Herr Graf von Brühl seine Entschlüsse gefaßt gehabt hätte, wie er sich auf diesen oder jenen Fall verhalten wollte; so würde er nicht so verfahren haben. Allein hieran fehlet es eben, daß der Herr Graf von Brühl noch in einer gänzlichen Unentschlossenheit war, was er thun wollte. Ich weiß besondere Umstände, daß diese gänzliche Unentschlossenheit bis wenige Wochen vor dem Einbruch der Sächsischen Trouppen in Böhmen gedauret hat. Eine solche Unentschlossenheit zeiget meines Erachtens allemal einen grossen Mangel der Einsicht an. Es ist wahr, die Umstände sind öfters so zweifelhaft, daß man sich noch nicht entschliessen kan. Allein ein einsichtiger nnd starker Geist, muß sich doch allemal im voraus entschlossen haben, was er auf diesen oder jenen Fall, und in diesen oder jenen Umständen thun will; und er richtet seine Schritte schon im voraus darnach ein, daß er sich weder in dem einen noch in dem andern Falle, worzu er sich entschliessen wird, Nachtheil zufüget. Allein, sie sehen leicht, werthester Freund, daß hier an solche Entschliessungen auf diesen oder jenen Fall noch gar nicht gedacht war.

Als endlich der Graf von Brühl beschlossen hatte, wider Oesterreich feindlich zu agiren; so würde ein jeder Staatskluger Minister, der an seiner Stelle gewesen wäre, unumgänglich vor nöthig gefunden haben, sich sofort mit Sr. Königlichen Majestät von Preussen auf das engeste und vertraulichste zu verbinden. Denn vernünftiger Weise konnte er sich von Frankreich, mit welchem der Sächsische Hof kurz vorher wegen der Pohlnischen Königes-Wahl in so grosser Feindschafft gestanden hatte, nicht versprechen, daß er das Interesse von Sachsen sehr zu Hertzen nehmen würde. Eben dieses konnte er sich nicht von Bäyern versprechen, welches auf die gantze Oesterreichische Erbschaft Anspruch machte.

Ob er nun zwar allerdings ein Bündniß mit Frankreich und Bayern eingehen mußte; so war es doch nach allen Regeln der Staatsklugheit unumgänglich nothwendig, vornämlich mit Preussen in die engste und vertraulichste Verbindungen zu treten; weil Preussen nicht auf die ganze Oesterreichische Erbschaft, sondern nur auf Schlesien Anspruch machte; und weil damals Preussen und Sachsen nichts weniger als in Mißtrauen und Feindschaft mit einander standen, und Preussen gar kein Interesse hatte, Bayern mehr als Sachsen zu begünstigen.

Allein weit gefehlt, daß der Graf von Brühl an eine so enge Verbindung mit Preussen hätte denken sollen, wodurch er sich allein versprechen konnte, nicht leer auszugehen, wenn der Krieg einen glücklichen Fortgang haben sollte; so wuste man ein Vierteljahr nach dem Einmarsch der Sächsischen Trouppen in Böhmen nicht einmal, was man sich von Preussen zu versprechen hätte, ob es Freund oder Feind wäre. Sehen Sie hier, werthester Freund, eine Begebenheit, welche dieses offenbar beweiset, und welche so wahr ist, als die Sonne an dem Himmel.

Als zu Ausgang Novembers 1741 Prag erobert war; so wurde der General Lieutenant von Birkholz mit einem Corps Sachsen, und der General Lieutenant Pallastron mit einem Corps Franzosen und Bayern abgesendet, um die Oesterreichische Armee vollends aus Böhmen zu vertreiben, die sich bey Teutschbrod gesetzet hatte. Indem das Sächsische Corps auf der einen, und das Französische auf der andern Seite allerley Bewegungen machten; so kam ein Corps Preussen von 8000 Mann unter Anführung des General-Lieutenants, nachherigen General-Feldmarschalls von Kalckstein, und setzte sich denen Sachsen an die Seite nach Chrudim.

So bald die Sächsischen Generals die Ankunft dieses Preusischen Corps dem Grafen von Brühl meldeten; so war er in grosser Unruhe, was man sich zu diesem Corps Preussen zu versehen hätte. Er befahl dem Chevalier von Sachsen, und dieser dem General-Lieutenant von Birkholz, daß man den Preußischen General auf alle Art sondiren sollte, ob er mit freundschaftlichen, oder widrigen Gesinnungen eine solche Stellung nahe bey denen Sachsen genommen hätte.

Man schickte also einen Regiments Quartiermeister nebst einigen Souriers nach Chrudim, welche daselbst sich anstellen mußten, als wollte man Quartiere machen, indem man dem Preußischen General sagte, daß es die Operationen der Sächsischen Armee erforderten, Chrudim zu besetzen. Meines Erachtens war diese Art der Sondirung über die Maassen übel ausgesonnen; und wenn sie von dem Herrn Grafen von Brühl selbst erfunden war; so macht ihn dieser Staats-Streich wenig Ehre. Die Preussen mochten nun Freund, oder Feind seyn; so war dieses in allen Betracht eine sehr einfältige und lächerliche Forderung. Denn so wie die Sachsen sagten, daß es die Operationen ihrer Armee erforderten, Chrudim zu besetzen; so konnten die Preussen antworten, daß es ihre Operationen erforderten, Chrudim besetzt zu behalten. Man konnte ohne eine lächerliche Einfalt nicht erwarten, daß ein Feind auf dieses Compliment Chrudim sofort verlassen würde; und gegen einen Freund war dieses ein ziemlich grobes Compliment.

Aber so ist es, werthester Freund; die kleinen Kurzsichtigen Geister suchen die Staatsklugheit in nichts als List und Ränken. Sie gehen niemals gerade zu; und wenn ihnen das Ziel vor der Nase stehet, so nehmen sie doch allemal Umwege. Worzu war diese kleine verächtliche Tour nöthig. Man konnte dem Gene-

ral Kalkstein sagen lassen: daß, da seine Königl. Maj. von Preussen gleichfals in Krieg wider Oesterreich begriffen wären: so hofte man nicht, daß dieser General Befehl habe, denen Alliirten Hinderniſſe in Weg zu legen; und man glaubte also, daß man wegen Annäherung dieses Corps Preussen unbesorgt seyn dürfte. Unterdessen wolle man sich des Generals Erkärung darüber ausbitten.

Der Herr General-Lieutenant von Kalkstein kehrete sich auch an diese kleine listige Tour gar nicht. Er war ein sehr ehrlicher und aufrichtiger Mann; und nach diesem Caracter antwortete er: daß er alle Absichten und Entzwecke dieses Compliments einsähe; und er ließ dannenhero denen Sächsischen Generals versichern, daß er ihren Operationen keine Hinderniſſe in Weg legen würde. Allein die Art und Weise dieses Compliments befremdete ihn, und es thäte ihm sehr leid, wenn sich die Sächsischen Generals die Vorstellung von ihm gemacht hätten, daß er auf dieses Compliment sofort Chrudim räumen würde. Er liesse ihnen aber hiermit melden, daß er dieses nicht thun würde.

Diese Historiette paßirte zu Ausgang Decembers 1741; und sie beweiset nur allzu klar, daß damals noch gar kein Einverständniß zwischen dem Preußischen und Sächsischen Hofe war. Da nun der Graf von Brühl vor seinen Hof, obgezeigter Maassen von Frankreich und Bayern sich wenig versprechen konnte; indem sie ihm dieses sogar deutlich zu erkennen gaben, da in dem Allianz-Tractat über die künftige Theilung der Oesterreichischen Länder, wo man sonst sehr freygebig ist, Böhmen dem Churfürsten von Bayern zugetheilet wurde, welches doch das einzige Land war, das Sachsen anständig seyn, und seine Macht wesentlich vermehren konnte; so embarquirte sich der Herr Graf von Brühl auf das gefährliche Meer des Krieges in einem elenden verfaulten Nachen, ohne alle gründliche und weise Maaßre-

regeln. Wenn er sich aus diesem Kriege vor Sachsen einen wesentlichen Nutzen versprechen wollte; so müste er sich entweder mit Preussen, oder mit Frankreich, bald nach dem Absterben Kayser Carl des sechsten in die engesten und vertraulichsten Verbindungen einlassen, und ein ganz anderes Betragen beobachten. Allein bey seinen Maaßregeln hatte er sich nichts zu versprechen, wenn auch der Krieg auf Seiten der Alliirten den allerglücklichsten Fortgang hatte.

Es ist wahr, zu Anfang des Jahres 1742 ließ sich der Sächsische Hofe mit dem Preußischen in eine enge Verbindung ein, und untergab sogar sein Krieges-Heer dem Commando Sr. Königl. Majestät von Preussen. Allein, kaum einen Monath darauf faßte der Graf von Brühl schon wieder gantz andere Entschlüsse. Als die Oesterreicher im Winter 1747 mit glücklichem Erfolg in Bayern eindrangen, und sich desselben bemächtigten; so entfiel dem Sächsischen Minister der Muth; und nach seinem zweydeutigen Caracter, nach welchem er glaubt, daß die ganze Staatskunst in nichts als Ränken bestehet, glaubte er, daß er eilen müste, denen übrigen Alliirten mit geheimen Unterhandlungen an dem Wienerischen Hofe zuvor zu kommen.

Diese geheimen Unterhandlungen wurden von Ihro Majestät der Königin von Pohlen geführet, aber gewiß nicht ohne Vorbewust und Mitwirken des Grafen von Brühl. Erinnern Sie sich, werthester Freund, des allergeheimtesten Conseils dieses Ministers mit dem Pater Guarini, davon ich in einem meiner vorigen Briefe geredet habe. Ja! was noch mehr ist, diese geheime Unterhandlung der Königin mit dem Wienerischen Hofe wurde mit sehr weniger Vorsicht eingefädelt. Die Depechen giengen durch die Hände des Sächsischen General-Feldpostmeisters Ja-

cobi, und folglich durch die Sächsische Armee; und es ereignete sich eine kleine Begebenheit damit, die ich Ihnen ein andermal melden werde, um mich jetzo dadurch nicht so sehr zu zerstreuen.

Se. Königl. Majestät von Preussen waren diese geheimen Unterhandlungen des Sächsischen Hofes nicht verborgen. Ueberdieß war das Betragen des Cardinals Fleury in diesem Kriege über die Maassen zweydeutig; und wie sehr er geneigt war, seine Alliirten durch geheime Unterhandlungen zu berücken, hatte er einige Jahre zuvor in dem Kriege wegen der Pohlnischen Königswahl, gegen Spanien und Sardinien bewiesen. Wer konnte es also Sr. Königlichen Majestät von Preussen verdenken, daß sie nach dem glorieusen Siege bey Zcaslau, einen sichern Frieden so unsichern Alliirten vorzogen?

Ohngeachtet dieses Betragens des Sächsischen Hofes, und ohngeachtet der Graf von Brühl die Sächsischen Trouppen schon im Aprill 1742 von der Preußischen Armee zurück, und an die Sächsische Gränze gezogen hatte, so daß sie an dem Siege bey Zcaslau nicht den geringsten Antheil hatten; so sorgten doch Se. Königl. Majestät von Preussen in diesem Frieden vor Sachsen. Es ist zuverläßig, daß in denen Breslauischen Präliminarien in einem geheimen Artikel verabredet war, daß Sachsen einige angränzenden Creyse von Böhmen bekommen sollte. Warum dieser Artikel in dem Berliner Frieden nicht seine Wirkung erreichet hat, das wird der Herr Graf von Brühl am besten wissen. Da ich hier nichts schreibe, als was ich zuverläßig weiß; so will ich nicht entscheiden, ob sein unüberlegtes Betragen, oder sein Privat-Interesse, die Wirkung davon verhinderte.

Als der Wienerische Hof nach dem Berliner Frieden das Oberhaupt des Reichs auf eine ausserordentliche Art mißhandelte, und seine Absicht der Wiedereroberung von Schlesien deutlich genug zu erkennen gab; und mithin Se. Königl. Majestät von Preussen vermöge der Franckfurther Union sich genöthiget sahen, Ihre Armeen zu Unterstützung des unterdrückten Reichs = Oberhaupts, und zu Behauptung der einmüthigen Wahl der Churfürsten, welche der Wiener Hof öffentlich vor ungültig zu erklähren die Dreustigkeit hatte, Ihre Armeen in Böhmen einrücken zu lassen; so gefiel es dem Herrn Grafen von Brühl, sich vermittelst des Warschauer Bündnisses auf die Oesterreichische Seite zu wenden, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich Anfangs wider diesen Schritt des Grafen von Brühl nichts zu erinnern hatte.

Da ich mir die Menschen allemal vor das, was sie sind, nämlich als Menschen vorstelle; so bin ich sehr geneigt sie zu entschuldigen, und ihre Fehler zu übersehen; und wenn ich zu ihren Entschliessungen nur in etwas vernünftige Gründe finde; so überrede ich mich immer, daß sie diese Gründe vor Augen gehabt haben. Es schienen mir aber der glückliche Fortgang der Oesterreichischen Waffen in denen Jahren 1742 bis 1744, und die Stärke der Allianz vermittelst der Verbindung von Engelland, Holland, und Oesterreich, allerdings wichtige Bewegungsgründe zu seyn.

Ich war sogar geneigt, in dieser Verbindung eine ausserordentlich grosse Staatsklugheit zu finden. Der abermalige Krieg zwischen Preussen und Oesterreich machte es ziemlich wahrscheinlich, daß ein grosser Haß zwischen diesen beyden Häusern einwurzeln würde, der zu vielen künftigen Kriegen Anlaß geben würde. Einem jeden von diesen Krieg führenden Häusern

muste alsdenn allemal die Allianz von Sachsen, welches gleichsam die Thür war, wodurch ein Haus dem andern in das Herz seiner Staaten eindringen konnte, von äusserster Wichtigkeit seyn. Ich stellete mir vor, daß der Herr Graf von Brühl diese Allianz dem Hause Oesterreich theuer verkaufet haben würde, und sich nicht mit eiteln Vertröstungen auf künftige Eroberungen abspeisen lassen; sondern sich ein paar Creyse von Böhmen, eben wie der König von Sardinien von dem Mayländischen, ausbedungen haben würde.

Ja! was noch mehr ist, ich glaubte, daß der Herr Graf von Brühl dem Hause Sardinien auf die Spuhr gekommen wäre, die grosse Staatsklugheit dieses Hauses nachahmen, und bald Preussen, bald Oesterreich beystehen, allemal aber die Sächsische Allianz um keine windichte Hofnungen, sondern um einen reellen Preiß verkaufen würde. Ich zweifelte gar nicht, daß ein so kluges Betragen dem Hause Sachsen eben so zum Vortheil gereichen würde, als sich Sardinien dadurch groß gemacht, und die Königliche Würde verschaffet hat.

Allein ich habe mich in allen diesen schönen Voraussetzungen erschrecklich geirret. Der nachherige Erfolg hat genugsam gezeiget, daß der Graf von Brühl von allen diesen Gründen keinen einzigen gehabt hat, als er sich zu dem Warschauischen Bündniß bewegen ließ. Er hatte sich durch die allerwindichsten Versprechungen durch einen Partage-Tractat in die Haut des Löwen, der noch erst gefangen werden sollte, verleiten lassen, Sachsen in einen neuen Krieg zu stürzen, welcher diesem unglücklichen Lande an Kriegeskosten und Preußischen Contributionen, wenigstens zwanzig Millionen gekostet hat.

Wenn er bey einem so windichten Partage-Tractat der künftigen Eroberungen nur im geringsten auf einen reellen Nutzen von Sachsen gesehen hätte; so würde er sich wenigstens die Creyse von Böhmen disseit der Eger, die an Sachsen gränzen, in dem Warschauer Tractat haben stipuliren lassen, und die schon in dem geheimen Artikel der Breslauer Präliminarien vor Sachsen bestimmt waren, auf dem Fall nämlich, wenn keine Eroberungen über Preussen gemacht würden. Sollte ihm dieser Fall nicht einfallen? Wie einfältig müßte er alsdenn nicht seyn! War ihm nicht Sardinien in dem Wormser Tractat mit einem so Staatsklugen Beyspiele vorgegangen?

Er konnte auch unmöglich zweifeln, daß er nicht diese Bedingungen von Oesterreich erhalten würde. Der Sächsische Beystand war damals diesem Hause so äusserst nothwendig, daß es entweder ganz Böhmen und Mähren verlohren geben, oder Frankreich und Bayern auf der andern Seite die völlige Obermacht lassen muste. Wenn Oesterreich Schwierigkeiten gemacht hätte, diese Bedingungen einzugehen; so würde Groß-Brittannien dasselbe schon, eben wie bey dem Wormser Tractat, darzu vermocht haben; welches gar wohl einsah, daß ohne den Sächsischen Beystand die Oesterreichische Sache gänzlich verlohren war, wovor Engelland doch schon so viel aufgeopfert hatte.

Unter der Garantie der Seemächte konnte Sachsen auch sicher seyn, daß Oesterreich diese Bedingungen erfüllen muste; eben wie sie solche Sardinien zu halten genöthiget worden sind. Müssen die Oesterreichischen Minister nicht in ihren Herzen gelacht haben, daß sie in denen äussersten Nöthen, worinnen jemals Oesterreich gewesen ist, einen so einfältigen Minister fanden, der ihnen 24000 Mann Beystand verschaffete, und sich davor auf die allerwindigsten Hoffnungen vertrösten;

in! was noch mehr ist, der sich Gesetze vorschreiben ließ, was Sachsen von denen künftigen Eroberungen vor einen geringen Antheil haben sollte; da es ihnen in ihrer damaligen grossen Noth vernünftiger Weise gar nicht um künftige Eroberungen, sondern um Errettung von der gänzlichen Unterdrückung zu thun seyn muste.

Jedoch was sage ich? werthester Freund! Der Herr von Brühl war gar nicht einfältig, wenigstens nicht in Ansehung seines eigenen Nutzens. Ich könnte Ihnen die Summen nennen, welche damals Engelland diesem Minister opferte, um ihn zu dem Warschauer Bündniß zu vermögen, und vielleicht werden Sie sich, mein Allerliebster, erinnern, damals in den Zeitungen gelesen zu haben, daß der Königin von Ungarn Majestät der Gräfin von Brühl eine ansehnliche Herrschaft in Böhmen schenkte. Das waren also die wahren und eigentliche Bewegungsgründe, welche den Sächsischen Minister bewogen, den Warschauer Allianz-Tractat zu schlieſſen; und die Wohlfarth und der Nutzen von Sachsen kamen dabey auf keine andere Art in Betracht, als wenn der Himmel ein so verschwenderisches Glück verleihen würde, daß alle windichten Partage-Tractate in Erfüllung gehen könnten. So spielet man mit der Wohlfarth der Völker. Ewige Vorsehung! Wie glücklich werde ich dereinst seyn, wenn ich einsehen kan, warum in dem Zusammenhang der Dinge solche Minister nöthig seyn!

Vielleicht würde Sachsen nicht in äussersten Grad unglücklich gewesen seyn, wenn der Graf von Brühl nur in dem Fortgange des Krieges diejenigen Maasregeln ergriffen hätte, welche ihm die allergemeinste Vorsicht und Klugheit an die Hand geben konnte. Sachsen hatte sich bloß als Hülfleistender Theil ansehen lassen wollen; und da die Grundsäze des Völkerrechts oder die Meinungen seiner Lehrer hierinnen getheilet sind, Preussen

auch

auch unter gleichen Titul seine Armeen zum Vortheil Kayser Carl *VII* hatte marschiren lassen; so fand Sachsen unter diesem Mantel eines Hülfleistenden Theils eine gute Schutzwehre wider einen Preußischen Angriff. Mich deucht, es war der allergemeinsten Klugheit gemäß, diesen Mantel so lange um sich geschlagen zu behalten, bis der Krieg wider Preussen einen so glücklichen Erfolg hatte, daß man sich gewiß die Oberhand versprechen konnte.

Allein dieser Krieg gieng nichts weniger als glücklich. Drey grosse verlohrne Schlachten, deren Verlust gar nicht verheelet werden konnte, muste den Herrn Grafen von Brühl belehren, daß das ganze gemachte Project von der Theilung der Löwenhaut eines der eitelsten von der Welt war. Hätte er also nicht wenigstens das Unglück von Sachsen beherzigen und den umgeschlagenen Mantel der Hülfsleistung sorgfältig um sich behalten sollen.

Allein nichts weniger! Man machte das in allen Betracht unüberlegte und unglückliche Project, von Sachsen aus, den König von Preussen in dem Herzen seiner Staaten anzugreiffen, und folglich den Mantel der Hülfsleistung gänzlich abzulegen; und zu dem Ende mußte das Grünische Corps nach Sachsen kommen. Ich nenne dieses Project mit Recht unüberlegt und unglücklich; denn es war nicht die geringste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges vorhanden. Die Preußischen Staaten von Sachsen aus, waren nicht unbedeckt. Ausser derjenigen Preußischen Armee, welche die Oesterreicher und Sachsen dreymal geschlagen hatte, stand noch eine andere da, welche Sachsen observirte, und die Preußischen Staaten zu schützen genugsam im Stande war. Bey so überaus kühnen und die gemeinste Klugheit mit Füssen trettenden Maaßregeln, konnte also der Erfolg kein anderer seyn, als der er war, nehmlich das äusserste Unglück von Sachsen;

sen; welches aber der Graf von Brühl niemals zu Hertzen genommen haben muß, weil er sonst sein Betragen in seinem gantzen Ministerio ganz anderst eingerichtet haben würde.

Sehen Sie, wertheſter Freund, so ist das Brühlische Betragen in Ansehung der Staats-Angelegenheiten von Sachsen beschaffen gewesen. Vermuthlich werden Sie urtheilen, daß der Herr Graf von Brühl denen künftigen Zeiten, kein grosses Muster der Staatsklugheit abgeben wird. Vielleicht könnte ich Ihnen über diesen Punct noch gar viel schreiben. Aber errinnern Sie sich, was ich oben im Eingange in optima juris forma gesagt habe, nemlich: daß dieser Brief der letztere von denen Brühlischen Nachrichten seyn soll; und warlich! vor einen Brief ist der gegenwärtige lang genug. Ich habe Ihnen also nichts mehr zu sagen, als daß ich lebenslang mit der vollkommensten Zärtlichkeit seyn werde

Dero

Fürst.
den 12 August
1760.

wahrhaftig ergebenster Freund
und Diener.

Nach-

Nachschrift.

Den Augenblick erhalte ich Dero geehrtestes vom 9ten dieses: und Sie können leicht erachten, schalkhafter Freund, wie sehr ich darüber lache. Was? Sie werfen sich zu einem Vertheidiger des Herrn Grafen von Brühl auf? Das ist doch wahrhaftig! lustig. Aber ich sehe alle ihre schalkhaften Absichten dabey ein, ob Sie gleich eine ziemlich ernstliche Mine dabey machen, so daß Sie nur zuweilen ein wenig verstohlen lächeln. Sie wollen mich durch Ihre Einwürfe wider diesen Urheber des Unglücks von Sachsen, in ein rechtes Feuer setzen; Sie wollen mich hitzig machen, daß ich ihn recht von allen Seiten aufdecken, und mit denen natürlichsten Farben schildern soll.

Nun wohlan, halten Sie ihren Speer parat, damit Sie Ihrem Riesen oder Zauberer, ich weiß wahrhafftig nicht, was er ist, Ehre machen. Ich werde nächstens zu Errettung der schönen Prinzeßin Saxonia, welche dieser grosse Riese Grisamber in schweren Ketten gefangen hält, oder vielleicht gar bezaubert hat, erschreckliche Stösse auf Sie thun; und mich deucht immer, daß ich Sie schon aus dem Sattel in Sand herunter stürzen sehe. Denn wahrhafftig meine Waffen sind unzerbrechlich. Ich habe sie von zwey Göttinnen erhalten, davon ich Ihnen die Geschichte erzählen werde, so bald Sie sich für überwunden bekennen.

Aber Sie machen mich jetzo schon hitzig. Sie bringen einen Einwurf vor, der ein so ernsthaftes Ansehn hat, daß ich, ohngeachtet das brennende Licht, den Brief zuzusiegeln, schon auf dem Tische stehet, den folgenden Posttag nicht erwarten kan, um denselben zu widerlegen.

Sie sagen: Es könne doch seyn, daß Seine Königl. Majestät von Pohlen, dem Grafen von Brühl alle die erstaunenden Summen geschencket hätten, sowohl um dessen Verschwendung zu unterhalten, als sich die unbeschreiblichen Güther ankauffen, welche dieser Minister besitzet. Nun würde zwar sowohl auf Seiten Sr. Pohlnischen Maj. als des Herrn Grafen von Brühl, bey diesen Schenkungen gar vieles zu erinnern seyn. Aber die Beyspiele wären gar seiten, zumal an Höfen, wo man nach den allerstrengsten Regeln und Begriffen der Gerechtigkeit verführe.

Aber wissen Sie wohl, schätzbarer Freund, (Ja! Sie sind es doch, ohngeachtet Sie einen Spies mit mir brechen wollen,) daß Ihr Einwurf ganz und gar nichts taugt. Es ist vors erste gar nicht möglich, wenigstens ist nicht der allergeringste Schatten von Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Se. Königl. Majest. von Pohlen dem Grafen von Brühl nur den vierten Theil der darzu erforderlichen ungeheuren Summen geschenket haben. Wie? Se. Königliche Majestät von Pohlen, sollten zu einer Zeit, da Sie Dero Unterthanen unaufhörlich neue Abgaben auflegen mußten, da Sie den Credit Ihrer Steuer-Casse in Verfall gerathen sahen, da Sie zu Unterstützung derselben die alleräusserstenRettungs-Mittel durch Angreiffung der auf gerichtlichen Treu und Glauben niedergelegten Depositen-Gelder ergreifen mußten, da Sie sich genöthiget sahen, einen Theil Dero Staaten an Hannover zu versetzen, da dem allen ohngeachtet der Verfall der Steuer-Casse nicht verhindert, sondern dadurch eine unbeschreibliche Menge rechtschaffener Leuthe, und Wittwen und Wayfen, die ihr Vermögen der Steuer anvertrauet hatten, in das äusserste Elend versetzet wurden; wie? sage ich, Se. Königliche Majestät sollten zu allen solchen Zeiten einen Minister Millionen geschenket haben, der nicht den geringsten eclatanten Dienst geleistet hat, unter dessen Ministerio weder ein Sieg erfochten, noch ein Fuß breit

Lan-

Landes erworben worden? Nein, das ist unmöglich, und was müste sich derjenige vor Vorstellungen von Sr. Königl. Majestät machen, der dieses glauben wollte!

Aber lassen Sie uns auch einmal setzen, daß Se. Königl. Majestät von Pohlen, alle die grosse Anzahl von Millionen wirklich geschenket hätten, die er zu seinen unermäßlichen Verschwendungen und Gütern nöthig gehabt hat; was vor schändliche Verblendungen mußte er nicht diesem Monarchen vorgemacht haben, um ihn zu diesen Schenkungen zu bewegen? Würden nicht diese Verblendungen eben so schändlich und abscheulich seyn, als wenn er dieselben ohne Vorbewust Sr. Königlichen Majestät zu äusserster Bedrückung der Unterthanen aus denen Sächsischen Cassen genommen hätte.

Ein jeder Regent hat nach dem Wesen und Endzweck aller bürgerlichen Verfassungen die Pflicht auf sich, seine Unterthanen auf die möglichste Art glücklich zu machen; und ein jeder Minister, wenn er ein ehrlicher und rechtschaffener Mann seyn will, hat diese Pflicht gleichfalls auf sich; denn indem er sein Ministerium antritt, verspricht er den Regenten in Ausübung dieser Pflicht zu unterstützen. Wenn er also auch den Regenten zu Schenkungen verleiten könnte, welche der Wohlfarth seiner Unterthanen so offenbar zuwider sind; wo bleibt seine eigene Pflicht, und der Caracter eines rechtschaffenen Mannes? Sollte es aber wohl diesem Caracter gemäß seyn, das Vermögen des Landes durch ausschweifende Verschwendungen, und eben so ausschweifende Bereicherungen an sich zu ziehen; zu einer Zeit, dadurch der Credit des Landes zu Grunde gerichtet, unzähliche Menschen um ihr Vermögen gebracht, denen Unterthanen durch die auf den äussersten Punct getriebenen Abgaben, gleichsam die Nahrungsmittel vor dem Munde weggenommen, und sogar halbe Provinzen an benachbarte Staaten versetzet werden? Was vor ungeheure

Begriffe

Begriffe müste man haben, wenn man dieses mit dem Caracter eines rechtschaffenen Mannes, und der Pflicht eines Ministers vor übereinstimmend hielt?

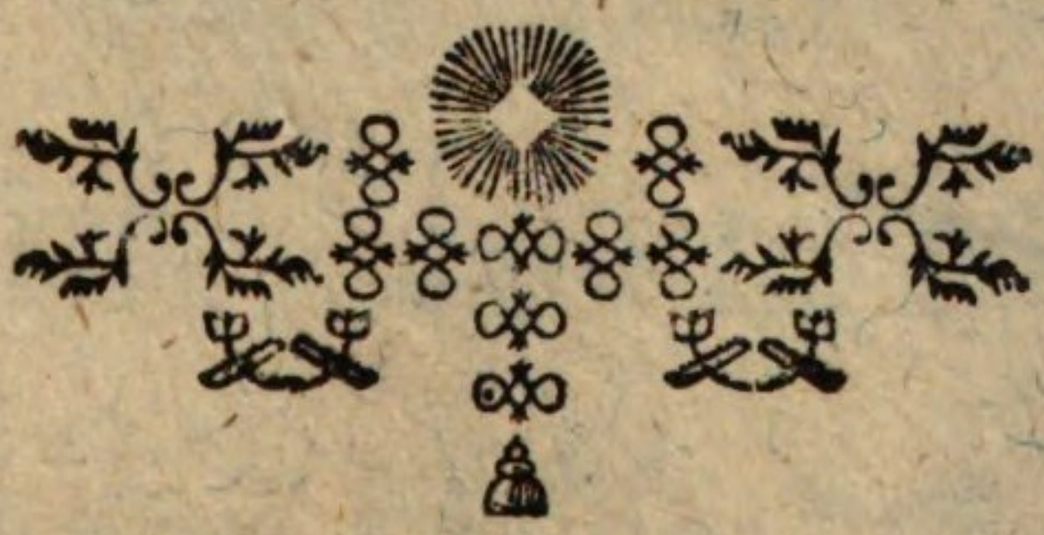
Wenn alle Sächsische Unterthanen in dem gesegnetestem Wohlstande, und die Abgaben sehr erleidlich wären; so würde nicht der zehente Theil solcher Schenkungen der Pflicht des Regenten und Ministers gemäß seyn. Denn was vor nützliche Dinge zum Behuf der Commercien, der Manufacturen, der Bevölkerung, der Cultur des Landes, und insonderheit zur Macht, Stärcke und Vertheidigung des Staats, hätten nicht mit so vielen Millionen ausgerichtet werden können!

Ich weiß nicht, wertheſter Freund, ob Sie sich der Worte eines der redlichsten und besten Römers beym Plutarch, im Leben des Sylla erinnern. Dieser rechtschaffene Römer sagte zu dem Sylla, der sich durch die Unterdrückung und das äusserste Unglück seines Vaterlandes, und unzähliger rechtschaffener Leute unmäßlich bereichert hatte: Wie? sprach er, solltest du wohl ein redlicher Mann seyn, da dir dein Vater gar nichts hinterlassen hat, und du doch so reich bist.

Sehen Sie, so siehet es mit Ihrem ersten Einwurf aus. Ich glaube, daß Sie vor diesesmal genug haben. Adieu.

E N D E.

Leben
und
Character
des
Königl. Pohlnischen und Churfürstl.
Sächsischen Premier-Ministers,
Grafens von Brühl,
in
vertraulichen Briefen
entworfen.



Zweyter Theil.

1761.

1913

Zueignungsschrift.

Durchlauchtigste Prinzeßin,

Ohngeachtet meine vertrau-
lichen Briefe von dem
Leben und Character des Herrn
Grafen von Brühl den Beyfall
der ganzen ehrliebenden und recht-

schaffenen Welt erhalten haben;
so war es doch sehr zweifelhaftig,
ob ich jemals die versprochene
Fortsetzung liefern würde. Ich
fieng an mit jenen alten Philoso-
phen zu denken, daß die Welt der
Mühe nicht werth wäre, sich um
sie zu bekümmern, und am allerwe-
nigsten sich ihrenthalben in Gefahr
zu setzen. Allein die schönen Ge-
danken, so Ew. Durchlaucht
mir durch den Herrn von * *

schrei-

schreiben lassen, haben alle meine Zweifel überwunden, und mich in dem Vorsatz bestärket, diesen zweyten Theil heraus zu geben.

Ew. Durchlaucht sind es also lediglich, Denen die Welt diese Fortsetzung zu danken hat; und die Ehrfurcht, mit welcher ich Höchst Denenselben diesen zweyten Theil zueigne, verdienet also um so eher Entschuldigung.

Wäre es mir doch erlaubt Ew. Durchlaucht der Welt etwas kenntbarer zu machen; und ihr die grossen Triebe der Menschenliebe, und der Tugenden, den Eifer vor die Aufrechthaltung des rechtschaffenen Wesens und der Ehrliebe lebhaftig abzuschildern, welche Ew. Durchlaucht erfüllen! Wäre es mir doch erlaubt eine so grosse Zierde unsers Jahrhunderts öffentlich zu nennen, und

Höchst Dieselben als ein Licht den düstern Schatten entgegen zu setzen, den ich hier beschreibe, und welchen die Nachwelt allemal als ein Schandfleck unseres erleuchteten Jahrhunderts ansehen wird. Jedoch Ew. Durchlaucht werden der Nachwelt gar nicht unbekannt bleiben, und wahrscheinlich wird sie auch die edlen und Menschfreundlichen Absichten erfahren, mit welchen Höchst Dieselben

mich zu dieser Fortsetzung aufge-
muntert haben. Ich bin Lebens-
lang mit der reinsten und wahr-
haftigsten Ehrerbiethung

Ew. Durchlaucht

Den 16. August
1761.

unterthänigst gehorsamster
der Verfasser.

Vor-

Vorbericht.

Endlich liefert man hier der Welt die Fortsetzung der vertrauli=chen Briefe, welche das Leben und den Character des Herrn Grafen von Brühl abschildern. Die Begierde, mit welcher die Welt solche zeither er=wartet hat, ist überaus groß gewesen; und die Ermahnungen und Aufmun=terungen zur Fortsetzung, die sowohl

aus feindlichen und freundschaftlichen, als neutralen Landen eingegangen sind, kann man in der That unzählig nennen. Die erhabensten und rechtschaffensten Personen in allen Landen, in und ausser Teutschland, haben mittelbarer und unmittelbarer Weise ihren Wunsch vor die Fortsetzung zu erkennen gegeben. Dieses beweiset meines Erachtens sehr deutlich, daß die rechtschaffene Welt die Rolle, welche dieser Minister gespielet hat, keinesweges gebilliget hat; und daß er mithin in einem grossen Irrthum ist, wenn er glaubt, daß er sein Betragen mit dem Sprüchelchen entschuldigen kann, welches er öfters im Munde führet, daß

wir alle Comödianten sind, und daß man seine Rolle wohl spielen müsse. Verhoffentlich wird die Vorsehung die Welt niemals so sehr strafen, daß sie von ihm urtheilet, er habe seine Rolle wohl gespielet. Alle Begriffe der Menschenliebe und des rechtschaffenen Wesens müßten vorher ausgetilget werden.

Man zweifelt gar nicht, daß der Herr Graf von Brühl, seine Residenten in den Reichs-Städten, und insonderheit seine Vice-Regenten in Dresden, die sich hier so rühmlich erwehnet finden, diesen zweyten Theil gleichfalls mit Feuer und Flammen verfolgen werden. Man kann ihnen diese kindische

und

und elende Rache leicht gönnen. Sie ist ihren kleinen Seelen gar sehr gemäß. Etwas müssen sie doch wider diese Schrift thun. Denn die darinnen vorgetragenen Wahrheiten sind allzu groß und weltkündig, als daß sie sich die vornehme Miene geben könnten, diese Schrift mit stillschweigender Verachtung zu bestrafen. Dieses Verfahren wird demnach dem Verfasser überaus gleichgültig seyn. Die ganze Welt ist von denen Wahrheiten, die er geschrieben hat, überzeuget; und die Nachwelt wird ihm dieser Wahrheit, und seiner reinen Absichten halber, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Man

Man will bey dieſer Gelegenheit der Welt einen Jrrthum benehmen. Viele Leuthe haben ſich eingebildet, daß der Verfaſſer von dem Herrn Grafen von Brühl allerley Ungerechtigkeiten und Verfolgungen erlitten habe; und er iſt ſelbſt gegenwärtig geweſen, als jemand in einer vornehmen Geſellſchaft eine ganze Hiſtoriette von böſen Streichen erzählet hat, die der Graf von Brühl dem Verfaſſer erwieſen haben ſoll. Alles dieſes iſt gänzlich ungegründet und erdichtet. Der Verfaſſer hat von dieſem Miniſter und ſeinem Hauſe nie die geringſte Beleidigung empfangen. Wenn ſo etwas geſchehen wäre; ſo würde er ſich ſelbſt nie erlaubt haben,

das Betragen dieses Ministers zu beurtheilen. Er würde befürchtet haben, daß sich seine Leidenschaften und kleine Rachbegierde in den Dienst mit einmischen möchte, welchen er dem menschlichen Geschlecht durch diese Schrift leisten wollte. Bloß sein unglückliches Vaterland, die beleidigte Menschen-Liebe, und der von diesem Minister mit harter Stirne ausser Augen gesetzte Betracht vor die billige und rechtschafene Welt, sind es, die er hat rächen wollen.

Es würde gar nicht an Materie fehlen, dieses Buch noch in verschiedenen Theilen fortzusetzen. Die eingelaufenen Briefe und Nachrichten geben noch

eine

eine Menge Stof an die Hand; und von angesehenen Orthen sind dem Verfasser noch so viel Nachrichten versprochen, als zu 6 Theilen nöthig sind. Allein die Materien, die noch vorhanden sind, scheinen gar zu stinkend zu seyn. Zum Theil lassen sie sich nicht wohl öffentlich erörtern, wegen der hohen Personen, die dabey erwehnet werden müßten; und zum Theil kann man nicht alles vor wahr halten, was diese Nachrichten besagen. Zur Ehre der Menschheit sucht sich der Verfasser zu überreden, daß dieser Minister und seine vornehmsten Creaturen nicht so gar böse sind, als sie diese Nachrichten machen wollen. Unterdessen wenn man

fort=

fortfährt, wider diesen zweyten Theil mit Feuer und Flammen zu wüten; so stehet man nicht davor, daß der Verfasser nicht aufgebracht wird, und diese läppische und unsinnige Wuth mit einem dritten Theile bestrafet. Geschrieben den 20 August 1761.

Neun-

Neunter Brief.

Wahrer und zärtlicher Freund.

Dieser Brief und vielleicht auch der folgende ist bestimmt, die Einwürfe zu wiederlegen, welche Sie zur Vertheidigung des Herrn Grafen von Brühl vorzubringen beliebet haben. Ich bin versichert, daß mein schätzbarer Freund weder Brühlische Pensionen genossen, noch bey dem Schmausse von dem Mark des Sachsen-Landes mitgegessen hat. Dero Einwürfe können also keinen andern Endzweck haben, als mich zu veranlassen, die Wahrheit in ein desto helleres Licht zu setzen. Nun wohlan! in dieser Absicht will ich mir Mühe geben, Ihnen ein Genüge zu leisten.

Wenn ich nicht von dieser Dero Absicht versichert wäre; so würde ich es Ihnen, ohngeachtet unsrer zärtlichen Freundschaft, kaum

verzeihen, daß Ihre Einwürfe das Ansehen gewinnen, als wollten Sie den Herrn Grafen von Brühl auf Kosten Sr. Königl. Majestät von Pohlen rechtfertigen. Nein, mein Allerwertheſter, ich kenne Dero Verehrung gegen Seine Königl. Majestät von Pohlen; und Sie ſind mit mir überzeugt, daß vielleicht ſehr wenig Fürſten auf Thronen geſeſſen haben, die eine ſo zärtliche Liebe gegen ihre Unterthanen gehabt haben, als dieſer liebenswürdige Monarch. Sie wollen im Grunde nichts weiter, als daß ich bey Wiederlegung dieſer Einwürfe alle Zweifel aus dem Wege räumen, und Se. Majeſtät von allen Auflagen retten ſoll, die durch das Brühliſche Betragen in den Augen vieler Menſchen dieſem Fürſten zur Laſt fallen könnten. Sie werden dieſe Ihre Abſicht vollkommen erreichen.

Sie ſtellen ſich zuförderſt zu glauben, es ſey unmöglich, daß Sr. Majeſtät die unermäßlichen Verſchwendungen ihres Miniſters nicht bekannt wären. Dieſe Verſchwendungen, dieſe mehr als Königl. Pracht geſchähen ja! vor dero Augen. Daß Sachſen die Quelle ſey, aus welcher dieſe ungeheure Pracht unterhalten werde, ſey leicht begreiflich. Folglich müſſe die Neigung

gung des Königes gegen den Grafen von Brühl die Liebe gegen seine Unterthanen überwiegen; sonst würde er einen, durch seine ausschweifende Pracht dem Lande so schädlichen, Minister nicht behalten.

Ich gestehe gern, daß dieser Einwurf einigen Schein hat, aber nur in den Augen derer jenigen, welche nicht einsehen, wie sehr der klügste Monarch bestricket und verblendet werden kann; wenn er mit nichts als einer boshaftigen Cabale umgeben ist, und kein andrer Mensch sich seiner Persohn nähern kann. Schliesset den gelehrtesten und klügsten Mann in einen finstern Kerker, in welchen auch nicht ein Strahl von Licht dringen kann! Seine Kerkermeister werden ihm allemal weiß machen können, daß es Mitternacht ist, wenn die Sonne gerade über unsern Horizont stehet. Das ist just der Fall, in welchen sich ein Fürst befindet, welcher in der Gewalt einer verruchten Cabale ist, die alle andere Menschen von ihm zu entfernen wissen, die ihm Wahrheit und Licht zubringen könnten.

Hier, mein Allerliebster, haben Sie die Auflösung Ihres Einwurfs. Se. Königl. Majestät von Pohlen sind mit nichts als Brühlischen Creaturen umgeben, und zwar nur mit solchen,

die man sehr lange geprüfet hat, ehe man ihnen einen so wichtigen Posten, sich der Persohn des Königes zu nähern, anvertrauet, die überdieß sehr wohl belohnet werden, daß sie den König betrügen, und in den Brühlischen unsichtbaren Ketten erhalten helfen. Diese feilen und niederträchtigen Seelen, sie mögen seyn Kammer-Herren, Kammer-Juncker, Kammer-Diener und dergleichen, die sich ohne Zweifel vor sehr klug halten, daß sie durch die Wahrheit ihr Glück nicht ruiniren, sondern vielmehr aus der Gestalt der Sachen ihren Vortheil zu ziehen wissen, pflegen durch ihre Unterredungen allen Zweifel auszurotten, die in dem Gemüthe Sr. Majestät über das Betragen dero Premier-Ministers aufsteigen könnten. Alle mögliche Gelegenheiten werden ergriffen, um diesen Monarchen von des Ministers Treue, Redlichkeit, grossen Oeconomie, Klugheit in Verwaltung der Geschäfte, die schönsten und vortreflichsten Abschilderungen zu machen.

Man weiß zuverläßig, daß Se. Königl. Majestät über die grosse Pracht und Verschwendung des Ministers einigemal aufmerksam gewesen sind. Allein die Brühlischen Creaturen, die

ihm

ihm umgeben, haben ihm auf eine sehr listige Art vorgebildet, daß die Frau Gräfin von Brühl die allergrößte Haushälterin in der Welt sey, welche insonderheit eine ganz eigne Gabe und Geschicklichkeit besitze, mit sehr wenigen Kosten einen grossen Eclat zu verbinden, und alles so einzurichten, daß es denen Leuthen in die Augen fiele, ohngeachtet der Aufwand gar geringe wäre.

Diese Brühlische Creaturen haben Sr. Majestät sehr wahrscheinlich vorzubilden gewust, daß der ganze Aufwand des Ministers jährlich kaum zwanzig Tausend Thaler betrüge. Wenigstens hat ein Königlicher Cammerdiener sich gegen seinen Freund dieses selbst berühmet, und dabey über diese Summe, die in der Wahrheit wohl hundertmal höher ist, selbst gespottet. Da nun der König weiß, wie gering diese Summe gegen die Einkünfte seines Ministers von seinen fast unzähligen Bedienungen und Güthern ist, so scheinet es ihm ganz redlich zuzugehen, daß sein Minister einen grossen Staat führen, und zugleich auch grosse Reichthümer erwerben kann.

Ueberdieß bildet der Graf von Brühl seinem Könige vor, daß er an sich selbst gar keine

Neigung zum Pracht und Aufwande habe, und daß er vielmehr hierinnen alles zur Ehre des Königes thue; damit das Lustre des Hofes denen Gesannten und andern ansehnlichen Fremden in die Augen fallen möge. Man weiß, daß die Hochseelige Königin selbst aus diesen Grundsätzen der Brühlischen Verschwendung Anfangs das Wort redete. Als eine Prinzeßin aus dem alten Oesterreichischen Hause war sie nicht gewohnt, die Minister, Gesannten und ansehnliche Fremde an der Königlichen Tafel zu sehen. Nach der ehemaligen hochmüthigen Etiquette dieses Hauses konnte kein Minister, der nicht Cardinal war, an der Kayserlichen Tafel speisen. Das neue Oesterreichische Haus hat die gute Vernunft gehabt, dieses Asiatische Ceremoniel abzuschaffen, und eine menschlichere Etiquette anzunehmen. Allein die Hochseelige Königin von Pohlen war noch ganz in den alten Spanisch-Oesterreichischen Grundsätzen erzogen. Es wurden also sehr wenige zur Königlichen Tafel gezogen; und aus dieser Ursache glaubten der Königin Majestät zur Zeit ihrer Gewogenheit gegen den Grafen von Brühl, daß es nöthig sey, daß dieser Minister eine ansehnliche Tafel und grossen Aufwand unterhalte, um

den

den Gesannten und andern Leuthen von Stande die Ehre des Hofes zu erzeigen. Wenigstens ist Sr. Majestät dem Könige diese Ursache mehr als einmahl vorgeredet worden.

Nehmen Sie alles dieses zusammen, werthester Freund; so werden Sie Ihren ersten Einwurf genugsam gehoben finden. Wenigstens sind Sie allzu billig, als daß Sie ferner glauben sollten, daß das Brühlische Betragen Sr. Königl. Majestät von Pohlen selbst zu einigen Vorwurf gereichen könne.

Dero zweyter Einwurf hebet sich von selbst, so bald man ihn nach eben diesen Gründen und Gesichts-Puncten betrachtet. Sie sagen, der Brühlische Kron-Prinz sey mit einer erstaunlichen Pracht an allen Höfen von Europa herum gereiset; bey allen jüngern Königl. Prinzen hingegen habe das Reisen zu Erspahrung der Kosten unterbleiben müssen. Sie meinen, mein Allerwerthester, es sey unbegreiflich, daß ein so sehr in die Sinne fallender Umstand Sr. Majestät nicht die Augen geöfnet habe.

Allein seyn Sie versichert, daß die Brühlischen Creaturen, welche die Persohn des Königes umgeben, hier gleichfalls auf die vorhin ge-

dachte Art ihre gute Dienste geleistet haben. Der Herr Staroſt von Brühl iſt Sr. Majeſtät als der vortreflichſte Hauswirth vorgebildet worden, der ſeine groſſe Reiſe durch Europa mit ſo groſſer Sparſamkeit einzurichten wüſte, daß die Koſten davon nicht der Rede werth wären. Ja! Wahrhaftig! ein ſo groſſer Deconom, als ſein Herr Vater iſt.

Vielleicht wird ſo gar dereinſt der Geiſt ſeines Vaters zwiefach auf ihm ruhen; und er dürfte geſchickt genug ſeyn, zwey ſolche Länder zu ruiniren, als Sachſen iſt. Wenigſtens hat er von ſeiner groſſen Fähigkeit zum Verſchwenden in Engelland eine ſehr viel verſprechende Probe abgeleget. Er hatte ſich in eine ſehr reiche und vornehme Lady verliebet; und um derſelben zu genieſſen, hat er 80000 Pfund Sterling (mehr als eine halbe Million) vorſetzlich an ſie verſpielet. Man glaubt, daß die Eitelkeit an dieſer herrlichen Probe mehr Antheil gehabt hat, als die Liebe. Denn wie ſchmeichleriſch iſt es nicht vor eine ſo ausgeſuchte Eitelkeit, als der Herr Staroſt von Warſchau beſitzet, den ſein Herr Vater ſehr wahrſcheinlich zum Herrn von Warſchau und ganz Pohlen

be-

bestimmt, daß er es denen reichen Engelländern, und allen ihren reichen Stutzern in der Verschwendung zuvor thun kann.

Als von dieser ausserordentlichen Verschwendung des Brühlischen Kron-Prinzen in Dresden stark gesprochen wurde; so wurde die Aufmerksamkeit verdoppelt, daß Sr. Königl. Majestät in Pohlen davon nichts zu Ohren kommen möchte. Die Brühlischen Creaturen, welche Sr. Majestät Persohn umgeben, wurden aufgemuntert, den König von der grossen Sparsamkeit des jungen Grafen von Brühl zu unterhalten, die vor sein Alter etwas verwunderungswürdiges an sich hätte, und dabey auf eine geschickte Art mit einfliessen zu lassen, daß die grosse Menge der heftigen Feinde des Brühlischen Hauses nicht unterliessen ihre giftigen Pfeile auch auf diesen hofnungsvollen jungen Herrn schiessen zu lassen. Also sehen Sie, werthester Freund, daß auch in diesem Punct alles angewendet worden ist, was verhintern konnte, den König von Pohlen die Augen zu öfnen.

Die grosse Vorsicht, welche der Graf von Brühl anwendet, daß seine eigene und seiner Familie Verschwendung dem Könige verborgen

bleiben möge, muß Sie also, wertheſter Freund, überzeugen, daß Ihr dritter Gedanke gar keinen Grund hat, nach welchen Sie glauben, es ſey möglich, daß der König von Pohlen ſeinem Miniſter alle die ungeheuren Summen zu ſeinen Verſchwendungen und zu ſeinen Güthern geſchenket haben könne. Vermuthlich geben Sie dieſen Gedanken nunmehr völlig auf, wenn Sie denſelben jemals in Ernſt gehabt haben. Ich habe Ihnen auch ſchon in der Nachſchrift des vorhergehenden Briefes gezeiget, daß dieſer Gedanke gar keine Wahrſcheinlichkeit hat.

Ich wende mich alſo zu Ihrem vierten Puncte. Sie ſagen, es ſey weder möglich, noch wahrſcheinlich, daß in einer ſo langen Reihe von Jahren niemand Gelegenheit gefunden haben ſollte, ohngeachtet aller Vorſicht und Wachſamkeit des Miniſters, bis zu den König zu dringen, und demſelben die üble Verwaltung ſeines Miniſters, und den ſchlechten Zuſtand der Angelegenheiten des Landes vorzuſtellen. Folglich müſſe es Sr. Majeſtät entweder an Penetration, oder an Willen fehlen, die Aufführung des Grafen von Brühl gründlich zu unterſuchen.

Ich bin ſehr verſichert, daß mein theurer Freund dieſen Einwurf in keiner andern Abſicht vor-

vorbringet, als mich dadurch zu vermögen, Se. Königl. Majestät von Pohlen von allen Vorwürfen zu rechtfertigen, welche durch das Brühlische Betragen in den Augen vieler Menschen auf Dieselben fallen könnten. Die Gedanke, die Sie hier, werthester Freund, äussern, kann in der That bey vielen Menschen entstehen. Allein, diejenigen, die also denken, erzeigen dem Herrn Grafen von Brühl nicht alle Ehre, die ihm gebühret. Sie halten ihn nur vor einen Geist von gewöhnlicher List und Erfindungs-Kraft; da er doch in einem ausserordentlichen Grade listig und sinnreich ist, sich auch aus solchen Fällen herauszuwickeln, wenn ohngeachtet seiner Wachsamkeit etwas vor den König gelanget, was demselben über die üble Verwaltung des Ministers die Augen öfnen könnte. Sehen Sie hier eine Geschichte, die sehr zuverläßig ist, und dasjenige genugsam bestärket, was ich hier sage!

Als einige Jahre vor dem jetzigen Kriege bey der schönen Brühlischen Haushaltung, das Finanz-Wesen in dem allerelendesten Zustande war; so hatten alle Officiers bey der Sächsischen Armee in acht und zwanzig Monathen keinen Heller Tractament erhalten. Da nicht alle

Of-

Officier eignes Vermögen haben; so wurden dadurch viele in die allergrößte Noth und einen beweinenswürdigen Zustand versetzet. Unter andern traf es sich, daß der Oberste von *** bey seinem Regiment über die Hälfte unbemittelte Officiers hatte, deren elender Zustand und unaufhörliches Wehklagen ihm sehr zu Herzen gieng. Nachdem er vielen seiner Officiers mit seinem eignen Vermögen gedienet hatte, so lange es zureichen wollte; und dennoch der Zeit-Punct der Auszahlung der Officiers-Gehalte noch nicht erscheinen wollte; so faßte endlich der Oberste den grossen Muth, daß er sich selbst an Se. Königl. Majestät wenden, die unbeschreibliche Noth seiner Officiers vorstellen, und um Auszahlung einiger Tausend Thaler auf Abschlag bitten wollte. Gewiß dieses Unternehmen erforderte unter der Regierung eines Ministers nach der Brühlischen Art, mehr Muth und Herzhaftigkeit, als wenn es darauf angekommen wäre, zehen Batterien mit dem Degen in der Faust anzufallen.

Dieser Oberste entschloß sich jedoch zu dieser Herzhaftigkeit. Er verfaßte den erbarmenswürdigen Zustand seiner Officiers in ein kurzes

und

und nachdrückliches Supplicat; und er war in der That so glücklich, daß er, ohngeachtet aller Brühlischen Aufseher um des Königes Persohn, dieses Supplicat denen eignen Händen des Monarchen überreichen konnte.

Der König, welcher nicht anders glaubte, als daß sein Kriegesheer und alle Militair- und Civil-Bediente pünctlich bezahlet würden, und alle Cassen in guten Zustande wären, laß dieses Supplicat mit äusserster Befremdung. Er ließ sofort den Grafen von Brühl rufen, gab ihm dieses Supplicat zu lesen, und fragte ihm, was er hierauf zu sagen hätte.

Se. Erlauchte Excellenz halten es vor die größte Fähigkeit und Geschicklichkeit eines grossen Geistes, ein guter Comödiant zu seyn. Ihr gewöhnliches bon mot unter ihren Vertrauten ist, daß sie auf Französisch sagen: Wir alle sind Comödianten; es kommt darauf an, seine Rolle wohl zu spielen. Ich werde vielleicht Gelegenheit nehmen, diesen Gedanken in einem andern Briefe zu zergliedern, und zu zeigen, in wie weit er wahr und richtig ist, und in wie weit er der Grundsatz der größten Schelme und Böswichter werden kann. Genug! der

Herr

Herr Graf von Brühl spielte bey dieser Gelegenheit seine Rolle vortreflich. Hier sah man nichts von Erröthung, Bestürzung, Unentschlossenheit, deren kleine Seelen bey einem so kützlichen Vorfalle sich nicht würden haben erwehren können. Se. Excellenz lasen das Supplicat des Obristen von *** mit gesetzten und ruhigen Geiste und einer lächelnden Miene durch. Sie sagten hierauf zu dem Könige, daß dieser Anschlag seiner Feinde, ihm bey Sr. Majestät in Mißcredit zu bringen, sehr übel ausgesonnen wäre; denn es könnte sogleich Sonnenklahr bewiesen werden, daß die ganze Armee und alle Officiers bis auf den ieztlaufenden Monat richtig bezahlet wären. Er wolle Morgen Sr. Majestät die gültigsten Beweise davon vorlegen.

Der Minister versprach hier nichts, was er nicht in der That erfüllete. Denn solche grosse Geister, als der Herr Graf von Brühl, können allemal Wunderwerke thun, und die Leuthe mit Nichts bezahlen. Er ließ sofort allen Regimentern zu Bezahlung der Officiers Steuerscheine ausfertigen, den letztern Monath aber ließ er in baaren Gelde auszahlen. Hierauf legte er den fol-

folgenden Morgen ein eidliches Attestat des General-Kriegeszahlmeisters und die Quittungen der in Dreßden stehenden Obersten dem Könige vor, daß alle Officiers der Armee auch sogar vor dem verflossenen Monath bezahlet wären. Der Oberste müsse nicht richtig im Kopffe seyn, daß er sich unterstünde, Sr. Majestät so offenbare und leicht zu wiederlegende Unwahrheiten vorzutragen; und in der That war dieses der Anschlag, wodurch er vollends allen Verdacht aus dem Gemüthe des Königes auszurotten verhofte, nämlich, dem Obersten von *** als unsinnig auszugeben.

Es wurden demnach sofort verschiedene Vertraute des Hrn. Grafen von Brühl an diesen Obersten geschickt, und ihn die Wahl gelassen, ob er sofort arretiret, auf dem Königstein geführet, in einem unterirrdischen Gewölbe zum ewigen Gefängniß verdammt werden, und alle seine Güther confisciret sehen wollte; oder ob er lieber in einem neuen Supplicat an den König gestehen wollte, daß er zuweilen in eine Melancholie verfiele, in welcher er nicht wisse, was er thäte. So hart dem Obersten diese Erklährung einging; so muste er sich doch

auf

auf Zureden seiner Freunde und Verwannten darzu entschliessen.

Der Oberste stellete demnach in einem abermaligen Memorial dem Könige vor, daß er so unglücklich sey, zu gewissen Zeiten in eine Melancholie und stillen Unsinn zu verfallen, die Niemand an ihm bemerken könnte, als diejenigen, so stündlich um ihn wären. In diesen Zeiten der Krankheit verfiele er auf die allerabendtheuerlichsten und unwahrscheinlichsten Dinge; und in diesen unglücklichen Stunden sey es geschehen, daß er das letzt an Sr. Majestät überreichte Memorial verfertiget habe. Es sey kein Wort davon wahr; die Armee und alle Officiers wären bis mit Ablauf des letztern Monats richtig bezahlet. Damit aber sein unglücklicher Zustand nicht endlich dem Dienste des Königes nachtheilig werden möchte; so bäte er um seinen Abschied nebst einem Gnadengehalt.

Der wahrhaftig gütige August bedauerte den unglücklichen Obersten, und ertheilete ihm ohne alle Schwierigkeit den gebethenen Abschied und Gnadengehalt; zugleich aber wurde er immer mehr bestärket, wie wohl und vortreflich die

gan-

ganze Wirthschaft des Staats von seinem Minister geführet werde.

Sehen Sie, wertheſter Freund, das ist die Ursache, warum die Sächsischen Officiers ihre rückständigen Tractamente von so vielen Monathen auf einmal in Steuerscheinen ausbezahlt bekamen; eine Bezahlung, die den Hrn. Grafen von Brühl niemals sauer ankommt. Denn man schaffe ihn nur Abnehmer zu den Sächsischen Steuerscheinen, und wenn es auch nur 15 pro Cent wäre, er wird die ganze Welt mit diesen Papieren erfüllen; weil es sein allergeringster Kummer ist, ob die Steuer jemals einen Heller davon bezahlen kann und wird.

Viele vernünftige Leuthe haben die Ursache gar nicht einsehen können, welche den Herrn Grafen von Brühl bewogen hat, die Sächsischen Officiers mit Steuerscheinen zu bezahlen. Da diese Scheine schon damals nicht den geringsten Werth mehr hatten, und niemand den dritten oder vierten Theil davor zu zahlen begehrte; so konnten die Officiers dadurch ihrer Noth nicht die geringste Erleichterung verschaffen. Diese Officiers aber gefliſſentlich mit Wind zu bezahlen, sie im Grunde um ihre Rückstände

zu betrügen, sich von ihnen Tausend Vermaledeyungen zuzuziehen, und um 2 bis 3 Tonnen Goldes halber, als so viel alle ihre Rückstände betrugen, eine so viel Aufsehens erregende und Himmelschreyende Ungerechtigkeit zu begehen, das schiene allen rechtschaffenen Leuthen ein sehr verächtliches und niederträchtiges Project zu seyn. Allein, hier, mein Allerliebster, haben Sie den Schlüssel zu diesem Unternehmen. Dieser Schritt war sehr klug gewählet, und vielleicht zur Selbst-Erhaltung des Ministers nothwendig.

Allein, wertheſter Freund, überdenken Sie einmal diese Begebenheit mit allen ihren Wendungen! Bilden Sie sich ein, daß sich mehr solche Fälle ereignet haben; daß aber mit eben so grosser Geschicklichkeit und List alle Wirkung verhindert worden ist, welche Sr. Königl. Majestät über das Betragen ihres Ministers die Augen hätten öfnen können; und denn urtheilen Sie, ob die Aufführung des Grafen von Brühl. Sr. Majestät im geringsten zum Nachtheil ausgedeutet werden kann.

Es läßt sich nicht einmal hieraus der geringste Schluß auf die Penetration und Einsicht

des

des Königes machen. Der weiseste Monarch muß sich weiß machen lassen, was man will, so bald sich alles um ihn vereiniget, ihn zu betrügen; eben so wie der gröste und klügste Geist unter den Privatpersohnen allemal ohne Rettung betrogen wird; so bald alles Gesinde und jedermann, der in seinem Hause ist, sich fest vereiniget haben, um ihn zu betrügen.

Wenn ich mich einen Augenblick an die Stelle des Königes von Pohlen setze; so sehe ich nicht, wie ich vermeiden könnte, nicht betrogen zu werden. Stellen Sie sich diesen Monarchen mit nichts als Brühlischen Creaturen umgeben vor; sehen Sie ihn in einem Zustande, daß sich Niemand ihm nähern darf, der nicht ein sehr treuer Anhänger des Grafen von Brühl ist; und denn sagen Sie mir, wo er die Erkenntniß von der Aufführung seines Ministers, und der wahren Gestalt der Angelegenheiten her erlangen soll! Wahrhaftig! ohne eine unmittelbare Erleuchtung kann er sie nicht haben.

Sie können leicht erachten, daß Niemand Conferenz-Minister, oder President eines Collegii werden kann, als durch Vorschub des Grafens von Brühl; und er giebt sich gewiß Mühe

die Leuthe zu kennen, ehe er sie befördert. Der Graf von Brühl ist von diesen seinen Geschöpfen so versichert, daß er in denen letzten Zeiten sehr selten dabey gegenwärtig gewesen ist, wenn die Conferenz-Minister in des Königs Gegenwart versammlet gewesen sind. Allein, deshalb hat die Brühlische Seele dennoch diese Versammlung belebet; es ist kein Wort, als nach den Absichten des Ministers gesprochen worden. Diese Dienste haben sie dem Minister nicht umsonst geleistet. Man weiß die grossen Summen an Porcellain, welche dieser und jener Conferenz-Minister erhalten haben; und bey einigen sind baare ansehnliche Geldsummen zugeflossen, um sich von ihren Schulden zu retten.

Man würde sich sehr betrügen, wenn man glauben wollte, daß die Menschen in solchen Fällen allemal eine wahre Erkenntlichkeit und Treue ausüben. Sie sind hierzu kaum bey tugendhaften Endzwecken fähig. Eben so würde man liebloß urtheilen, wenn man glauben wollte, daß alle diejenigen, welche sich in zwölf Jahren dem Könige von Pohlen genähert haben, verächtliche Brühlische Creaturen gewesen wären, oder wegen Bestechungen und stinkenden Absichten geschwiegen hätten. Aber setzen Sie noch eine Ursache

sache hinzu, nämlich daß Niemand des gemeinschaftlichen Bestens halber sein Glück in Gefahr setzen will. Es dürfen also nur einige Beyspiele vorhanden seyn, daß wider einen alles geltenden Minister Niemand etwas ausgerichtet hat, sondern daß man durch dergleichen Bemühungen unglücklich geworden ist; so werden alle, die sich dem Monarchen nähern, die Sache gehen lassen, wie sie will. Der Mangel des Eifers vor das gemeinschaftliche Beste, und daß jedermann seinen eigenen Nutzen und Vortheil dem gemeinschaftlichen Wohl vorziehet; das ist die grosse Quelle alles Unglücks in der Welt. Jedoch diese Betrachtungen würden hier zu weitläuftig ausfallen. Sie sind so reich, daß sie Stof zu 10 Büchern liefern könnten. Ich will also hier schlüssen, und Dero weitere Einwürfe bis zu meinem folgenden Briefe verspahren. Ich bin bis zu dem letzten Augenblick meines Lebens

Dero

F:::t,
den 15 August
1760.

treuergebenster Freund
und Diener.

Nachschrift.

Da mich ein starker Regen von meinem Spaziergange zurück getrieben hat; und ich also bis zum Abgang der Post noch ein paar Stunden Zeit habe; so weiß ich sie nicht besser als in Unterhaltung mit meinem liebsten Freunde anzuwenden. Ich war auf meinem Spaziergange mit tiefen Betrachtungen über das allgemeine Schicksal der Könige und Fürsten beschäftiget, daß sie nämlich ohne Ausnahme von ihren Günstlingen und Bedienten betrogen werden; und daß vielleicht überaus wenig Regenten in der Welt gewesen sind, die sich hiervor haben in Sicherheit setzen können.

Ich nehme hiervon die klügsten und weisesten Regenten nicht aus. Es würde aus der Geschichte sehr klar und überzeugend erwiesen werden können, daß auch diejenigen Fürsten, welche man wirklich vor weise erkannt hat, so viel Menschen und Regenten es seyn können, dem allgemeinen Schicksale der Könige, betrogen zu werden, nicht haben entgehen können; und wenn es mich hier nicht zu weit führen würde; so könnte ich verschiedene artige Beyspiele

beybringen, daß ein drey bis vier der heutigen Regenten, denen Europa vorzüglich eine besondere Klugheit und Weisheit beyleget, dennoch von dem Betruge ihrer Bedienten und Günstlinge nicht frey geblieben sind. Diese Beyspiele habe ich gar nicht von Hörensagen. Sie haben sich entweder in meinen eignen oder in meines Hofes Angelegenheiten ereignet.

Um nur ein einziges Beyspiel zu erwähnen; so habe ich die eigenhändige Unterschrift eines grossen und weisen heutigen Monarchen unter zwey Ausfertigungen von vollkommen einerley Inhalt gesehen, nur daß sie von zwey verschiedenen Orten datiret waren, die 50 Meilen weit von einander lagen. Von der Sache selbst wuste der Monarch ohnfehlbar ganz und gar nichts. Man hat ihn vermuthlich die eine Ausfertigung unter vielen andern Sachen zur Unterschrift mit vorgeleget, da er eben nicht Zeit gehabt, dasjenige durchzulesen, was er unterschrieb. Weil es aber ungewiß war, ob dieses gelingen würde; so hatten diejenigen, welchen daran gelegen war, daß eine solche Ausfertigung unter der eigenhändigen Unterschrift des Monarchen ergieng, sich darauf nicht verlassen wollen, sondern in der

Residenz eben diese Ausfertigung mit dem nachgemahlten Nahmen des Monarchen unterzeichnet und abgehen lassen. Bey einer mündlichen Unterredung kann ich meinen wertheſten Freunde vielmehr solche Beyspiele erzählen.

Dieser Erfolg, daß auch die klügsten Monarchen betrogen werden, ist ganz natürlich. So bald sie jemand ihre Liebe und Vertrauen zuwenden; so bald sie dessen Rath und Meinung in den meisten Angelegenheiten gelten lassen; so bald schwilt diesem Günstlinge der Dünkel. Er will geschwind reich werden, oder er will wenigstens aus Hochmuth alles vermögen und ausrichten können. Wenn er sich nun nicht getrauet, die Sache durchzutreiben, wie sie ist; so hintergehet er entweder seinen Herrn mit falschen Berichten, oder er unterstehet sich den Nahmen seines Monarchen zu mißbrauchen, und Befehle zu geben, von denen er gar nichts weiß.

Wenn ein Regent diese Folgen vermeiden will; so muß er gegen alle diejenigen, die sich seiner Persohn nähern, ein unaufhörliches Mißtrauen haben, er muß alle ihre Vorträge genau prüfen, und nicht leicht auf eine einseitige Vorstellung etwas bewilligen, Er muß denenjenigen,

gen, die um ihn sind, nichts zugestehen, wo nicht die Gerechtigkeit und der Nutzen des Staats offenbar vor Augen liegen, und insonderheit muß er nicht gestatten, daß sie sich in Geschäfte und Angelegenheiten mischen, die ihnen nicht anvertrauet sind.

Im Grunde heißt das freylich so viel gesagt, weise Monarchen müssen denen Annehmlichkeiten der Freundschaft entsagen. Das ist freylich nicht der glücklichste Zustand; Aber die Fürsten sind gar nicht bestimmt, daß sie diese Art der menschlichen Glückseeligkeit geniessen sollen. Ihr ganzes Wesen und Zustand widerstreitet durchaus derjenigen menschlichen Beschaffenheit, die eine wahre Freundschaft zuläßt. Sie können weder Freunde seyn, noch Freunde haben. Das erstere dürfen sie aus Liebe zu ihren Unterthanen nicht seyn; und ihr Stand leidet es nicht, daß sie Freunde haben können. Man erwartet vergeblich eine wahre Freundschaft, wo der eine Theil so unendliche Vorzüge besitzet, und so sehr zu fürchten ist.

Weise Monarchen solten keinen andern Freund haben, als der Englische Zuschauer von dem Faramond dichtet, nämlich einen solchen,

dessen Wünsche und Verlangen bereits vollkommen befriediget sind, und welcher von der Freundschaft des Fürsten nicht den geringsten Vortheil erwartet. Aber ein solcher Freund eines Monarchen ist bloß ein Werk der Einbildungskraft.

Das Mißtrauen ist in der That eine sehr nothwendige Tugend vor die Fürsten. Aber, liebster Freund, wo sollen sie solche lernen? Gewiß nicht von denenjenigen, welche sie erziehen. Denn wo ist der Großmüthige, der vortrefliche Mensch, der wider sich selbst arbeitet? und alle, welche Prinzen erziehen, suchen sich ihr Vertrauen zu erwerben, und dereinst aus diesem Vertrauen Nutzen zu erlangen.

Unterdessen kann das Mißtrauen allein die Fürsten nicht genugsam schützen, daß sie nicht von ihren Vertrauten und Bedienten betrogen werden. Es ist zugleich nöthig, daß sie jederman sprechen, und den Zutritt zu sich sehr leicht machen. Wenn man sie betrügt, so geschiehet es allemal aus der Hofnung, daß die Wahrheit niemals vor sie tringen wird. Diese Hofnung aber kann man sich niemals machen, wenn jedermann gar leicht vor dem Fürsten gelangen

kann.

kann. Unter allen Regenten in neuern Zeiten ist vielleicht der König Friedrich Wilhelm von Preussen von seinem Vertrauten viel weniger betrogen worden, als alle andere Fürsten. Allein er hatte zwey grosse Eigenschaften, die darwider schützen; ein kluges Mißtrauen, und war von jederman leicht zu sprechen.

Meines Erachtens ist es die allerwesentlichste Pflicht eines Regenten, daß er jederman anhöret und den Zutritt zu sich sehr leicht macht. Wie? ein Fürst, der seine Unterthanen glücklich machen und sie vor Unrecht schützen soll, ist sehr schwer zu sprechen? Das scheinet mir ein Widerspruch zu seyn. Er wird allemal nach der Maasse die Wahrheit von sich entfernen, als er schwer zu sprechen ist.

Es hat Sinesische und Egyptische Monarchen gegeben, welche eine Glocke ausgehänget haben, an welche diejenigen ziehen konnten, welche sie zu sprechen verlangten; und man weiß Regenten unter diesen Völkern, welche mitten von der Tafel aufgestanden sind, so bald sie diese Glocke gehöret haben. Noch heutiges Tages giebt es barbarische Völker, deren Regenten eben dieses thun. Die Kayser von Indostan,

geben alle Tage öffentliche Audienz. Meines Erachtens solten wenigstens alle Völker ihre Fürsten bey Antritt der Regierung eidlich verbinden, jederman anzuhören. Unerhebliche Dinge sind in zwey Minuten angehöret, eingesehen und abgefertiget. Denenjenigen Fürsten, welche hierzu nicht Zeit haben, würde ich allemal eben dasjenige zurufen, was jene arme Frau ihren Califen zurufte, als er antwortete, daß er nicht Zeit hätte; sie sagte: so must du nicht unser Beherrscher seyn.

Es hat Regenten gegeben, welche sich zwar der Regierung ernstlich angenommen, aber drey Viertheile von ihrer Zeit angewendet haben, zu Drechseln, der Gärtnerey obzuliegen, zu Jagen, oder zu studieren. Um die Urtheile von diesen ihren Beschäftigungen abzufertigen, haben sie zuweilen gefraget, ob sie dabey an Regierungs-Geschäften etwas versäumeten. Sie versäumen allemal sehr viel; wenn sie versäumen Menschen und ihre Unterthanen anzuhören.

Die Liebe zur Einsamkeit scheinet sich heutiges Tages fast aller Fürsten bemächtiget zu haben. Sie vergraben sich des Sommers fast alle auf abgelegene Lustschlösser, wo der Zutritt,

der in der Residenz schon überaus schwer hält, vollends unmöglich wird. Meines Erachtens ist die Liebe zur Einsamkeit die wiedersprechendeste Eigenschaft an einem Regenten. Man kann einem jeden zurufen: wenn du die Einsamkeit liebst; so must du nicht regieren.

Endlich muß ich schliessen, weil die Post abgehet. Sie sehen leicht, liebster Freund, was ich bey allen diesen Betrachtungen vor einen Endzweck habe. In der That keinen andern, als Se. Königliche Majestät von Pohlen zu rechtfertigen. Ein jeder andrer Monarch, welcher das Unglück hätte, sein Vertrauen auf einen solchen Minister zu setzen, als der Graf von Brühl ist, würde eben so von ihm hintergangen werden. Lieben Sie mich allezeit! Ihr Schicksal ist nicht hintergangen zu werden. Das ist eine Nachschrift, die vor einen zweyten Brief gelten kann.

Zehn=

Zehenter Brief.

Allerwertheſter Freund.

Ich ſchmeichle mir, daß ich in meinen vorigen Briefe Dero Abſichten eine ziemliche Genüge geleiſtet habe. Ich hoffe, daß Sie mit mir in Anſehung der Einwürfe, die noch zurück ſind, eben ſowohl zufrieden ſeyn werden. Jedoch laſſen ſie uns zur Sachen kommen!

Sie ſagen, daß man doch keine offenbaren Ungerechtigkeiten und Tyranneyen von dem Herrn Grafen von Brühl gehöret habe. Wenigſtens hielten meine Briefe davon nichts in ſich; und ſie ſetzten voraus, daß mir ſolche weder gantz und gar unbekannt ſeyn könnten, noch daß ich geneigt wäre, ſolche mit Stillſchweigen zu übergehen, wenn dergleichen vorgegangen wären. Sie glauben alſo, daß man den Herrn Grafen von Brühl, noch nicht vor den allerböſeſten Miniſter halten könne; weil es viel erſchrecklichere Böſewichter und Scheuſale von Miniſtern in der Welt gegeben habe, die tauſend Ungerechtigkeiten und Tyranneyen begangen

gen

gen und alle rechtschaffene Leuthe verfolget hätten.

Wenn ich jemals geglaubt hätte, daß es, schätzbarer Freund, mit Dero Einwürfen Ernst wäre; so würde mir dieser die Augen öfnen. Es ist hier gar zu merklich, daß Sie gern eine vollständige Geschichte von dem Herrn Grafen von Brühl haben wollen: und zu dem Ende leiten Sie mich auf dasjenige, was ich etwan in der Brühlischen Geschichte vergessen haben kann. Nun, wohlan! ich will also auch in diesem Punct Dero Absicht ein Genüge leisten und die Brühlische Geschichte ergänzen.

Lassen Sie uns zuförderst von Verfolgung rechtschaffener Leute ein Wort reden. Wahrhaftig, daran ist unter der Brühlischen Regierung kein Mangel gewesen. Der Königstein, der Sonnenstein, die Pleissenburg, sind seit 24 Jahren an Staatsgefangenen niemals leer gewesen; und das Hauptverbrechen von den meisten dieser Gefangenen, hat wohl ohne Zweifel darinnen bestanden, daß sie so verwegen gewesen sind, sich denen Brühlischen Absichten nicht gemäß zu bezeigen, oder daß sie so unglücklich gewesen sind, sich die Feindschaft dieses fürchterli-

chen

chen Ministers, oder seiner vornehmsten Creaturen zuzuziehen. Es hat auch gar nicht an Beyspielen gefehlet, daß dergleichen Gegenstände des Brühlischen Hasses nichtswürdiger Ursachen halber, um viele tausend Thaler gestrafet, oder durch den Mißbrauch der Justitz um ihr Vermögen gebracht worden sind. Ich habe von sehr vielen solchen Beyspielen verfolgter und unglücklich gemachter Leute gehöret, deren Namen und Geschichte mir aber entfallen sind. Wenn es darauf ankäme, so würde ich meinen werthesten Freunde leicht eine Sammlung solcher Geschichte verschaffen können.

Jedoch ein Beyspiel eines sehr redlichen und unschuldig verfolgten Mannes fält mir eben ietzo ein. Dieses war der Herr von Bose, der, wenn mich mein Gedächtniß nicht betrüget, zu Frankleben bey Merseburg sein Hauptguth hatte. Dieser wurde gleich zu Anfange der Brühlischen Alleinherrschaft ein Opfer seines Hasses. Er befand sich erst eine Zeitlang auf seinen Güthern mit Arrest beleget, und hat hernach viele Jahre auf der Pleissenburg zu Leipzig in der Gefangenschaft geschmachtet, und ist vermuthlich darinnen gestorben. Sein angebliches Verbre-

chen

chen soll darinnen bestanden haben, daß er behauptet hat, das catholische Churhaus Sachsen, könne nicht in dem evangelischen Bischofthum Merseburg succediren. Allein der Haß des Ministers war es, was ihm unglücklich machte. Nach demjenigen, was ich von hundert rechtschaffenen Leuten von ihm gehöret habe; so ist er einer der redlichsten und tugendhaftigsten Männer gewesen, welche jemals existiret haben. Viele Officiers, welche die Wache bey ihm gehabt haben, haben mir von seiner Vernunft, Großmuth, philosophischen Standhaftigkeit und Gelassenheit in seinem Unglück bewundernswürdige Dinge erzählet. Diese Officiers waren ganz von ihm bezaubert, und versicherten, daß sie nie einen würdigern und rechtschaffenern Mann, der sein Unglück so wenig verdienete, gekannt hätten.

Wenn die Frage von ausgeübten Ungerechtigkeiten ist; so zweifle ich, ob sie jemals von einem Minister grösser und himmelschreyender begangen worden sind. Nehmen Sie den einzigen Punct ein wenig in Ueberlegung, daß alle Depositen- und Pupillen-Gelder, in die Steuer geliefert werden musten, zu einer Zeit, da diese

Casse schon gänzlich in Verfall war; ja, daß die denen Waisen gehörigen unbeweglichen schönsten Güther, die ohne Schulden waren und gar wohl bis zu ihren vollbürtigen Jahren conserviret werden konnten, verkauffet werden musten, um das Geld in die Steuer zu liefern. Ueberlegen Sie, wertheſter Freund, daß die Steuer schon damals in gänzlichen Verfall war, und die Steuerscheine von niemand, nicht einmal mit zwey Drittheil Verlust, gekaufet wurden; so werden Sie finden, daß dieses Gesetz, so der Graf von Brühl in des Königes Namen ergehen ließ, so gut als eine förmliche Ausplünderung aller Waisen war. Denn ihnen ihr Vermögen gesetzlich zu nehmen, und ihnen davor Papiere zu geben, die ganz und gar keinen Werth haben; das ist im Grunde eine wahrhaftige Ausplünderung. Denn es giebt auch gesetzliche Plünderungen.

Als zur Zeit des Systems, oder des berüchtigten Actien-Handels in Frankreich, alle verfluchte Kunstgriffe hervorgesucht wurden, um das Geld der Privatpersonen an sich zu ziehen; so gab der Herzog Regent auch ein Gesetz, daß niemand über 300 Livres baar Geld bey sich im

Hau-

Hause haben solte, bey Strafe der Confiscation des Geldes; sondern alles Geld solte in Banco-Papiere verwandelt werden. Wenn man die Sache gründlich erwäget; so war dieses Französische Gesetz bey weiten keine so himmelschreyende Ungerechtigkeit, als das Brühlische Gesetz in Sachsen, wodurch die Waisen, um ihr Vermögen gebracht wurden. Das Französische Gesetz griff nur das baare Geld der Privatpersonen an; es wurde zu einer Zeit gegeben, da die Banco-Papiere noch ihren vollen Credit und Werth hatten, ja! da noch daran zu gewinnen war. Ueberdieß wurde es wenig oder gar nicht in Erfüllung gebracht. Man weiß, daß der Herzog Regent seinen Mißfallen einem gewissen Marquis bezeigte, der sich stellte, als ob er jemand angeben wolte, welcher wider das Gesetz eine grosse Summe baaren Geldes in Hause hätte, wodurch er aber weiter nichts, als einen satyrischen Zug wider den ganzen Actien-Handel anzubringen suchte; weil er es selbst war, welcher diese baare Geldsumme im Hause hatte. Ueberdieß wurden durch dieses System die unermäßlichen Schulden der Krone, die sich auf drey tausend Millionen Livres erstreckten, und welche der Urheber dieses

Gesetzes nicht selbst gemacht hatte, wirklich getilget, und der Staat davon befreyet; obgleich diejenigen, welche die Actien-Zettel zuletzt in Händen hatten, dabey unglücklich waren; jedoch nicht ohne ihre Schuld, weil sie sich bey diesem Handel tiefer eingelassen hatten, als es einer vernünftigen Vorsicht gemäß war.

Allein, ich bitte Sie, wertheſter Freund, wie sehr waren die Umstände in Sachsen hiervon unterschieden, als der Graf von Brühl ein solches Gesetz gab? Das Brühlische Gesetz griff sowohl das bewegliche als unbewegliche Vermögen der Wittben und Waisen an, welches selbst der Ungerechtigkeit heilig und unverletzlich seyn solte, und vor dessen Erhaltung zu wachen, eine jede Regierung die unläugbareste Pflicht auf sich hat. Dieses Gesetz zwang die Waisen, ihr Vermögen in Steuerscheine verwandeln zu lassen, zu einer Zeit, da diese Papiere nicht den geringsten Credit und Werth mehr hatten; und es war mithin im Grunde eben das, als wenn man ihr Vermögen gewaltthätig raubte, und ihnen davor eine lächerliche Anweisung zur Wiederbezahlung in der andern Welt gab. Ueberdieß war der Vorwand zu

die-

diesem in allen Betracht unmenschlichen und grausamen Gesetz, daß Schulden bezahlet werden solten, welche der Urheber desselben durch seine Verschwendung und Bereicherungs-Begierde selbst gemacht hatte. Ja! was noch mehr ist, ohngeachtet dieses harten Gesetzes, wurden weder die Steuer-Schulden bezahlet, noch der Credit der Steuer wieder hergestellet, sondern diese neuen himmelschreyenden Erpressungen giengen eben den Weg, den die Gelder der Steuer-Casse selbst gelaufen hatten, nämlich die unermäßliche Verschwendung und Habsucht des Ministers zu vergnügen. Halten Sie einmal diese Umstände gegen einander, werthester Freund; so werden Sie urtheilen müssen, daß das Gesetz des Herzogs Regenten in Vergleichung mit dem Brühlischen sehr gerecht war; obgleich dieses schon mit Grunde von allen rechtschaffenen Leuthen verabscheuet wurde.

Die Umstände, welche diese gesetzliche Plünderung der Waisen begleiteten, machen dieselben noch verdammlicher. Die armen Wittwen und Vormünder wendeten sich an die Brühlischen Secretairs, um diesen Raub und die gänzliche Verarmung ihrer unglücklichen Wai-

 sen,

sen, wo möglich abzuwenden. Hier musten sie erst denen Laquayen der Secretairs manchen Ducaten opfern, ehe sie einmal vor diese wichtigen Staats-Männer vorgelassen wurden. Nachdem dieser Schritt gewonnen war; so konnten sie erst ihre Geschenke an die Herren Secretairs selbst anbringen, davor sie windichte Hofnungen erhielten, und eine Zeitlang aufgehalten wurden; bis endlich dennoch die gesetzliche Plünderung des Vermögens der Waisen und Unmündigen, nämlich die Verwandelung desselben in Steuerscheine, ergieng; und sie waren mithin gedoppelt unglücklich, weil man den noch übrigen Bissen Brod denen Brühlischen Secretairs vergeblicher Weise aufgeopfert hatte.

Das Elend, welches vielen rechtschaffnen Familien verursachet worden ist, kann kaum ausgedrücket werden. Rechnen Sie, liebster Freund, wie viel arme Waisen dadurch auf Zeit Lebens unglücklich gemacht worden sind, indem ihnen mit dem Raub ihres Vermögens auch zugleich die Mittel einer vernünftigen Erziehung geraubet wurden; setzen Sie hinzu, was vor eine grosse Menge Familien in die äusserste Noth und in die allerbeweinenswürdigsten Umstän-

stände gesetzet worden, die ihr ganzes Vermögen freywillig der Steuer anvertrauet hatten, als sie noch bey vollkommenen Credit war, dergleichen ich in Sachsen, selbst unter meinen weitläuftigen Verwannten, gar viele nennen könnte; und dann sagen Sie mir, ob Sie einen Minister in der Geschichte wissen, der mehr Uebels und Himmelschreyende Ungerechtigkeiten begangen hat.

Ich mag mich nicht in einzelne Ungerechtigkeiten einlassen, welche von dem Minister, seinen Verwannten, Secretairs und Günstlingen begangen worden sind; dieses würde mich über die Gränzen meiner Briefe führen. Aber ich kann eine andere Classe von Ungerechtigkeiten nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, die eben so groß und weitläuftig ist, als alle Ungerechtigkeiten, die mit der Steuer-Casse vorgegangen sind. Ich rede hier von demjenigen, was unter dem Titul von Avulsis in denen ehemaligen Weissenfelsischen, Merseburgischen und Zeitzischen Landes-Antheilen vor Bedrückungen verhänget worden sind. Es kann seyn, daß mein werthester Freund von dem Grunde und der eigentlichen Beschaffenheit der Sache nicht genugsam unterrichtet ist. Ich muß Ihnen also

zuförderst einen deutlichen Begriff von der Sache machen.

Als die Merseburgischen und Weissenfelsischen Linien ausstarben; so wurde von dem Chur-Hause, dem ihre Lande anheim fielen, oder vielmehr von dem Herrn Grafen von Brühl und seinen Creaturen, der Grundsatz angenommen, daß diese angefallenen Lande in eben dem Zustande wieder erhalten werden müsten, in welchen sie diese besondere Linien ehedem übernommen hätten. Folglich wären alle Veränderungen, die von diesen Linien vorgenommen worden wären, ganz und gar ungültig. Es wären sogenannte Avulsa, zu denen das Chur-Haus keine Verbindlichkeit hätte; sondern die nunmehr ipso jure null und nichtig wären; weil das Chur-Haus nichts zu agnosciren gehalten wäre, als was vor der Abtheilung dieser ehemaligen besondern Linien im Lande statt gefunden hätte.

Vielleicht würde die Sache in gewissen Betracht nicht ganz und gar ungerecht gewesen seyn, wenn man diesen Grundsatz allein auf dasjenige erstrecket hätte, was diese Linien von denen Kammer-Güthern und denen darzu gehöri-

rigen Gerechtsamen veräussert hatten. Wenigstens würde man sich alsdenn mit dem Ansehn der meisten Publicisten haben schützen können, die dergleichen Verfahren vor gerecht erkannt haben. Allein hier wurde dieser Grundsatz auf alle Concessionen, Privilegien, Freiheiten und Gerechtsame, welche diese Linien während ihrer ganzen abgesonderten Regierung in fast Hundert Jahren ertheilet hatten, erstrecket. Alles wurde vor Avulsa, alles vor ungültig und wiederruflich angesehen, was diese Linien denen Stadträthen, Gemeinden, Rittergüthern und andern Privatpersohnen zugestanden und bewilliget hatten.

Unterdessen würde dennoch der Grundsatz, die veräusserten Domanial-Stücke und Gerechtsame vor Avulsa, und mithin vor ungültige Veräusserungen zu erklähren, nur in solchen Aemtern statt gefunden haben, welche vor der Theilung der Albertinischen Linien wirckliche Churfächsische Aemter gewesen waren. Allein er konnte auf das Fürstenthum Querfurth und die Bischofthümer Merseburg und Zeitz, gar nicht angewendet werden. Das Fürstenthum Querfurth ist niemals in den Händen der Chur-

Linie gewesen, sondern von dem Erzbischofthum Magdeburg im Westphälischen Frieden abgerissen, und sogleich in die Hände der Weissenfelsischen Linie gekommen, deren Anherr ohne dem Administrator von Magdeburg war, zu dessen Besten diese Abreissung von dem Erzstift Magdeburg geschah. Dennoch sind die Unterthanen des Fürstenthums Querfurth unter dem Titul von Avulsis so sehr bedrückt worden, als andere Weissenfelsische Districte und Aemter, die ehedem zum Chur-Hause gehöret haben.

Eben dieses muß man von denen Bischofthümern Merseburg und Zeitz behaupten. Das Haus Sachsen kann sich schwehrlich mit Beyfall unsers Staats-Rechts, ein Eigenthums-Recht über diese Stifter anmaassen. Die Churfürsten von Sachsen seit der Reformation, sind Administratores dieser Stifter gewesen, eben so wie die Herzoge von Merseburg und Zeitz auch waren; und man kann also nicht ohne Ungereimtheit die Grundsätze von der Unveräusserlichkeit der Domainen hier anwenden wollen. Es ist wahr, die Tafel-Güther der Bischöffe sind gleichfalls unveräusserlich. Aber Niemand als die Dom-Capitul zu Merseburg und Zeitz hät-

hätten alsdenn das Recht gehabt, diese Veräuſ-
ſerungen zu wiederrufen; keinesweges aber die
Churfürſtliche Cammer zu Dresden, und ihr
Preſident der Graf von Brühl.

Ich läugne gar nicht, wertheſter Freund,
daß die ganze Sache, was den Punct des
Rechts anbetrift, groſſen Schwierigkeiten un-
terworfen iſt. Die Fragen von der Unveräuſſer-
lichkeit der Domainen, von der Verbindlichkeit
des Regierungs-Nachfolgers an die Handlun-
gen ſeines Vorfahren, ſind die ſchwehreſten und
zweifelhaftigſten in unſern teutſchen Staats-
Recht. In dieſem gegenwärtigen Fall kam
noch die ſehr ſtreitige Frage hinzu, ob und in wie
weit dieſe abgeſonderten Albertiniſchen Linien
vor wirklich regierende Herren angeſehen wer-
den konnten, welches nur bey der Weiſſenfelſi-
ſchen Linie in Anſehung des Fürſtenthums Quer-
furth auſſer Streit war. Allein ein billiger und
vernünftiger Miniſter, welcher ſeinen Herrn und
das Wohl des Landes aufrichtig liebte, konnte
ſich nie einfallen laſſen, die Schwierigkeit dieſer
Streitfragen zum Nachtheil unzähliger Unter-
thanen zu gebrauchen. Er würde diejenigen
Facta und ertheilten Conceßionen, Privilegia

und

und Freiheiten der ausgestorbenen Weissenfelsischen, Merseburgischen und Zeitzischen-Häuser nur in dem Fall angegriffen und wiederrufen haben, als sie dem gemeinschaftlichen Besten des Chur-Hauses und des Landes offenbar entgegen waren. Denn in diesem Fall sind die ertheilten Concessionen und Privilegia allemal wiederruflich; Concessionen aber, welche das gemeinschaftliche Beste befördern, oder auch denen Privatpersonen zuträglich seyn, ohne Nachtheil des gemeinschaftlichen Besten, soll ein weiser und gütiger Regent lassen, wie sie sind; wenn auch sein Vorfahrer kein Recht gehabt hätte, solche zu ertheilen.

Der Herr Graf von Brühl und seine Secretairs hatten jedoch hierinnen ganz andere Gesinnungen. Die Sache von den sogenannten Avulsis schien ihnen eine reiche Peruanische Goldgrube zu seyn; und sie wurde in der That vor ihre Habsucht und Bereicherungs-Begierde eine sehr reiche Quelle. Alle sogenannten avulsa musten von neuen gesucht und erhalten werden. Man muste der Kammer zu Dreßden ein Opfer anbiethen, nach der Maaße, wie die Sache wichtig war. Dieses war aber nicht zureichend,

die

die Brühlischen Secretairs, und in wichtigen Fällen der Minister selbst, musten noch ein besonderes Opfer erhalten, wenn die Sache von neuen concediret werden solte.

Damit Sie, mein Allerliebster, einen Begriff erlangen mögen, was unter dem Titul von avulsis vor Ungerechtigkeiten ausgeübet worden sind; so will ich Ihnen ein Beyspiel erzählen, bey welchen der Herr Graf von Brühl seine Gerechtigkeits-Liebe sehr stark zu Tage geleget hat.

Bey der zum ehemaligen Herzogthum Weissenfels gehörigen Stadt Weissensee in Thüringen, befand sich ehedem ein stehender See, der einige Meilen lang war, und welcher dieser Stadt den Namen gab. Der letztere Herzog von Weissenfels Johann Adolph, war ein vortreflicher Wirth, welcher den Zustand seines Landes und seiner Einkünfte auf alle Art zu verbessern suchte. Er billigte also gar leicht einen Entwurf, nach welchem dieser See ausgetrocknet und in die fruchtbaresten Aecker verwandelt werden solte. Die Bürger zu Weissensee kauften diese neuen Aecker mit grosser Begierde, und erlegten nicht allein vor einen jeden Morgen ein

an-

ansehnliches Kaufgeld, sondern übernahmen auch wegen der ausserordentlichen Fruchtbarkeit dieser Aecker, von jeden Morgen jährlich einen Reichsthaler Erbzinß zu entrichten, welches eben das als ein Pacht war. Auf diese Art gab dieser See, der vorher kaum 300 Rthlr. jährlich Fischerey-Pacht eingetragen hatte, nunmehr eine jährliche Revenue von mehr als 8000 Reichsthaler.

Als der Herzog Johann Adolph verstarb und mit demselben die ganze Weissenfelsische Linie erlosch; so bediente sich der Herr Graf von Brühl dieser Gelegenheit, seiner Habsucht abermals eine Ausbeute von diesem Anfall zu verschaffen; eben wie er sich bey dem Aussterben des Merseburgischen Hauses, die wichtige Herrschaft Forsta und andere grosse Güther, auszubitten gewust hatte; ohngeachtet er selbst die vernünftige Bescheidenheit hätte haben sollen, daß Se. Königl. Majestät so viel Prinzen zu versorgen haben, denen mit allen Güthern, welche vergeben werden können, sehr wohl gedienet seyn würde. Ich habe Ihnen, liebster Freund, ehedem schon gemeldet, daß der Vater des Ministers sein Stammguth Ganglofs-Sömmern an das Haus

Weis-

Weissenfels verkaufet hatte. Dieses Ganglofs-Sömmern bath sich also der Herr Graf von Brühl jetzo von Sr. Majest. wieder aus. Jedoch war dieses vor seine Habsucht noch nicht genug. Das wichtige Amt Weissensee muste zergliedert, die größte und beste Hälfte davon abgerissen, und solche zu Ganglofs-Sömmern, welches den Titul einer Baronie erhielt, geschlagen werden. Ueberdieß bath sich dieser unersättliche Minister zugleich den ausgetrockneten See bey Weissensee aus, unter dem Vorwand, daß dieses ein avulsum wäre, dessen Eigenthum zu veräussern, der letztere Herzog von Weissenfels kein Recht gehabt hätte.

Man müste sehr schwärmende Begriffe von der Unveräusserlichkeit der Domainen haben, wenn man diesen Fall hätte darunter ziehen wollen. Veräusserungen verstehen sich vernünftiger Weise, wenn die Einkünfte der Kammer verringert werden. Hier aber waren sie zwanzig bis dreyßigfältig vermehret worden. Es war überdieß um eine uncultivirte Oberfläche zu thun, welche urbar und anbauend zu machen, allen vernünftigen Regierungs-Grundsätzen gemäß ist; und ohne sich vor aller Welt lächerlich

lich zu machen, konnte man die Unternehmung des letztern Herzogs von Weissenfels, diese See in die vortreflichste und fruchtbaresten Felder zu verwandeln, unmöglich mißbilligen und verwerflich achten.

Dennoch verachtete der Herr Graf von Brühl alles, was die Welt zu seiner That sagen könnte. Dieser See wurde wirklich vor ein avulsum erkläret, der Herr Premier-Minister ließ sich das Eigenthum davon schenken, die Bürger zu Weissensee wurden sofort auser Posseß gesetzt, und man dachte nicht einmal daran, ihnen ihr Kauff-Pretium wiederzugeben. Die Summe, welche die Bürger zu Weissensee vor die Ländereyen in dem ausgetrockneten See bezahlet hatten, betrug etliche zwanzig tausend Thaler. Nach langen und wehmüthigen Flehen dieser armen Bürger, verwilligte ihnen endlich der Herr Graf von Brühl, daß er ihnen vor alles 8000 Reichsthaler aus Gnade und nicht aus Schuldigkeit wiedergeben wolte. Was solten diese armen Leute anfangen? Konnten sie sich wohl wider den Herrn Grafen von Brühl, irgend auf eine andere Art Recht versprechen? Gar nicht. Sie musten also einwilligen, diese

8000

8000 Reichsthaler anzunehmen. Sie fanden sich aber zum zweytenmale betrogen. Der Herr Graf von Brühl bezahlete diese 8000 Reichsthaler in Steuerscheinen, die schon damals keinen Werth mehr hatten; und die armen Bürger verlohren weit über die Hälfte daran, ehe sie solche in baar Geld verwandeln konnten.

Sehen Sie, werthester Freund, so siehet die Brühlische Gerechtigkeits-Liebe aus. Befehlen Sie noch mehr Beyspiele; so kann ich damit aufwarten.

Wenn ein Minister solche Ungerechtigkeiten verhänget, als denen Bürgern zu Weissensee zugefüget worden sind, die nicht den allergeringsten Schein vor sich haben; so ist es gewiß im Lande schon sehr weit gekommen; und denn wird es an Tausend andern Beyspielen der Ungerechtigkeit gewiß nicht fehlen. Denn Leider! die Gestalt der menschlichen Dinge und der bürgerlichen Verfassungen ist solchergestalt beschaffen, daß ein alles vermögender Minister sehr selten nöthig hat, den Schein der Billigkeit und Gerechtigkeit ausser Augen zu setzen. Er hat allemal die Justitz-Collegia und deren Presidenten zu seinen Diensten, und unter dem Deck-

mantel der Justitz-Verwaltung kann er bedrücken und verfolgen lassen, wen er will.

Dieses, wertheſter Freund, iſt gewiß in Sachſen unter der Brühliſchen Regierung ſehr häufig ausgeübet worden. Ein Brühliſcher Secretair war vermögend durch ſeine mächtige Recommendation die Verwaltung der Juſtitz nach ſeinen Abſichten zu lenken, wie es ihm gefiel. Kann man wohl zweifeln, daß der Miniſter über die Juſtitz nicht alles hätte vermögen ſollen; da er die Quelle aller Gnaden-Bezeugungen und Belohnungen war; und ohne demſelben ſich niemand auf etwas Rechnung machen konnte? Ueberdieß hatte der Herr Graf Brühl nicht auſſer Acht gelaſſen, die Canzlar-Würde und andere vornehmſte Juſtitz-Würden mit ſeinen Creaturen zu beſetzen. Der Herr Canzlar Baron von Stammer iſt durch ſeine Anhänglichkeit an den Miniſter ſehr berühmt geworden.

Vielleicht, mein Allerliebſter, wird es Ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ich Ihnen eine kurze Geſchichte dieſes Sächſiſchen Chefs der Juſtitz hier mittheile. Hieronymus Friedrich von Stammer war noch vor 20 Jahren Lieute-

nant unter den Sächsischen Trouppen; und niemand hat jemals von seiner Wissenschaft in den Rechten etwas gehöret. Ja! es ist zweifelhaftig, ob er jemals juristische Collegia anders, als zum Zeitvertreib ein paarmal besuchet habe. Da schon vor 20 Jahren alle Militair- und Civil-Bedienungen von dem Gutbefinden des Herrn Grafen von Brühl abhiengen; so glaubte der Herr von Stammer, daß ihm unrecht geschehen sey, als ihm eine Brühlische Creatur vorgezogen wurde. Er suchte demnach die Gelegenheit, Sr. Pohlnischen Majestät selbst ein Memorial in die Hände zu bringen, und pässete dannenhero fleißig auf dem Wege auf, den Seine Majestät zur Kirche nahmen.

Hier wurde er von denen Brühlischen Kundschaftern bald entdecket. Man wuste die Ursache seines Mißvergnügens aus ihm zu locken; und diese Kundschafter schilderten den Herrn Lieutenant von Stammer als einen kühnen, unternehmenden, listigen und abgefeimten Kopf ab, der in allen geheimen Geschäften sehr wohl zu gebrauchen wäre. Se. Excellenz verlangten den von Stammer selbst zu sprechen; und sie bekamen eine eben so vortheilhaftige Meinung

von ihm, als ihre Kundschafter. Sie setzten ihn in verschiedenen Angelegenheiten auf die Probe; und bald darauf wurde er zum Hof- und Justitz-Rath in der Landes-Regierung ernennet. Allein er arbeitete in diesem Collegio sehr wenig; und darzu war er auch in der That ganz und gar unfähig. Davor wurde er aber in allen Brühlischen geheimen Angelegenheiten gebrauchet, und war gleichsam einer von denen Geheim-Secretairen des Ministers.

Als der Vice-Canzlar Graf von Stubenberg zum Conferenz-Minister befördert wurde; so wurde der Herr Hofrath und ehemalige Lieutenant von Stammer an dessen statt Vice-Canzlar, zum allgemeinen Erstaunen und zum äussersten Nachtheil vieler ältern Räthe, die ehrliche und rechtschaffene Leuthe waren, und ihr Vermögen in ihren Diensten zugesetzet hatten; weil sie kaum des Jahres über ein Quartal von ihrer Besoldung empfiengen. Endlich, als der Canzler von Gersdorff starb; so wurde der Herr von Stammer wircklicher Canzler und Chef der Justitz in Sachsen; und nunmehr wunderte sich niemand mehr; weil schon jedermann diese Erhebung vorausgesehn hatte.

Ur-

Urtheilen Sie einmal, wertheſter Freund, ob ein ſolcher Chef der Juſtitz, der nicht einmal Begriffe hat, was die Gerechtigkeit und die Geſetze ſind, ſehr geſchickt und geneigt ſeyn wird, vor eine wahre und unpartheyiſche Verwaltung der Gerechtigkeit Vorſorge zu tragen. Um die Urtheilsſprüche zu lencken, wie es denen Abſichten ſeines Gönners, des Herrn Grafen von Brühl, gemäß iſt, und diejenigen unter dem Schein der Gerechtigkeits-Verwaltung zu bedrücken, welche dieſen groſſen Götzen Bitzliputzli nicht anbethen; das iſt ſeine Sache. Er führet zu dem Ende beſtändig eine Schreibe-Tafel bey ſich, um den Willen Sr. Erlauchten Excellenz in den wichtigſten Proceß-Sachen aufzuzeichnen. Ja! ſogar die Empfehlung eines Brühliſchen Secretairs, aller Verwannten und guten Freunde des Brühliſchen Hauſes, werden darinnen ſorgfältig bemerket. Die Schreibetafel des Herrn Canzlers und die Gedenkszettel, ſo er beſtändig in der Taſche führet, machen zuſammen das Corpus juris civilis unſers armen Vaterlandes aus. Ja! wertheſter Freund! unſer armes Vaterland verdienet ein wahres Mitleiden; ob gleich ſo wenig Sachſen ſind, welche einen Finger zu regen begehren, um deſſen Unglück abzuändern.

Ich

Ich komme nunmehr auf Ihren letztern Einwurf. Sie sagen, die Brühlische Regierung müsse doch nicht so ungerecht und hart gewesen seyn; weil die Commercien noch immer in Sachsen geblühet hätten; die Commercien aber könnten nicht viel Ungerechtigkeiten und Bedrückungen vertragen; sondern wichen gar bald aus einem Lande, worinnen eine böse Regierung geführet würde: hieraus wäre also nicht unwahrscheinlich zu schlieſſen, daß der Minister in Sachsen wenigstens keine gar zu grosse Ungerechtigkeiten und Tyranneyen begangen haben könne.

Dieser Einwurf, mein Allerwerthester, er mag in Scherz oder in Ernst vorgebracht seyn, hat in der That sehr wenig Gewichte. Heute zu Tage, wo man dasjenige von sehr wenig Staaten sagen kann, was der Herr von Montesquieu von denen alten Republiken saget, nämlich daß das Land klein, und die Glückseeligkeit darinnen groß gewesen sey, ist es eben kein Beweiß von der Gütigkeit und Vortreflichkeit der Regierung, wenn sich die Commercien darinnen erhalten. Es ist eine schwehre und harte Entschlieſſung vor einen grossen Kaufmann, das Land seiner wesentlichen Wohnung zu verändern.

dern. Sie hat Tausend Unbequemlichkeiten und schädliche Folgen; und da es allemal zweifelhaftig ist, ob er es in einem andern Lande besser trift; so bleibt er lieber wo er ist, und läßt vielerley Bedrückungen über sich ergehen. Wer die Regierung von Frankreich kennet, der wird die französischen Unterthanen gewiß nicht glücklich preisen. Dennoch haben sich die Commercien und Manufacturen noch immer in Flohr erhalten. Nicht die Regierung, sondern die Englische Seemacht hat sie jetzt zerstöhret.

Unterdessen würden sich die Folgen von der Brühlischen Regierung auch mit der Zeit in Sachsen gezeiget haben, wenn auch der jetzige Krieg nicht entstanden wäre. Die Härte der Abgaben hat nie unterlassen ihre Wirckung zu thun; und diese war in Sachsen schon vor dem jetzigen Kriege auf einen erstaunlichen Punct gestiegen; so daß noch keine Regierung in der Welt die Abgaben so hoch getrieben hat, als unter der weisen Brühlischen Regierung geschehen ist. Wer in Leipzig bekannt ist, der weiß, daß schon vor dem jetzigen Kriege ein Haus 2, 4 bis 6 Hundert Thaler nach Maaßgebung seiner Größe, jährlich in den Abgaben zu stehen

gekommen ist; ohne daß einmal die Vermögen-Steuer darunter begriffen gewesen ist. Was aber die Landsteuern betrift; so kann ich aus eigner Erfahrung reden. Zwey steuerbare, jedoch dienstfreye Hufen, die meine Vorfahren zu ihren Güthgen hinzugekaufet hatten, haben mir an Landsteuern, Quatember und Pfennigsteuern, nebst Reutergeldern jährlich Einhundert zwanzig Reichsthaler gekostet. Diese zwey Hufen hielten 60 Morgen, jeden zu 130 Quadrat-Ruthen. Folglich kam jeder Morgen zwey Thaler in Abgaben zu stehen; das ist mehr als wenn der König Eigenthümer dieser zwey Hufen, und ich bloß dessen Pachter gewesen wäre. Denn der Morgen Ritterland in denen fruchtbarsten Gegenden von Sachsen, thut kaum zwey Rthlr. Pacht. So hoch sind die Abgaben gewiß noch in keinem Lande getrieben worden.

Bey solchen wahrhaftig grausamen Abgaben haben schon einige Jahre vor dem jetzigen Kriege, gewiß zwanzig Tausend Häuser in ganz Sachsen ledig gestanden. In Thüringen und Meissen, in solchen Gegenden, die von Leipzig und Dresden entfernet waren, haben in vielen Dörfern 10 bis 15 Häuser ledig gestanden, die

ihre

ihre Besitzer verlassen hatten, weil sie die Abgaben nicht aufbringen konnten, welche der Herr Graf von Brühl so wohl anzuwenden wuste. Sehen Sie, so stark waren alle Ihre Einwürfe! Schreiben Sie mir doch nächstens, ob Sie noch dabey beharren. Ich bin wahrhaftig

Dero

F:::t,
den 19 August
1760.

ꝛc. ꝛc.

Eilfter Brief. (*)

Edelster und Liebenswürdigster Freund.

Ew. ꝛc. haben mir in Dero Letztern so starke Gründe vorgehalten, warum ich in Mittheilung der Nachrichten zu der Brühlischen Geschichte fortfahren soll, ohngeachtet meine Briefe das Schicksal gehabt haben, aufgefangen und gedruckt zu werden, und warum ich nunmehro nicht umhin könnte, die Fortsetzung selbst dem Drucke zu überlassen, daß ich Ihnen meinen Beyfall nicht habe versagen können. Wenn ich jedoch mit dem edlen Sancho Pansa in Sprüchwörtern reden wollte: so dürfte vielleicht das Sprüchwort bey mir seine Anwendung finden: Wer gern tanzet, dem ist leicht aufzuspielen. Ich habe schon vorher zu dieser Fortsetzung nicht üble Lust gehabt; und dannenhero kann es seyn, daß mir Dero Gründe so stark vorgekommen sind.

Ist

(*) Zwischen diesen und dem vorhergehenden Briefe sind verschiedene andere Briefe gewechselt worden, die aber weggelassen worden, weil sie zu dem gegenwärtigen Endzweck nicht gehören.

Ist es Einbildung, oder Selbst-Betrug; aber ich bin bey mir selbst fest überzeuget, daß ich eine sehr feige Memme und nichtswürdiger Mensch seyn würde; wenn ich dasjenige, was ich gleichsam einen guten Freund ins Ohr gesaget habe, nicht auch vor den Ohren der ganzen Welt sagen wollte. Ist es Wahrheit gewesen, was ich Ihnen, liebster Freund, in vertrauten Briefen gemeldet habe; sind es keine Verläumdungen und Erdichtungen gewesen, womit ich Sie unterhalten habe; Ey! warum sollte ich Bedenken tragen, dasjenige jetzo zu schreiben, was die Geschichte nach 50 Jahren nach allen Umständen melden wird, da es aber alsdenn keinen andern Nutzen haben kann, als ein warnendes Beyspiel abzugeben; jetzo aber können meine Nachrichten auf verschiedene Art Nutzen schaffen, und vielleicht einem ganzen Volcke Erleichterung zuwege bringen, wenn meine Schrift entweder dem Sächsischen Hause die Augen öffnet, oder vielleicht den Herrn Grafen von Brühl über die Art und Weise, wie er zeither das Ministerium zum Unglück des armen Sachsen-Landes geführet hat, das Herz rühret.

Es ist wahr, vielleicht ist diese gute Absicht nicht ganz ohne Gefahr, wenn ich entdeckt wer-

den sollte. Aber ich sage mit dem Metellius: Böses zu thun, ist leicht und niederträchtig; Gutes zu thun, wenn keine Gefahr dabey ist, ist etwas gemeines; aber gutes zu thun, wenn Gefahr dabey ist; das ist die rechte Eigenschaft eines redlichen und tugendhaftigen Mannes. Ueberdieß bin ich in solchen Umständen, und auf so viel Fälle gerüstet, daß es nicht einmal grossen Muth bedarf, um sich in diese Gefahr zu wagen.

Ich verspreche demnach, daß ich in der Brühlischen Geschichte fortfahren will; daß mein werthester Freund diese Fortsetzung zuerst erhalten soll, und daß ich hernach diese Briefe drucken lassen will; aber dieses alles unter zweyerley Bedingungen, erstlich, daß Sie mir Zeit lassen, mein Allerliebster, und daß Sie zufrieden sind, wenn ich alle 2, 3 bis 4 Wochen einen Brief zur Fortsetzung übersende. Denn nunmehr schreibe ich nicht mehr, um die lange Zeit zu verkürzen, wie im Sommer; sondern ich kann nur schreiben, wie es meine Geschäfte zulassen; zweytens hingegen bitte ich mir aus, daß Sie meine Briefe zum Druck zurück schicken, damit ich nicht nöthig habe, solche vor

ihrer Absendung noch einmal abzuschreiben. Auf der jetzigen Postroute ist nichts zu befürchten.

Ich habe in meinem letztern von F = = = t geschriebenen Briefe allgemein behauptet, daß der Graf von Brühl viele rechtschaffene Leuthe unschuldig verfolget habe. Auf meiner letztern Reise erzählete mir der Herr von * * zu *, der eine geraume Zeit Gesannter an dem Dresdnischen Hofe gewesen ist, ein besonderes Beyspiel einer unschuldig verfolgten Dame. Ich bath ihn, mir diese Geschichte schriftlich zu entwerfen. Er war sofort darzu bereitwillig. Hier haben Sie diese Geschichte, mein Allerwerthester. Ich werde nichts thun, als bloß seine Worte und Ausdrücke abschreiben, ohne von dem Meinigen etwas hinzu zu setzen.

Diese Geschichte betrift eine Dame der ältesten und ansehnlichsten Familien in Sachsen, welche, ehe sie sich den Brühlischen Haß zugezogen, wegen ihrer grossen Tugend, schönen Verstand und besondern Conduite, als ein Muster vorgestellet wurde. Das Betragen mit ihrem Ehemann, ihre Kinderzucht und vernünftige Wirthschaft, wurde von jedermann hochgeschätzt. Da nun ihre Familie sehr zahlreich

wur-

wurde, suchte sie Protection bey der hochseeligen Königin, brachte zum Theil ihre Kinder an die Höfe, und erhielt durch der Königin Vorsprache eine Land-Charge für ihren Ehegemahl. Bey dieser Gelegenheit lernte die hochseelige Königin diese Frau besser kennen, und wurde ihr mehr und mehr geneigter: denn man muß bemerken, daß diese Dame sehr solide gewesen, deren Werth man erst nach gepflogenen Umgang entdeckte.

Die Gnade der hochseeligen Königin nun war gänzlich und allein der Grund ihres künftigen Unglücks; denn solche unterredete sich zuweilen etliche Stunden mit ihr allein. Brühl erfuhr solches sogleich; und wie oft ist nicht der Sicherheits-Rath, so über die Person dieses Ministers von ihm bestellet war, dieser Dame halber zusammen berufen worden! Die Calumnien musten den Anfang machen; da es nun aber recht gut werden sollte, machten sie gleich anfänglich es so arg, daß es unmöglich Glauben finden konnte. Die Hochseelige Königin, welche sich genau darnach erkundigte, erfuhr das Gegentheil von allen, und hierdurch verursachte der Graf von Brühl, daß die Kö-

nigin keinen Nachrichten mehr Glauben beymaß, und hatte sich also wieder ihren Willen genöthigt gesehen, ihr zu dienen. Er muste also die Sache anders angreifen.

Man ergriff den Fuchspelz. Die Frau Grässin nahm diese Dame öfters zu sich. Se. Excellenz erwiesen ihr Caressen über Caressen. Diese Armseelige dachte also an nichts weniger, als an die ihr gelegte Schlingen; unter der Hand aber ließ der Graf Brühl und seine würdige Gemahlin ausprengen, wie diese Dame eine seiner Spionen wäre, welche ihm alles zutrüge, was bey Hofe und in der Stadt paßirte.

Das war nun schon genug ihr den Haß der ganzen Welt zuzuziehen; denn obwohl jedermann vor diesen Minister sich bis auf die Erde neigte, so fluchte ihm doch jedermann im Herzen; ja zur Bestätigung dieses ausgesprengten Gerüchts, führte sie der Graf Brühl stets in Gesellschaft an ein Fenster, und redete ganz sachte mit ihr, obwohl die unschuldigsten Sachen, dabey er bald diesen bald jenen ansahe, als ob die Rede von ihm wäre.

Da auch die Königin an verschiedene Chefs der Collegien dieser Dame Angelegenheiten re-

com-

commandiret; so hetzte er die Presidenten, welche die Urtheile verfaßten, so erschrecklich wieder sie auf, und gab vor, daß diese Dame sie täglich bey der Königin anklagte und anschwärtzte. Weil nun Brühl die Sache so künstlich einzurichten wuste, bekam sie so viel Feinde, als Menschen in der Welt waren; ja sie wurde ordentlich Preis gegeben, und ein jeder konnte mit ihr einen Proceß anfangen; und nach ihres Ehegemahls Tode wurde sie mit solchen überschwemmet, wodurch ein grosser Theil ihres Vermögens zu Grunde gegangen ist.

Der vielfältigen Verfolgungen nun ohngeachtet, hat Brühl dennoch seinen Endzweck nicht erreichen können; obgleich dieser Mann recht zwischen ihr und das Glück getreten ist, und sie ihre Noth gleichsam den Felsen klagen muste. Die hochseelige Königin war nicht im Stande ihr anders als mit Gelde zu helfen; da denn bey dieser Bedrängung wohl geschehen seyn kann, daß sie der Königin ihre Noth geklaget, und sich über den Graf von Brühl beschwehret hat.

In dem Brühlischen Hause wurde diese Dame nur unsere tödtende Schlange genennet,

und

und nie hat man diesen Minister so verlegen, als in Angelegenheiten dieser Dame gesehen. Da er auch besonders in einem Discours über das Königreich Pohlen sehr beunruhiget wurde, so konnte ihm jeder seinen Verdruß aus den Augen lesen; doch konnte man sie nicht von Dresden und der Königin entfernen, denn sie gab hierzu gar keine Gelegenheit.

Um nun ein und anders zu erfahren, was etwa bey der Königin vorgekommen, und wie ihre Gesinnung gegen ihn beschaffen seyn möchte, und um Gelegenheit zu bekommen, ihrer los zu werden, steckte er sich hinter ihren ältesten Bruder, ihre Schwester und deren Ehegemahl. Er versprach ihnen, daß wenn sie es könnten so weit bringen, ihrer Schwester etwas aufzubürden, um sie in ein Kloster zu bringen, sie eine reiche Belohnung bekommen sollten, welches sie auch unter der Hand schon erhielten.

Diese unschuldige Person konnte sich nicht vorstellen, daß ihre Feinde von ihrem Bluthe wären; hielte also nichts sonderlich verborgen. Dessen ungeachtet war aus diesen allen kein sonderlicher Gift zu ziehen; und obwohl der Bruder und Schwager dieser Dame heimliche Pen-

sions und alle Versprechungen erhielten, waren sie doch seine allerärgsten Feinde; und solche haben etliche Bogen von den allergeheimsten und schändlichsten Handlungen des Grafen von Brühl mit eigner Hand entworfen, und solches dem König in die Hände zu spielen gesucht. Bey dem Grafen von Brühl gaben sie vor, es rühre dieses von ihrer Schwester her. Ich habe diese Schrift selbst gesehen; und weiß ich also gewiß, daß weder diese noch eine andre Dame im Stande ist dergleichen aufzusetzen; so gelehrt und deutlich war alles abgefaßt.

Brühl fluchte auf seine Vertrauten, daß sie ihm nicht von diesem Weibe befreyen könnten. Allein Bruder und Schwester fanden hierzu ein Mittel, und formirten einen Injurien-Proceß. Was meinen Sie wohl, schätzbarer Freund, es wurde dieses als ein Laster der beleidigten Majestät ausgelegt, ratio weil der Minister angegriffen wäre, und ein Premier-Ministre stets die höchste Person eines Königes vorstellet. Diese gute Dame hatte also vorgeblich ein Crimen læsæ Majestatis begangen (*). Sie lachte anfangs

(*) Vermuthlich hat man sich auf das elende und einfältige Gesetz des Arcadius und Honorius L. 5. ad

anfangs nur darüber, und sagte öffentlich, daß weder Ihro Majestät der König, noch die Königin und übrigen Herrschaften solches glauben würden; denn diese wüsten gar zu wohl, wie sehr sie die Königliche Familie verehrte; ja! sie betrachtete solche als ihre gemeinschaftliche Wohlthäter, welche sie bisher ihrer Gnade gewürdigt hätten.

Zu diesem unerhörten Proceß nun wurde eine Commißion niedergesetzt, und einem gewissen auswärtigen Gesandten wurde diese Commißion mit aufgetragen. Nun wird sich wohl keiner erinnern können, daß ein Gesandter eines fremden Hofes als Richter zu einem Injurien-Proceß mit gezogen worden; ja wenn es Verträge, Bündnisse, Länder-Abtheilungen ꝛc. betroffen hätte, würde dieses niemand wundern.

Dessen ohngeachtet wurde er Injurien-Richter; die ganze Welt lachte darüber. Folgende Ursache davon soll der Herr Graf von Brühl angegeben haben. Die hochseelige Königin hätte diese Dame mit diesem Gesandten zu verheyrathen gesuchet: damit er nun sehen sollte, was es

ad Leg. Jul. Maj. gegründet, darüber der Herr von Montesquieu Esprit des Loix T. 1. Livr. 12. Chap. 8, so schön commentiret hat.

für eine böse Person, sey er zu dieser wichtigen Commißion aufgefordert worden. Ihr Bruder, Schwester, ꝛc. erschienen, sagten ihr alles mögliche schimpfliche nach, denn des Ministers Gunst war hier zu erwerben. Vorher hatten sie ihrer Schwester unter den Fuß geben lassen, alles genau und offenherzig zu bekennen, was sie wieder den Ministre Brühl geredet hätte; und wenn sie es nicht anzeigte, würde die Landesverweisung auf sie fallen, als die Strafe solches Vergehens.

Der Rechts-Consulente dieser Dame war eben der, welcher den Obrist-Lieutenant Meyer nach geschehenen Morde defendiret hatte. Bey diesem Proceß kam solcher alle Morgen zu dem Ministre, und holte Instruction.

Bey solchen vielen Schlingen war es unmöglich, solchen zu entgehen. Es wurden zwey Urtheile in diesem wichtigen Proceß eingeholet, und in solchen wurde der Dame die Inquisition zuerkannt. Man forderte sie in das Amt, und die sämtlichen Herren Commissarien saßen dabey. Diese Dame nun anstatt sich zu erschrecken, konnte sich unmöglich des Lachens enthalten, ja die Herren Commissarii lachten auch mit.

Sie

Sie aber gab zur Antwort, wie sie gehört hätte, daß nur Räubern und Mördern die Inquisition zuerkannt werden könnte; sie wäre sich keiner solchen Handlungen bewust, bey dem allen aber könnten sie thun, was sie wollten; indes blieb es dabey, und keiner gedachte weiter an eine Inquisition. Sie gieng nach wie vor am Hofe. Ein gewisser Gesandte in Dresden erfuhr diese ganze Begebenheit haarklein, und machte einen lustigen Bericht davon an seinen Hof, den ich gelesen, und mich fast kranck dabey gelacher habe.

Endlich schickte der Graf von Brühl einen boshaften Pfaffen zu ihr, welcher ihr mit thränenden Augen die Abscheulichkeit der Inquisition abmahlen muste, dabey er ihr aus Christlicher Liebe den Rath gab, den Minister zu bitten, daß er sie lieber in ein Kloster stecken sollte, um sie aus dieser abscheulichen Inquisition zu erretten.

Diese Dame nun, so sehr sie auch von diesem mächtigen Vogel angegriffen wurde, unterließ doch nicht wider seine Klauen auszuschlagen. Sie hatte schon Nachricht bekommen, daß ein Brühlischer Secretair und der Hofrath Essenius

das Urtheil gemacht, das Schöppen-Siegel aber per Estaffette von Leipzig kommen lassen. Als man Preußischer Seits die Schöppen um dieses Urtheil befraget, und rationem decidendi begehret, haben solche nichts von dem gesprochenen Urtheil gewust; und sie hat daher den König von Preussen gebethen, aus dem Brühlischen Vermögen ihr zur Satisfaction 50000 Thlr. zahlen zu lassen. Indem sie sich also auf diese geheime Nachricht wegen des falsch gemachten Urtheils gründete; so suchte sie in einem Memorial nach, daß wenn die Urtheilsverfasser sie vor eine böse Person erkennten; so hielte sie sich selbst aller Verzeihung unwürdig; bäthe vielmehr um eine schleunige Vollstreckung des Urtheils. Darauf blieb alles wieder liegen, und in diesem Zwischen-Raum machte sie mehr denn 20 Memorials an den König von Pohlen, in welchen sie hartnäckig darauf bestanden, die Inquisition an ihr zu vollziehen, welche aber alle unterschlagen wurden, denn der König hat dieses nie erfahren; wohl aber als sie 10 Thlr. so ihr als eine Strafe ebenfalls zuerkannt gewesen, zu erlegen bloß vergessen hatte, ließ ihr der Graf von Brühl 4 Wochen 2 Raths-Wächter vor die Thüre setzen, ohngeachtet sie diese Kleinig-

keit

keit bezahlen konnte; sie schickte also zum Spaß alle Tage das Geld in das Amt.

Da nun alles dieses ersonnen war, um sie vom Hofe zu entfernen, damit alles, was er von ihr ausprengen würde, niemals falsch befunden würde. Da aber der Preußische Krieg den Graf von Brühl aus vielen Unruhen geholfen hatte; so glaubte er auch ihrer bey solchen loszuwerden, und als er mit dem Könige von Pohlen in das Lager bey Pirna ging, in der Hoffnung in 8 oder 14 Tagen siegreich zurück zu kehren, trug er dem Ober-Amtmann daselbst auf, Zeugen wieder diese Dame, nämlich den Pater Hermann und noch einen andern rechtschaffenen Mann, abhören zu lassen.

Die Hochseelige Königin nun, welche am ersten Nachricht davon bekam, ließ diese Dame sogleich zu sich rufen, wobey sie ihr Geld und Schmuck, nebst Anleitung sich in Sicherheit zu setzen gab, auch ihr zu dem Ende zu der Madame Dauphine zu reisen befohl, dahin sie solche mit Briefen versehen wollte. Da aber die Einwendung gemacht wurde, daß die Brühlische Hand auch bis dahin reichen würde, hat sie ihr die Freyheit gelassen, sich in Sicherheit

zu begeben, wo sie gewollt; worauf sie sich in den Schutz des Königs von Preussen begeben. Den Morgen vor ihrer Abreise schrieb sie folgenden Vers an ihre Fenster:

Wer ist, der den verklagt,
Der aus so vieler Noth
Sich zu erretten wagt?

Eine grosse Menge Menschen haben dieses gelesen, und selbst die Brühlischen Laquayen und Creaturen wurden hingesannt, es zu lesen. Da sie nun aus Dresden weg war, und sich nicht mehr vertheidigen konnte; so wurde aus dem Verläumdungs-Geschütz mit Cartätschen hinter ihr geschossen, und Niemand war mehr zu finden, der nicht etwas von ihr zu erzählen wuste. Das allerspaßhafteste war, daß als der König von Preussen kurz darauf die Gräfin von Brühl arretiren und nach Warschau bringen ließ, sie sich zu ihrer selbst eignen Bestrafung in den Sinn kommen ließ, es hätte diese Dame ihr diesen Arrest bey den Könige von Preussen zu wege gebracht. Sie hat sich darüber öffentlich, und sogar bey den Preußischen Officiers, so die Wache hatten, beklaget. Darüber entstand nun ein rechtes Raben-Geschrey, und alles fluchte dieser Dame nach, daß sie ihre Wohlthätern

der Gräfin von Brühl so gedränget. Nun frage ich einen jeden, der nur in etwas Se. Preussische Majestät kennet, ob hierin einige Wahrscheinlichkeit anzutreffen ist, da sie selbst den Könnig weder gesehen noch gesprochen hat.

Meinen Sie nun, daß dieser Dame ihr Elend eine Endschaft erreichet hätte. Nein, nun sollte es erst recht angehen, und man sollte wahrhaftig meinen, der Graf von Brühl hätte keine andere Beschäftigung, als diese Dame zu verfolgen gehabt. Bey allen Armeen so wieder den König von Preussen agiren, ist ihre Person auf das genaueste beschrieben; ja! beynahe glauben die Blödsichtigen, sie sey die Ursache des ganzen Krieges.

Doch die anbetungswürdige Vorsicht hat sie bey allen diesen Verfolgungen nun schon in das sechste Jahr aufrecht erhalten, und Seine Hochweise Excellenz, der Herr Graf von Brühl, da er gesehen, daß er damit nichts ausrichten können, hat eine andre Probe gemacht, und mit unzählig viel Mühe unter der Hand bekannt machen lassen, diese Dame sey eine Vertraute der hochseeligen Königin von Pohlen gewesen; ja! sie sey sogar sein eigner Kundschafter bey den Preussen, und dergleichen mehr. Darauf wur-

den, jedoch zu ihrem grösten Glück, alle ihre Briefe eröfnet; und man fand sie allenthalben als eine unschuldige und redliche Dame. Viele 1000 Bogen und Briefe ohne und mit erdichteten Nahmen, sind voller Calumnien wieder sie ausgesprenget worden, allein man nimmt Preussischer Seits nicht alles auf guten Glauben an; und ihre Feinde haben den empfindlichen Schmerz gehabt, daß sie ihr dadurch wieder seinen Willen gedienet.

P. S. Da dieser Aufsatz sehr lang geworden, habe ich anfangs mit Fleiß eine sehr lustige Anecdote ausgelassen, die ich aber noch nachholen will.

Se. Erlauchte Excellenz liessen noch kürzlich erst dieser Dame durch seine Unterhändler; denn wer würde es sonst gewesen seyn; 10000 Thlr. offeriren, wenn sie an den König von Pohlen eine Bittschrifft übersenden wollte, und in solcher bekennen, daß zu der Zeit da alles dieses vorgegangen, sie in einer ausserordentlichen Melancholie gesteckt, und wenn der Paroxismus sie ergriffen, gar nicht gegenwärtigen Gemüths gewesen wäre, und solchergestalt ihr Verstand sehr Schaden gelitten. Da sie auch über das durch Unglück

glück an ihrem Vermögen viel gelitten, so bäthe sie Ihro Majestät um völlige Absolution, und daß sie ungehindert nach Sachsen, ja! sogar nach Warschau kommen dürfte. Da sie aber ziemlich stolz ist, welches vielleicht das einzige seyn möchte, was man an ihr tadeln kann; so hat sie zur Antwort wissen lassen, daß da ihr Gott unter so vielen Drangsalen ihre gesunde Vernunft erhalten, wäre ihr solche nicht für 10000 Thlr. feil; er möchte dieses Mittel nur für sich selbst behalten, daß wenn er dereinst nach Verdienst gerichtet werden sollte, er sich damit vom Tode erretten könnte.

Hier haben Sie, mein Allerwerthester, diese Geschichte, welche, ob sie gleich etwas lang und umständlich gefasset ist, dennoch so merkwürdig ist, daß sie Ihnen nicht verdrüßlich geworden seyn kann. Um aber Dero Geduld nicht gar zu sehr auf die Probe zu setzen; so will ich hier unter der Versicherung meiner ewigen Freundschaft schliessen, ꝛc. ꝛc.

G . . . n
den 20 Octobr.
1760.

Zwölf=

Zwölfter Brief.

Allerwertheſter Freund.

Sie fragen mich in Dero letztern geehrteſten, ob ich den Grafen von Brühl vor glücklich halte, und bitten ſich weitläuftige Betrachtungen in einem beſondern Briefe, über dieſen Punct aus. In der That iſt dieſe Frage einer beſondern Unterſuchung würdig; und ſie wird Gelegenheit geben, verſchiedene Umſtände des Brühliſchen Lebens deſto beſſer zu erläutern.

Ich geſtehe Ihnen gern zu, liebſter Freund, daß ſehr ſcheinbare Gründe vorhanden ſind, den Herrn Grafen von Brühl, vor einen der glücklichſten Menſchen in der Welt zu halten. Er iſt mit Güthern und Ehren überhäufet; und wird gleichſam in dem Schooße des Ueberfluſſes gewieget. Sachſen hänget von ſeinem Wink ab; und Pohlen ſelbſt muß ihn verehren, indem der König von Pohlen, ſeinem Adel ſo viele Wohlthaten erzeigen kann, die alle in der Brühliſchen Hand ſtehen; weil er ſich gleichſam zum unumſchränk-

chränkten Gebiether seines Herrn zu machen gewust hat.

Allein, wenn man auf der andern Seite erwäget, was es dem Herrn Grafen von Brühl kostet, um sich in diesen Umständen zu erhalten; so siehet man gar bald, daß alle diese Rosen gar sehr mit Dornen bewachsen sind, und daß es eine blosse Schein-Glückseeligkeit ist, welche er geniesset. Sie kennen, werthester Freund, die Gedanken des Preißwürdigen Philosophen von Sanssouci, von der Brühlischen Glückseeligkeit. Vielleicht aber haben Sie solche nicht nach einer vortreflichen Uebersetzung gelesen, welche unter einer grossen Menge von mittelmäßigen und schlechten Uebersetzungen die einzige ist, die eines solchen Originals würdig erachtet werden kann, und welche allein verdienet, so oft wieder gedruckt zu werden, als die folgende Zeit und die Nachwelt nach diesem vortreflichen Buche Verlangen tragen wird. Sehen Sie, hier ist diese Stelle nach dieser Uebersetzung: Es ist nämlich die zehente Ode, welche die Ueberschrift hat: an den Graf von Brühl, und deren Anfang also lautet:

„ Un-

„ Unglücklicher Sclave deines hohen Glü-
„ ckes! Unumschränkter Beherrscher eines allzu-
„ trägen Königes! Der du mit dich quälenden
„ Arbeiten überladen bist, verlaß o Brühl! das
„ überflüßige Geräusch deiner Grösse. Im
„ Schoosse deines Ueberflusses, seh ich den Gott
„ des Ueberdrusses; und bey aller deiner Pracht
„ fliehet die Ruhe deine Nächte. „

„ Steig von diesem Pallast herunter, dessen
„ stolzer Gipfel sich bis an den Himmel erhebet,
„ und über Sachsen herrschet, woraus dein
„ furchtsamer Geist das Ungewitter beschwöret,
„ das ein Volk von Eifersüchtigen an dem Hofe
„ erreget. Siehe diese vergängliche Grösse,
„ und höre einmal auf, den prächtigen Schim-
„ mer einer Stadt zu bewundern, wo sich alles
„ dich anzubethen stellet. „

„ Müde von einer immer gleichen Pracht,
„ die allezeit wiederholet wird, und überzeugt
„ von der Nothwendigkeit vergnügender Augen-
„ blicke, suchte oft die Eitelkeit an einsamen Or-
„ ten die zwanglose Freiheit und das sanfte Ver-
„ gnügen. Oft sahe in denen von der Einfalt
„ geschmückten Wohnungen des Landes, der

Ueber-

„ Ueberfluß einen Strahl seiner Freude wieder „ entstehen. „

Ich werde mir die Ehre geben, meinem werthesten Freunde, diese Uebersetzung zu übersenden, welche den Text der ersten Holländischen Ausgabe unverändert liefert, zugleich aber alle Abweichungen der Berliner Ausgabe in beygefügten Anmerkungen in sich enthält, so daß man bey derselben aller andern Editionen entrathen kann.

Diese Sorgen, diese Unruhen, welche den Grafen von Brühl, wie in dieser Ode so schön vorgestellet wird, unaufhörlich umgeben, würden die Glückseeligkeit dieses Ministers gar sehr vermindern, wenn sein Betragen auch wircklich gerecht und unschuldig wäre. Wenn man aber vollends erwäget, was vor eine Menge gegründeter Anklagen jederman wider diesen Minister vorbringen kann; so muß er eine zehenfach verdoppelte innerliche Angst und Unruhe haben, daß ohngeachtet aller seiner Wachsamkeit und listigen Anstalten, jemand vor dem König gelangen, und demselben seine unzähligen Betrügereyen und unseelige Staats-Verwaltung vorstellen, und damit Gehör finden möchte. Wenn also

auch

auch der Herr Graf von Brühl, wie es sehr wahrscheinlich ist, ihrem Gewissen schon seit 30 Jahren das Genicke gebrochen haben; so muß ihm doch die unaufhörlich folternde Unruhe und Furcht wegen der Fälle, so sich ereignen können, seine Glückseeligkeit gar sehr verbittern.

Lassen Sie uns ein wenig in die besondern Umstände seiner Angst und Unruhe eintringen. Als die zweyte und dritte Pohlnische Prinzeßin, die ietzige Dauphine und Churfürstin von Bayern, etwas heran wuchsen; so fanden Se. Majest. der König an diesen beyden Töchtern, wegen ihres angenehmen und muntern Betragens, ein grosses Vergnügen, und liessen sie mehr als sonst in ihre Gegenwart kommen. Mein Gott! was vor Kummer und Unruhe verursachte nicht dieses dem Herrn Grafen von Brühl! Er befürchtete, daß man sich dieser jungen Prinzeßinnen bedienen möchte, um den König über die Art und Weise, wie er sein Ministerium führte, die Augen zu eröfnen.

Anfangs hatte er sogar die Verwegenheit, einige Versuche zu wagen, ob sich diese grosse väterliche Liebe gegen die Prinzeßinnen nicht vermindern liesse. Allein er stand gar bald davon

ab,

ab, als er sah, daß gar kein Anschein eines guten Erfolges vorhanden wäre. Hierauf ergriff er das Mittel, allen Frauens-Persohnen, welche um die Prinzeßinnen waren, oder sich ihnen näherten, von der vornehmsten an bis zur geringsten, ganz ausserordentlich zu liebkosen. Man theilte Pensionen und Geschenke unter sie aus; man beförderte alle ihre Anverwandten; und die geringste Frauensperson, welche von denen Prinzeßinnen ein freundliches Gesichte empfieng, war eine wahre Gebietherin des Herrn Grafen von Brühl. Denn er hatte nicht das Herz, ihr das geringste abzuschlagen. Urtheilen Sie, werthester Freund, ob dieser Zustand eben sehr glücklich ist.

Eben diese unaussprechliche Angst und Sorgen hat der Minister auch in Ansehung der Prinzen ausgestanden. Er begriff nur allzuwohl, daß die Prinzen, nachdem sie zu ihren verständigen Jahren gekommen waren, über seine erstaunliche Pracht und Verschwendung, über seine Bereicherungen, und über seine ganze Regierung grosse Augen machen würden; zumal da sie selbst gar nichts von Ueberfluß sagen konnten, in welchem sie unterhalten wurden. Wie leicht also konnten die Prinzen sich nicht

die Freiheit nehmen, daß sie ihrem Königl. Herrn Vater die Augen zu öfnen suchten.

Das war nun in der That ein grosser Gegenstand der Brühlischen Sorgen; da waren der Prinzen Bedienten zu gewinnen, und auf diese wieder Spione zu halten; da war auf alle diejenigen genau Acht zu geben, welche sich denen Persohnen der Prinzen näherten. Vor allen Dingen aber war nöthig, daß man die Hofmeister der Prinzen auf die Brühlische Parthey ziehen muste. Vielleicht waren einige darunter ganz gelehrig. Allein der Herr Graf von Wackerbarth-Sallmour hatte einen so unfähigen Kopf, daß ihm die Brühlische weise Regierung und grossen Verdienste auf keinerley Art begreiflich gemacht werden konnten. Dieser allein hat dem Herrn Grafen von Brühl mehr Kummer und schlaflose Nächte verursachet, als eine zwanzigjährige Vorsorge vor die Wohlfarth von ganz Sachsen. Denn diese hat ihm wohl nie eine Stunde von seinem Schlafe abgehalten.

In Ansehung der jüngern Königlichen Prinzen hat ihm die Sache besser geglücket. Ihre Hofmeister sind ihm allemal sehr ergeben gewesen; und ihre Bediente von dem Minister zu

seinen Spionen erkauft gewesen. Diejenigen, welche in dem Brühlischen Hause bekannt gewesen sind, wissen, daß ein gewisser Kammerdiener der Prinzen fast alle Morgen bey dem Herrn Grafen von Brühl seine Aufwartung machte, und von allem, was bey den Prinzen vorgieng, wer Gehör bey ihnen hatte, was gesprochen wurde, u. s. f. den genauesten Bericht erstattete. Diese jüngern Prinzen sind von dem Herrn Grafen von Brühl in allen Betracht in sehr engen Schranken gehalten worden. Ohngeachtet der Brühlische Kronprinz mit einer Königl. Pracht sich an allen Europäischen Höfen zeigte; so haben die jüngern Königlichen Prinzen bey einem sehr genau zugeschnittenen Unterhalte kaum die Erlaubniß erhalten können, auf ein Lustschloß zwey Meilen von Dresden zu reisen. Vermuthlich wuste der Herr Graf von Brühl, wie diese Prinzen gegen ihn gesinnet waren; und er befürchtete, daß sie nicht in so genauer Aufsicht gehalten werden könnten, wenn sie sich ausser dem Canonen-Schuß von Dresden befänden.

Wenn die Hofmeister aller jungen Prinzen ehrliche Leuthe seyn wollten; wenn sie nicht selbst Lust haben, dereinst eine Brühlische Co-

mödie zu spielen, wenn ihre Untergebenen zur Regierung gelangen; so sollten sie ihnen die Brühlische Geschichte zu lesen vorlegen, und mit lehrreichen Anmerkungen begleiten, wie weit ein listiger und boshaftiger Minister die Sache gegen seinen Souverain treiben kann, wenn der letztere nicht ein unaufhörliches Mißtrauen gegen seine obersten Staats-Bedienten hat. Gewiß ein sehr lehrreiches Beyspiel vor alle junge Prinzen; ein Beyspiel, daß die Familie des Dieners in Ueberfluß schwimmet, die Familie des Souverains hingegen, wenn man ihren hohen Stand Vergleichungs weise dargegen hält, in gewisser Maaße in der Dürftigkeit lebet; da doch der Diener alles von der Gnade seines Souverains hat.

Unterdessen glaube ich nicht, daß ein richtig denkender Kopf und wahrhaftig edel gesinnter Mensch, an des Herrn Grafen von Brühl Stelle, in solchen Ueberfluß zu leben wünschen wird. Ein Leben, das man gleichsam nur bittweise, durch Tausend listige Künste, und doch unter unaufhörlicher Angst und Furcht fortschleppet, das ist wahrhaftig! ein elendes Leben; es sey auch so prächtig, als es immer wolle.

Der

Der Herr Graf von Brühl hat allezeit einen engen Ausschuß von seinen allervertrautesten Anhängern, als ein Collegium, so vor die Sicherheit und Selbsterhaltung seiner Persohn wachen soll, niedergesetzt gehabt. Die Herren Hennicke, von Stammer, von Globig, sind gleichsam die Presidenten nach und nach davon gewesen. Ein Leben, das unaufhörlich von der Aufsicht der Aerzte abhängen soll, ist gewiß ein elendes Leben. Meines Erachtens ist ein Leben, das unaufhörlich von der Aufsicht politischer Aerzte abhängen soll, noch tausendmal elender.

Setzen Sie hinzu, werthester Freund, zu was vor einer Menge von Niederträchtigkeiten der Herr Graf von Brühl sich genöthiget siehet, um sich in seinem Ueberflusse zu erhalten, insonderheit wie er allen seinen Spions und Creaturen schmeicheln muß, damit sie in der Treue gegen ihm beharren; so wird kein rechtschaffener und ehrliebender Mann an seiner Stelle zu seyn begehren, wenn er auch Gewissen und Gerechtigkeit auf einen Augenblick nicht in Betracht ziehen wollte.

Dennoch ereignen sich bey allen niederträchtigen Betragen gegen seine Spione und Crea-

turen zuweilen sehr kränckende Auftritte vor den Herrn Grafen von Brühl, von Seiten seiner allergetreusten Creaturen. Folgende Geschichte beweiset dieses so überzeugend, daß ich meinen geliebten Freund damit zu unterhalten nicht unterlassen kann. Es ist solches

Die Geschichte des Sächsischen Krieges-Rath Karben.

Es ist notorisch, daß dieser Karbe jedesmal ein ruchloser Bösewicht gewesen. Er wurde indessen Sr. Erlauchten Excellenz als ein Mann, so zu gebrauchen wäre, vorgestellet; und da er sehr entreprenant gefunden worden, muste er sogleich Proben von seiner Geschicklichkeit ablegen. Er that solches mit so viel Eifer, daß er dadurch die völlige Gunst seines Souverains erhielte. Er wurde dadurch würcklicher Steuer-Rath; und eine unglückseelige Erbin von 50000 Thlr. muste ihn heirathen, vor welcher reichlicher Belohnung er ihr auch reichlich gemißhandelt, und sie als die ärmste Sclavin tractiret hat.

Gedachter Karbe ist ohnstreitig der beste Banquier der Steuerscheine gewesen. Einstmals hatte sich mit seines Principals Bruder, dem sogenann-

ten Brühl von Martinskirchen, wegen dieser Steuerscheine ein Streit erhoben. Brühl beschuldigte ihn, er hätte mehr Steuerscheine bekommen, als er Geld, nämlich a 40 pro cent zurück gebracht. Karbe nun, der ein sehr heftiger Mann war, und sich Hoffnung machte, gegen die Ministres, so wie er es bisher andern gemacht, gleichfalls seine böse Streiche auszuführen, sprang als eine Furie aus dem Zimmer, und sogar auf die Gasse, und rief beständig dabey aus: Die Spitzbuben haben mich zu ihren Filou-Streichen gebraucht, und nun wollen sie mich um Ehr und Vermögen bringen.

Hierauf wurde Rath gehalten und beschlossen, Karbe müste sterben; die Zeugen wurden disfalls abgehöret, der Holpié, Monsieur Richter, beschwur mit einem theuren Eide, er habe Karben sehen aus dem Hause laufen, daß er die Chatoulle des Grafen Brühl von Martinskirchen unter dem Arm getragen; mehr denn zehen Personen, sowohl Bediente als Freunde, haben aus Dankbarkeit diesen Dieb mit der Chatoulle gesehen; ein armer Stallbedienter kam auch herbey gelaufen, als er hörte, daß der Dienst seines Herrn weiter nichts als einen Eid erfor-

derte, solcher schwur hoch und theuer einen Körperlichen Eid, er habe den Karben, als er an des Ministers Geburths-Tage in das Palais gekommen, um seine Gratulation abzustatten, als er wieder zurück gekommen, des Grafen Brühl von Mertzkirchen Chatoulle unter der Cuirée sehen aus dem Hause tragen.

Es ist würcklich der Geburths-Tag Seiner Erlauchten gewesen, als der Zanck wegen der Steuer-Scheine vorgenommen worden, und man hat es ihm disfalls so hoch aufgenommen, weil er in Gegenwart so vieler Menschen diese anzügliche Worte gesprochen. Nun ist jederman bekannt, daß dieses hohe Geburths-Fest im Monath August einfällt; wem sollte wohl im Sinn kommen, an diesem Tage ein Cuirée zu gebrauchen? Der Ober-Amtmann und Hofrath Essenius in Dresden, als welcher der Universal-Richter in dergleichen Fällen allezeit gewesen, bemerckte aus grossem Eifer dem Minister zu dienen, diesen Fehler nicht, sondern schrieb getrost drauf los: unter der Cuirée; deswegen er aber einen derben Verweis bekommen; den ehrlichen Karben nun wurde hierauf die Tortur, und endlich als einen Dieb der Gal-

gen

gen zuerkannt. Ob er solchen nun wohl bey anderer Gelegenheit mehr als einmal verdient haben mag; so kam er doch nur auf Lebenszeit in das Zuchthaus nach Leipzig.

Fast hätte es Sr. Erlauchten Excellenz gereuet, indem er so leicht nicht wieder einen Karben finden können. Der Ministre durfte ihm nur mit den Augen winken: Karbe! drechsle mir diesem oder jenen eines an; so hat er sich gewiß darauf verlassen können, daß nachdem die Person gewesen, einige auf den Bau geschmiedet, wieder andre den Staupbesen bekommen, in die Festungen und Klöster gestecket, einige haben Lehnsfehler gemacht, und man hat ihnen ihr Vermögen confisciret, einige das Laster der beleidigten Majestät begangen, u. s. w.

Um nur ein kleines Beyspiel zu geben, so hat eine Dienstmagd auf einem der Brühlischen Güther, bey Gelegenheit des Secretair Seifferts, als er an dem Pranger gestanden, ihre Verwunderung bezeiget, wie es möglich seyn können, da er so wohl bey der Frau Gräfin gestanden; auch mag sie wohl darüber noch einige Anecdoten gemacht haben. Auch dieser Dienst wurde Karben aufgetragen; er wuste diesem ar-

men Mädgen ohne große Mühe ein silbernes Lavoir in ihre Lade zu practiciren, aller übrigen Bedienten Behältnisse wurden visitirt, und bey keinem als bey diesem Mädgen das Lavoir gefunden. Sie muste es also, und kein anderer, gestohlen haben. Sie wurde arretirt, ihr aber alle Gnade versprochen, wenn sie nur diesen Diebstahl gerichtlich bekennen, und sich entschliessen wollte, auf Lebenszeit in ein Kloster zu gehen. Doch diese arme Persohn verließ sich gänzlich auf ihre Unschuld, und wollte sich weder zu dem einen noch zu dem andern verstehen; worauf der Herr Hofrath Essenius abermal Befehl bekam, diesen Proceß zu formiren. Er ließ darüber ein Urtheil einholen. Weil bey Vernehmung der Dienstmagd nur niedergeschrieben wurde, was in seinen Kram diente; und weil auch das Lavoir in ihrer Lade gefunden worden; so wurde ihr durch das Urthel die Tortur durch alle Grade zuerkannt, und als dieser Armseeligen von dem Scharfrichter die Instrumente vorgelegt worden; hat sie einen lauten Schrey gethan, und ausgerufen: Gott sey gerecht! Gott sey gerecht! ist darauf umgefallen und von einem Schlagfluß todt zur Erden gestürzet.

Ich überlasse es Dero eigenen Betrachtungen, ob Karbe, der ein sehr kluger Bösewicht war, und NB. viel Vermögen hatte, die Brühlische Chatoulle stehlen, und damit am hellen Tage zum Hause herausgehen wird. Er war sehr grosser Bosheiten fähig, aber nicht leicht einer solchen, die vor Karben gar zu dumm war.

Dergleichen Tragödien sind in der Brühlischen Geschichte nicht eben sehr selten. Jedoch da ich nicht weiß, ob sie auch meinem wertheſten Freunde angenehm sind; so will ich vorjetzt schließen, unter der gewöhnlichen aber aufrichtigen Versicherung meiner ewigen Treue und Ergebenheit ꝛc. ꝛc.

G = = n

den 27 Novembr.

1760.

Dreyzehnter Brief.

Mein unschätzbarer Freund.

Ich habe Ihnen in meinem vorigen Bogen vielleicht mit der Geschichte des Steuer-Rath Karbens ennuyirt; ich möchte gern diesen Fehler wieder gut machen, sehe aber darzu kein ander Mittel, als ihnen eine wahre Geschichte von einer liebenswürdigen Dame, die in der Welt viel Aufruhr gestiftet, und manches Herz in Brand gesteckt hat, zu überschicken, und dieses ist die Baronin le Plat; sie war eine gebohrne Französin, und heyrathete wieder einen reichen Franzosen, der sie in ihren besten Jahren, mit Hinterlassung eines ziemlichen Vermögens zur Wittwe machte.

Diese Baronin hatte ohnweit Dresden ein schönes Guth von ohngefähr 20000 Thaler; und da sie noch darzu 1000 Thlr. Pension von Hofe bekam, so lebte sie sehr artig. Der Graf von Brühl hatte unter seinen Partisans Personen, welche die Leute überreden konnten, was sie nur wollten. Einer von diesen persuadirte die Ba-

ronin le Plat das Guth zu verkaufen, und das Geld in die Steuer zu legen, weil jetzt zu einer nöthigen Ausgabe Se. Excellenz 20000 Thlr. benöthiget wären; die Interessen bekam sie anfangs taliter, qualiter; es wurde aber mit Auszahlung der Interessen und Pension immer schlechter und schlechter.

Die Cammerfrau von der Chur-Prinzeßin, Madame Gombert, fand bald nachher einen Geschmack an dem Umgang der Baronin le Plat, und kam zuweilen, wenn ihr Dienst ihr Zeit übrig gelassen, die Baronin zu besuchen, als welche ohnehin ganz nahe, und zwar in der Schloß-Gasse wohnte. Nun kann es wohl seyn, daß die Baronin gegen die Cammerfrau wegen Zurückhaltung ihrer Pension und Interessen Klagen geführet. Der Graf Brühl, so alles erfahren, schloß hieraus gefährlichere Folgen, als er hätte nöthig gehabt, und konnte sich nicht vorstellen, daß die Cammerfrau, da sie mit keinem Menschen Umgang gepflogen, ohne Absicht zu der Baronin käme, sondern glaubte es müste alles geschehen, um Neuigkeiten zu erfahren. Hier wurden diejenigen fleißig ausgekundschaftet, mit welchen die Madame le Plat Umgang ge-

gehabt, und welche auch zu gleicher Zeit, wenn die Madame Gombert bey ihr gewesen, sich bey ihr eingefunden haben.

Der Graf Brühl bildete sich ganz ohnfehlbar ein, als wenn durch diesen Canal der Chur-Prinzeßin alles zugetragen würde, und der Untergang der armen Baronin wurde beschlossen, und zwar zugleich auf eine solche Art, daß alles unwahr gemacht würde, was die Baronin gesagt haben möchte; man weiß aber sicher, daß sie nichts gesagt und gewust, (denn sie war viel zu sanguinisch um sich worum zu bekümmern.) Einem boshaften Laquay, so ein gebohrner Franzose war, wurde demnach aufgetragen, eine gewisse blaue Blume NB. zu mischen. Ob er zu arg gekommen ist, weiß ich nicht. So viel aber ist gewiß, daß die arme Baronin in eine grosse Melancholey verfallen, und in solcher von dem Ministre Brühl so viel gesagt, als sie in ihren gesunden Tagen nie gethan, welches ihn noch mehr embarrassiret; weshalb der Hofrath Essenius abermals Befehl bekam, sich dieser elenden Person getreulich anzunehmen.

Er that es auch rechtschaffen, setzte in ihr Zimmer zwey ausgesuchte gottlose Weibsperso-

nen, welche keinen Menschen zu ihr lassen durften, und ihr das Essen zur Thür eingelassen wurde. Sie liessen sie weder schlafen noch ruhen, und eine um die andre hielt die Wache; und ob gleich diese Personen an und vor sich selber rauh und ungesittet waren, wurden sie doch ermuntert, es noch mehr zu seyn. Ein verpflichteter Actuarius aus dem Amte wurde befehligt, ihr Geld und Pretiosa zu nehmen, und in das Amt in gerichtliche Verwahrung zu bringen; da sie sonsten nicht aus ihrem Zimmer zu gehen die Erlaubniß erhalten können, wurde sie doch, als dieser Actus der Gerechtigkeit vorgenommen worden, hierzu berufen, und ihrer wurde nicht wenig hierbey gespottet.

Die gute Frau kam bey dieser harten Begegnung aus dieser Melancholey zu einer völligen Raserey, aß Stecknadeln, und machte eine Probe sich die Kehle abzuschneiden. Diese Elende starb in dieser Raserey, und der Universal-Erbe von ihren Pretiosis und baaren Gelde ist eben der Hofrath Essenius gewesen; dem König aber wurde weis gemacht, (weil, NB. wenn Ausländer sterben und zwar ohne Erben, ihr Vermögen dem Könige anheim fiele,) daß die

20000

20000 Rthlr. sollten zur Aufrichtung eines neuen Lazareths zur Oster gebraucht werden. Ich überlasse Ihnen selbst die Betrachtungen über diese Begebenheit.

Noch ein Beyspiel von der Brühlischen Verfolgung. Erinnern Sie sich wohl des Herrn Grafen von Bünau, Kayserl. Ministers und Sohn des ehemaligen Kanzlers. Mein Gott! welch eine erstaunende Verfolgung hat dieser redliche rechtschaffene Herr erdulten müssen; beständig hat Brühl in den Sorgen gestanden, dieser redliche rechtschaffene Mann würde wieder nach Dresden berufen. Was hat er nicht alles ersonnen um ihm zu schaden; wenigstens haben die Calumnianten und Aufseher des Grafen von Bünau 2 bis 3000 Thaler gekostet; so gefährlich hat ihm dieser Mann geschienen.

Wissen Sie noch die letzte Tour, so er ihm gespielet? und zwar zu der Zeit, da man nicht denken sollte daß es möglich seyn könnte, daß ein solcher Mann von so wichtigen Geschäften so viel Zeit abbrechen könnte, um auf Rache zu denken. Vor zwey oder drey Jahren hat es einem seiner Creaturen geglücket, den Verläumdungs-Gift an den Braunschweigschen und

Wei-

Weimarischen Höfen mit Nutzen auszustreuen; und da solche an diesem unschuldigen Mann nichts finden können; so hat die Religion den Deckmantel hergeben müssen, und man gab vor, der Graf von Bünau, so stets als Abgesandter an Catholischen Höfen gewesen, habe gute Catholische Principia. Ueberdis hat man auch von der Frau Gräfin verschiedene Unwahrheiten ausgesprenget; und als er solches gemercket, hat er seine Dimißion verlanget, und lebet jetzt auf seinen Güthern. Wie gerne hätten die Königin von Pohlen diesen Minister wieder an den Sächsischen Hof gebracht!

Eilige Geschäfte erlauben mir nicht diesen Brief zu verlängern. Ich bin wahrhaftig ꝛc.

G = = n
den 16 Dec.
1760.

Vierzehnter Brief.

Edelster und würdigster Freund.

Sie haben mich in Ihren Letztern ersuchet, Ihnen einige zuverläßige Erläuterung zu verschaffen, ob die Gnade der hochseeligen Königin von Pohlen gegen den Grafen von Brühl beständig gewesen, oder ob solche einige Aenderung gelitten; insonderheit aber, wie sie in den letztern Zeiten ihres Lebens gegen ihn gesinnet gewesen. Da ich mir ein wahres Vergnügen daraus mache, das Verlangen meines wahren Freundes in allen Dingen zu erfüllen; und ich selbst über diesen Punct noch keine zuverläßigen Nachrichten hatte; so habe ich an einen vertrauten Freund nach Dresden geschrieben, welcher mit denenjenigen Bedienten der Königin, gegen welche sie niemals etwas verborgen, viele Jahre lang in grosser Vertraulichkeit gelebe hat; um mir so wohl zu Dero Genugthuung, als zu Befriedigung des Publici, über einen so wesentlichen Umstand in der Brühlischen Geschichte die nöthige Erläuterung zu verschaffen.

Se-

Sehen Sie hier, mein Allerliebster, was ich hierüber vor Nachrichten erhalten habe.

Mein Freund verbessert zuerst einen kleinen Fehler, den ich in dem ersten Theil der Brühlischen Geschichte begangen habe. Der Pater Quarini sey niemals Beichtvater der Königin gewesen, wie ich daselbst angegeben hätte. Die Königin habe als Erzherzogin einen Beichtvater mit von Wien gebracht, so Pater Steurer geheissen. Dieser sey in hohen Alter noch vor den Zeiten des Quarini verstorben. Nach dessen Tode sey der Pater Herrmann Beichtvater der Königin geworden, und es bis an ihren Tod verblieben. Der Pater Quarini sey eigentlich Gewissens-Rath des Königes gewesen; ob er gleich von vielen, welche diesen Unterschied nicht gewust hätten, bald Beichtvater des Königes, bald der Königin genennet worden. Er sey bey beyden Majestäten in sehr grossen Ansehen gewesen, und alle übrigen Umstände, die ich angegeben hätte, daß der Graf von Brühl durch denselben das Vertrauen der Königin gewonnen, und sich durch dessen Hülfe den Grafen Sulkowsky vom Halse geschaffet hätte, wären vollkommen gegründet.

Allein mein Freund glaubet nicht, daß der Pater Quarini den feinen und klugen Geist gehabt hätte, den ich ihn beyzulegen schiene; er glaubet nicht einmal, daß Quarini nach der gewöhnlichen Herrschsucht seines Ordens gehandelt habe, als er dem Grafen von Brühl den Dienst erwiesen, den Grafen Sulkowsky zu stürzen. Quarini sey ein guter ehrlicher Mann, ein grosser Casuiste, aber auf die unter den Catholicken gewöhnliche pedantische Art, und dabey ein grosser Eiferer in seinem Glauben gewesen. Er habe ihn sehr genau gekannt, und das sey sein ganzer Character gewesen.

Quarini sey von dem Grafen von Brühl durch seine Bekehrung, und durch den scheinbar angenommenen Eifer in seiner neuen Religion, eingenommen und hintergangen worden. Ich kann nichts bessers thun, als daß ich Ihnen die fernern Nachrichten, die Sie zu wissen verlangen, fast mit denen eigenen Worten meines Freundes abschreibe.

Der Graf von Brühl, spricht er, bewies sich in dem neu angenommenen Catholischen Glauben so eifrig, daß der gute Pater, welcher von denen Intriguen und Absichten dieses

Staatsmannes gar nichts vermuthete, völlig betrogen wurde. Dieser in der That aufrichtige Pater nun wuste sowohl Ihro Majestät der Königin, als auch dem Könige selbst, nicht genug Rühmens von den grossen und erhabenen Absichten des Graf Brühls vorzuschwatzen, daß dieses der von Gott geschickte Mann wäre, welcher dazu auserlesen, das grosse Werck zu vollführen, daß Sachsen, als welches den Anfang gemacht, die Catholische Religion zu verlassen, nunmehr den Anfang machen würde, zur wahren Kirche wieder zurück zu kehren. Dadurch wurde nun der Graf Brühl für unentbehrlich angesehen, und der König sowohl als die Königin suchten nichts mehr, als die Verdienste des Ministers zu erheben.

Der Graf hingegen aus Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin, legte hier und da ein Schnitgen Holz wieder die Königin an, um ihren Credit bey dem Könige schwächer zu machen. Denn aus der nämlichen Ursache, daß er solche brauchen können, seinen Feind Sulkowsky zu unterdrücken, wurde sie ihm fürchterlich; und er glaubte, daß wenn sie ihren Credit bey dem Könige unverändert behielte, ihm mit der Zeit ein

gleiches Schicksal treffen könnte. Daher es auch geschehen, daß zwar der König von Pohlen seine Gemahlin als seine Ehegattin herzlich liebte, aber gleichwohl von dem Grafen von Brühl den submissen Befehl erhielt, die Königin niemals in Berathschlagung zu ziehen, ihr auch solche wo möglich zu verbergen. So gar war die Königin nach und nach so weit gebracht, daß sie auffer Stand gesetzt wurde, einen Laquayen oder Knecht bey Hofe anzunehmen. Denn der Graf Brühl wuste das gute Herz der Königin so hoch bey dem Könige zu erheben, und auf eine künstliche Art den Schluß daraus zu ziehen, wie die Königin aus dieser Ursache allemahl in Gefahr stünde, betrogen zu werden, und eine übele Wahl zu treffen.

Dieses gieng immer weiter und weiter, bis successive die arme Königin so weit eingeschränkt ward, daß sie auch unter ihren Weibesleuten keine anzunehmen wählen durfte; wenn solche nicht wenigstens von der Gräfin von Brühl vorgeschlagen, und ihre Tugenden und Lebenswandel untersucht war. Hier saß nun die Königin wie das Schaf unter den Wölfen, und es vergieng eine ziemliche Zeit, ehe sie selbst die

Au=

Augen öfnete, und ihre Einsperrung gewahr ward. Alsdenn aber war es viel zu späth, bey dem Könige deswegen Klage zu erheben. Denn sie war nunmehr schon zu weit herunter gesetzet. Jedermann wuste daß sie nichts mehr vermöchte. Mithin hatte niemand das Herz, auf ihrer Seite zu seyn. Und ob sie gleich nachher, wie ich gewiß weiß, etlichemal versucht hat, dem Könige ihren Gemahl das Unglück voraus zu sagen, welches der Graf von Brühl vor ihr Haus geschmiedet hätte; so ist es ihr doch so übel aufgenommen worden, daß sie den heftigsten Zorn bey dem Könige erreget, und gleich die Sache anders umkehren müssen, um dem grausamen Zorn des Königes zu entgehen. Ungeachtet diesem allen hat sie gleichwohl noch verschiedene Versuche gewagt, da es denn allemal dahin ausgelauffen, bey Verlust seiner Liebe ihm nicht mehr mit dergleichen Dingen zu kommen, oder sie müste Lust haben, ihn den König ins Grab zu stürzen. Wehe nun denenjenigen! sowohl Dames, als andern Persohnen, die an solchen Tagen um der Königin gewesen. Auf diese ist der Verdacht gefallen, und nicht selten wurde weitläuftig vom Zuchthause geredet.

Es ist gewiß, daß der Herr Graf von Brühl sich noch eines andern Mittels bedienet hat, um

König von Pohlen von seiner Gemahlin abzuziehen, und die Gewalt zu schwächen, die sie ehedem über sein Herz hatte. Ein Mittel, das diesem Minister gar nicht zur Ehre gereichet, wenn er sonst jemals in seinen Handlungen Begriffe von der wahren Ehre gehabt hätte. Kurz! er wurde nicht allein ein fr - w - g - r, sondern auch ein er - k - st - lt - r - - - - - - - - . Jedoch die Sache ist nicht von der Art, daß ich hier weiter davon reden kann. Ich habe diesen Umstand in dem beyliegenden besondern Blatte, das nicht zum Druck bestimmt ist, ausführlich beschrieben. Als diese Ketten nach und nach schwach wurden; so sorgte er dafür, daß sie mit stärkern Banden aus seiner Familie, die noch jetzo fortdauren, verwechselt wurden.

Man kann leicht erachten, daß dieses Mittel die Königin von Pohlen nur noch mehr gegen das Brühlische Haus aufbrachte. Sie wurde eine geschwohrne Feindin desselben. Sie seufzete über das Unglück ihres Hauses, und nicht selten über ihre eigene Verblendung, daß sie einen Minister erhoben hatte, welcher ihr und ihren Kindern, sowohl als denen Unterthanen so nachtheilig fiel. Sie vereinigte sich mit der Churprinzessin, um desto nachdrücklicher an

dem

dem Fall eines in allen Betracht verabscheuenswürdigen Ministers zu arbeiten. Allein alle Versuche waren vergebens.

Mein Freund critisiret hierbey zugleich die Nachricht, die ich im ersten Theil gegeben habe, nämlich es sey mir versichert worden, daß der Graf Brühl zuletzt mit dem Churprinzlichen Hofe gut gestanden habe. Er will die Garantie leisten, daß dieses ungegründet sey. Er spricht, der Churprinz, die Churprinzeßin, und der Graf von Wackerbarth hätten zu viel Einsicht gehabt, als daß sie jemals mit dem Grafen von Brühl hätten wohl zufrieden seyn können. Wenn sie ihm zuweilen ein gut Gesichte gemacht hätten; so sey es auf Hof-Manier geschehen, und damit der Minister desto sicherer gemacht würde.

Wenn alle Versuche der Königin und der Churprinzeßin, Sachsen von diesem unseeligen Minister zu entledigen, vergeblich gewesen sind; so haben verschiedene Ursachen zusammen gewirket, um diese erwünschten Bemühungen fruchtloß zu machen. Denn ausserdem daß die Bande, womit das Brühlische Haus den König gefesselt gehalten hat, ihrer Natur nach ziemlich

stark sind; so hat der Minister seine Erhaltung gleichsam in das Staats-Interesse des Sächsischen Hauses mit einzuflechten gewust. Er hat die Gesannten der freundschaftlichen und alliirten Höfe allemal durch grosse Geschenke sich vollkommen ergeben zu machen gewust. Der Graf von Sternberg hat mehr als eine Tonne Goldes von ihm erhalten. Diese Gesannten haben allemal unermüdet zum Vortheil des Grafen von Brühl gearbeitet, und dem König mehr als einmal zu verstehen gegeben, daß das Vertrauen ihrer Höfe, und die Unterhaltung der gemeinschaftlichen Freundschaft und Absichten, auf dem Ministerio des Grafen von Brühl beruhe. Dieses muste bey Sr. Pohlnischen Majestät nothwendig grossen Eindruck machen; da es beständig ein Brühlischer Kunstgriff gewesen ist, Sr. Majestät die Preußischen Absichten überaus fürchterlich vorzubilden.

Vielleicht würde es der Königin Majestät dennoch geglücket haben, endlich den Grafen von Brühl zu seinem längst verdienten Umsturz zu befördern, wenn der Tod die Königin nicht eben zu so gelegener Zeit vor den Herrn Grafen von Brühl hinweg gerasset hätte, als wenn

er denselben, als einen Gott in der Maschine, zu Hülfe gerufen hätte. Die Königin war eben im Begriff zu ihrem Gemahl nach Warschau zu reisen. Alles, was dem Grafen von Brühl zur Last geleget werden kann, hatte sie gesammlet, und was noch mehr ist; alles war klar bewiesen. Diese Beweise würden gewiß Eindruck gemacht haben, so wie die ganze Sache überhaupt sehr wohl eingefädelt war. Allein der Tod, gleichsam als gerufen, errettete diesmal den Herrn Grafen von Brühl.

Alles was ich Ihnen hier mitgetheilet habe, mein Allerwerthester, ist zuverläßig. In dem ersten Theile hatte ich hiervon nicht versicherte Nachrichten. Ich habe sie aber auch vor nichts weiter ausgegeben, als was sie waren. Ich bin wahrhaftig ꝛc. ꝛc.

S:::g

den 27 Januar.

1761.

Nachschrift.

Da ein unhöflicher Besuch mich wieder alle Gebühr aufgehalten hat; so habe ich vor heute die Post versäumet. Dieser Brief wird also erst künftigen Posttag abgehen; und um diesen Verzug wieder gut zu machen, will ich meinen wertheften Freund noch mit einer Anecdote aus dem Briefe meines Dresdnischen Freundes beschenken.

Es hat gar nicht an der Frau Gräfin von Brühl gelegen, daß nicht Ihre Majestät die Königin von Pohlen alle argwöhnische Gedanken von allerley Arten haben gänzlich fahren lassen. Einstmals war die Frau Gräfin von Brühl so vertraut gegen der Königin Majestät, daß sie Ihro Majestät erzählete, sie habe in ihrem letztern Kindbette einen so unheilbaren Schaden bekommen, daß sie mit guten Gewissen von ihrem Gemahl die eheliche Beywohnung nicht ferner verlangen könne. Da er nun noch ein muntrer Mann sey; so müsse sie billig durch die Finger sehen, wenn er anderwärts Vergnügungen suche. Diese Rede der Frau Gräfin von Brühl haben Ihro Majestät die

Kö-

Königin ihrer Kammerfrau und noch einer gewissen Dame mehr als einmal erzählet.

Die Frau Gräfin von Brühl hatte hierbey zum Endzweck, mit einem einzigen Pfeil zweyerley Ziele zu treffen. Seine Erlauchte Excellenz unterhielten eben damals eine Theater-Prinzeßin, auf eine überaus verschwenderische und sehr in die Augen fallende Art; und diese Erzählung sollte also eine Entschuldigung und Schutzrede darwider abgeben. Das zweyte Ziel aber war, der Königin selbst alle argwöhnischen Gedanken zu benehmen, deren Natur mein Allerwerthester aus dem beyliegenden besondern Zettel leicht einsehen werden. Allein beyde Ziele wurden sehr wenig erreichet. Die Königin war zu klug, als daß sie sich in so groben Schlingen fangen ließ.

Da Sie, mein Allerliebster, gar kein Freund von der Eifersucht der Weiber sind; so werden Sie ohnfehlbar die Gefälligkeit der Frau Gräfin von Brühl bewundern und ausrufen: **was vor eine vortrefliche Ehefrau!** Ich finde die Frau Gräfin in diesem Punct selbst sehr liebenswürdig, und glaube, daß sie verdienet als ein erhabenes Muster einer gefälligen

Ehe-

Ehefrau angepriesen zu werden; und da noch viele andere lustige Anecdoten von dieser Art vorhanden sind; so wäre wohl zu wünschen, daß der Herr Graf von Brühl alle Kammer-Vergleiche, die er mit seiner Frau Gemahlin eingegangen hat, benebst den Grundsätzen, woraus diese Vergleiche entstanden sind, zum Nutzen und Erbauung Christlicher Eheleuthe, der Welt bekannt machen möchte.

Noch eine merkwürdige Anecdote, auf was Art sich der Graf von Brühl bey der Königin zu erhalten gesucht hat.

Als die Gräfin von Collowrat, Schwiegermutter des Grafen von Brühl, welche als Hofmeisterin bey der hochseeligen Königin von Pohlen gewesen, mit Tode abgegangen war; so war solcher in der allergrösten Verlegenheit, und fürchtete beständig, die Königin möchte eine von denjenigen Damen erwehlen, welche er so hart verfolgte, und befürchtete nicht ohne Ursach, daß solche sich bey so guter Gelegenheit an ihm rächen würde. Er machte bey dieser Gelegenheit abermahl ein rechtes Meisterstück seiner Arglist. Ohnerachtet er mit den Jesuiten in der grösten Feindschaft, doch heimlich, lebte; so

steckte er sich doch in drey oder vier Mänteln eingehüllet hinter solche, so daß sie ihrer eignen Argliſt ungeachtet, unmöglich errathen konnten, daß es von ihm herrührte.

Solche musten der Königin die Gräfin Ogilvin aus Prag vorschlagen, von welcher er wuste, daß sie sehr sanguinisch; und nachdem sie in der Welt alles mitgemacht, wozu sie ihr Temperament verleitet, kleidete sich solche aus Mangel der Jugend und des Geldes, so sie verspielet hatte, in den Mantel der Heiligkeit, und ihrer Frömmigkeit kam nichts gleich. In den Kirchen traf man die Gräfin Ogilvin die erste und die letzte an. Erscheinungen von Heiligen, von abgestorbenen Seelen, alle kamen zu ihr. Ofters redete der heilige Geist durch ihren übel riechenden Mund. Graf Brühl hielt dies für die rechte Frau, die er in sein Interesse ziehen könnte. Die höchstseelige Königin hörte von ihrer Heiligkeit, und beschloß sie in ihren Dienst zu nehmen. Sie kam aber blutarm an den Sächsischen Hof. Graf Brühl, der sie durch seine gute Freunde schon hatte unterrichten lassen, ersetzte allen ihren Mangel. Kaum war sie vier Wochen am Sächsischen Hofe, so herschte

der

der Ueberfluß bey dieser sonst dürftigen Frau. Ihre Güther in Böhmen, an welchen sie keinen Groschen mehr hatte, wurden sogleich von allen Schulden befreyet. Das Geld kam durch Wunderwerke der Heiligen in Fässern nach Böhmen, um diesem Mangel abzuhelfen.

Wem sollte die gute Gräfin Ogilvin anders dankbar seyn, als dem Grafen von Brühl? Dieser nun richtete sie ab, wie er sie haben wollte, alle Geheimnisse, und was die Königin von ihm dachte, zu erfahren. Auch muste sie, auf wem er es haben wollte, ihre gottseelige Verleumdungen bey der Königin ausspeien. Auch die Churprinzeßin war davon nicht ausgenommen.

Die hochseelige Königin, so von dieser heiligen Frau so sehr eingenommen war, sahe dieses alles nicht ein, sondern glaubte vielmehr, daß es alles von ihrem grossen Eifer zur Tugend herrühre. Die gute Königin offenbahrte ihrer Ober-Hofmeisterin alles, was sie auf dem Herzen hatte; auch sogar die Churprinzeßin, welche doch ganz voller Vernunft ist, wurde mit hintergangen; so daß sie zum öftern in der Gräfin Ogilvin Gegenwart, ihr Misfallen auf den Grafen von Brühl nicht zurücke hielt. Und durch diese

Frau

Frau setzte der Graf von Brühl in die Gnade der Königin, wen er wollte; und auf diese Weise brachte er auch diejenigen heraus, welche er seinen Absichten nicht nützlich hielt.

Diese gottseelige Lästerern nun hat nach der Königin Tode die Masque bald abgenommen, und da sie so sehr bereichert worden, sich mit allen ihren Schätzen nach Wien gewandt. Denn die Churprinzeßin war ihr zu fein gewesen, und hätte die Charte bald entdecken können. Diese alte Scheinheilige hat, wie man sagt, zweymal im Jahre ernden können. Denn sowohl die hochseelige Königin, als der Graf von Brühl, bezahlten alle beyde ihre gottseelige Lästerungen. Sie soll in Wien ihr altes Handwerck hervorgesucht haben, aber nicht so glücklich, wie in Dresden, damit gewesen seyn.

Sehen Sie, wertheſter Freund, diese Nachschrift ist fast so lang wie ein Brief geworden; und denken sie immer, daß sie zwey Briefe mit einander erhalten. ut in litteris.

Funfzehenter Brief.

Liebenswürdigster Freund.

Belieben Sie sich zu erinnern, mein Allerwerthester, was ich Ihnen vor fünf Monathen schrieb, nämlich daß der Herr Graf von Brühl in der festen Ueberzeugung sey, ein gewisser berühmter Gelehrter sey der Verfasser von seinem Leben. Daß der Herr Graf wirklich in der Ueberzeugung gewesen, läßt sich aus verschiedenen Umständen schlüßen; insonderheit daß er denen Rußischen Generals bey der Einnahme von Berlin aufgetragen gehabt, ihn zu rächen. Allein die Rußische Generalität hat die Brühlische Rache nicht sehr zu Herzen genommen. Mehr als einer von denen höchsten Russischen Generals haben den geglaubten Verfasser durch die dritte Hand ermahnen lassen, mit dem Brühlischen Leben fortzufahren, und daß er deshalb nicht das geringste zu befürchten hätte.

Unterdessen ist dieser Gelehrte dadurch als der Verfasser des Brühlischen Lebens bekannt ge-

geworden. Dieses hat ihm eine Menge von Briefen zugezogen. In allen Welt-Gegenden hat es Leuthe gegeben, welche Anecdoten zu dem Brühlischen Leben haben beytragen wollen. Aus Pohlen und Sachsen, und sogar aus Wien hat man ihm so viel Stof versprochen, daß er noch sechs Theile von dem Brühlischen Leben schreiben könnte.

Dieses beweiset, liebster Freund, daß die Welt noch nicht so verderbt ist, als sich der Herr Graf von Brühl eingebildet haben muß, da er anfieng seine Minister-Rolle auf die unseelige Art zu spielen, als er gethan hat. Denn wenn er sich nicht eine allgemeine Bosheit in der Welt vorgestellet hätte; so würde er nicht mit eisenharter Stirne, und mit Verachtung aller Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit, in seinem Posten agiret haben.

Der Herr Graf von Brühl hat sich in dieser Voraussetzung sehr geirret. Die Welt ist noch nicht so gar von Grunde aus verdorben. Es zeiget sich, daß er allgemein in der Welt gehasset wird, seine wenigen Creaturen ausgenommen, und doch verachten und hassen ihn vermuthlich auch diese in ihren Herzen.

Ich habe vor nöthig gefunden, meine ehemalige Bekanntschaft und Freundschaft mit diesem Gelehrten, den die Welt als Verfasser des Brühlischen Lebens betrachtet, zu erneuern; und nachdem ich mich vertraulich gegen ihn eröfnet habe; so hat er mir alle an ihm eingelaufenen Briefe und Nachrichten, so Brühlische Anecdoten in sich enthalten, zu communiciren versprochen.

Vor acht Tagen habe ich ein Paquet drey Pfund schwehr von ihm erhalten; und nun urtheilen Sie, liebster Freund, ob es mir an Stof fehlen wird, Sie über diesen Gegenstand mit Briefen zu unterhalten.

Da ich jetzt eben viel Geschäfte auf dem Halse habe; so kömmt mir dieses Paquet sehr wohl zu statten. Ich werde hier einen darunter befindlichen langen Brief in den wesentlichen Puncten abschreiben lassen; und da haben Sie vor heute genug Nachrichten. Dieser Brief drücket sich nach Weglassung des Einganges folgendergestalt aus:

Vielwissender Herr Autor, was erzehlen Sie pag. 137. von dem Herrn geheimen Secretario Heinicke des Premier-Ministers, daß solcher

cher ein Guth von 50000 Thlr. in der Lausitz gekauft hätte. Freylich hat er ein Guth in der Lausitz, aber auf folgende Weise an sich gebracht: Es gehörete ehemals dem Königl. Preußischen Cammer-Herrn von Eckstedt, dieser ward des Lasters der beleidigten Majestät Sächsischer Seits beschuldiget, ich weiß nicht aus welchem Grunde. Unterdessen, da er an sich selbst ein übler Wirth war; so kam es endlich durch diesen Vorfall, mit seinem Vermögen in dem Sächsischen Amte Doberluck zu einem Concurs, darüber er, der Cammer-Herr von Eckstedt, verstarb; er setzte aber den Geheimen-Rath, Joachim Friedrich von Holtzendorff zu seinem Universal-Erben ein. Dieser kam nach Sachsen seine Erbschaft einzuholen, und vertrat zu dem Ende den ganzen Concurs. Weil es nun ein ganz vortrefliches Guth war, so an Werthe wenigstens 80000 Thlr. seyn muß; so war dieses die Ursach, warum ihm allerhand Schwierigkeiten gemacht, und endlich unter der Hand zu verstehen gegeben ward, er solle das Guth an des Herrn Cammer-Rath Heinicke Hochwohlgeb. Gnaden verkauffen. Wolte er nun die Erbschaft überkommen, und sein Testament befestiget haben; so muste er ihm das Guth vor 40000 Thlr.,

(denken Sie etwa baares Geld? Ach nein! es waren nur Steuerscheine) verkaufen.

Ich habe schon in einem vorigen Briefe erwehnet, daß dieser Heinicke der Präsident von demjenigen Collegio gewesen, so bloß bestimmet gewesen, auf die Sicherheit und Erhaltung seiner Erlauchten Excellenz zu denken. Dienstags Abends kamen die Spionen in seinem Hause zusammen, und rapportirten, was sie erfahren, ob jemand von Sr. Erlauchten Excellenz Unternehmung was entdecket hätte; wer mit denen Herrschaften gesprochen; besonders auf die Churprinzeßin und Königin wurde ein wachsames Auge gehalten. Mittewochs kam dieses Collegium zusammen, und Se. Erlauchte Excellenz (wenn es hiesse, die hat mit der Königin auf dem Kirchgange gesprochen, diesen oder jenen hat man aus der Churprinzeßin Vorkammer sehen gehen,) judicirten alsdenn, wie kurz darauf das Bezeigen dieser beyden hohen Personen gewesen. Wenn nun solches auch von ohngefähr ihm nachläßig oder verdrüßlich geschienen hat, alsdenn wurde votiret, wie ihm abzukommen, und wie diese beschwehrliche Leuthe vom Halse zu schaffen.

Eine vornehme Dame bey Hofe wurde beschuldiget, sie hätte Intervalla und wäre zuweilen närrisch. Sie wurde mit guter Art von Hofe geschaffet, bekam 1500 Gulden Pension jährlich, lebte hernach in Prag, wo man sie ganz ausbündig vernünftig gefunden, und wegen ihres schönen Verstandes hat sie sich die Liebe aller Menschen zugezogen.

Das ganze Land ist von diesen Brühlschen Creaturen besetzet, die Sie p. 140 erwehnen; und wenn der Churprinz einmal zur Regierung kommen wird, so ist es ein Werk der Unmöglichkeit, diese Raupen alle zu vertilgen, welche wie Heuschrecken auf dem Lande liegen. Auch unter denen Liverey-Bedienten Sr. Excellenz, war alles Königlich. Ein Laquay war der Könignig von allen übrigen Laquayen, und alle huldigten ihn. Der Kutscher war König von denen übrigen Kutschern, u. s. w.

Sie irren sich wegen seiner Pagen; er hat derselben niemahlen mehr als drey oder viere gehabt. Hingegen musten die Königlichen gar öfters da erscheinen und Rapport erstatten, was sie gehört und gesehen hatten. Aber, erbarme es Gott, welche sich zu diesem Dienst nicht ver-

stehen wolten, die musten 24 Jahr Page blei-
ben, und nachdem sie denen Herrschafften 24
Jahr aufgewartet, öfters 19 auch 20 monath-
liche Gage zu fordern gehabt, musten sie, wenn
sie nicht darüber absterben wolten, ein Lieute-
nant oder ein Fähnrich werden. Noch eine
recht grosse Gnade war es, wenn ein solcher
den Cammer-Junker Titul ohne Besoldung
kriegte, darzu der Aufwand ihn 4 bis 500 Rthlr.
gekostet. Das war also die trefliche Belohnung
eines zwanzigjährigen Dienstes, bey welchem
die Jugend verlohren gegangen, und die Ge-
sundheit von den starken Reiten zugesetzet wor-
den; auch dasjenige, was die armen Eltern auf
dem Lande, unter Arbeit und Schweiß, aus
ihren Kraut und Kohl gelöset, zur Unterhaltung
ihrer Kinder geschicket haben, consumiret wor-
den, in der Hofnung, dadurch ein gewisses
Brod für ihre Kinder zu erlangen. Ja, ich
habe Königliche Pagen von 30, 38, 40 und 42
Jahren gekannt, daß man hätte sollen meynen,
es wären alles alte Greise. Diejenigen Pagen
aber, welche fleißigen Rapport abstatteten und
auf die Herrschaften ein wachsames Auge hat-
ten, auch was sie selbst nicht gesehen, von denen
Cammer-Leuten zu erfahren suchten, derer wur-

de

de nie in Austheilung der Land Chargen vergessen.

Sie meynen in Ihrem Buche, daß er keine sonderliche Wahl unter seinen Bedienten gesuchet, Sie irren sich hierinnen, es haben lauter ausgesuchte Böswichter seyn müssen, die er zu Ausführung seiner Intriguen hat brauchen können. Das erste wornach gefraget wurde, war, ob er entreprenant ist?

Die Cammer-Junker p. 149. anbelangend, hatte die Frau Gräfin etwan drey bis viere, welche auf ihren Befehl warteten, und sie um 11 Uhr, entweder in ihre Hauß-Capelle, oder in die Kirche begleiteten. Es waren meistens Pohlen, die zu ihrer Aufwartung bestimmet waren, und diese kriegten vor den Kirchen-Dienst die besten Chargen, doch mit dem Beding, bey vorfallender Gelegenheit ein guter Freund zu bleiben. Ueber diese Chargen nun hatte die Frau Gräfin freye Disposition.

Pag. 150. wissen Sie sehr vieles von dem Aufwand Sr. Erlauchten Excellenz, seinen Gärten und Pallästen uns vorzusagen. Allein, Sie wissen doch nicht, und Se. Excell. wissen es vielleicht selbsten nicht, daß ein gewisser Rath N. N.

ihm nachgerechnet, daß er über 93 Millionen auſſer Landes geſchaffet.

Es iſt eine rechte Calumnie von Ihnen, daß Sie p. 153. von hundert Paar Schuen, und vielen Dutzend Peruquen erwehnen wollen; das käme eben alſo heraus, als wenn der ehrliche Mann nicht ein paar honette Schue und eine redliche Peruque auf ſeinem Kopf tragen könnte; da doch die Preuſſen noch in ſeinen Palais bey 2000 Paar Schue, 1500 Paar Stiefeln, 1500 Perüquen und 800 reiche Schlaf-Röcke gefunden; aber alles iſt von den Preuſſen unverſehrt geblieben, welches alles aus Mangel der Zeit und des Raums, nicht hat in des Holländiſchen Geſandten ſein Hauß gebracht werden können; denn dem Bayerſchen Geſandten haben ſie ſelbſten nicht getrauet. Es hätte nicht viel gefehlet, hätten ſie bey dem Engliſchen Geſandten auch probiret, etwas in Sicherheit zu bringen. Man hat ſich zu ſehr auf den Chevalier Mons. l'Anglois verlaſſen, als welcher von dem Brühlſchen Hauſe ein guter Freund geweſen, und bey den Geſandten ſehr viel vermocht hat. Den Baron von M . . . weiß er gar ſehr in ſeine Abſichten zu ziehen, ohne daß es der ehrliche M . . . ſelbſt weiß.

Es

Es ist nicht genug, daß der p. 164. erwehnte Wasser-Bau allda ist liegen geblieben, es haben auch aus Mangel des Geldes, die köstlichsten Bergwerke, welche ihres gleichen in der ganzen Welt nicht mehr wie in Sachsen haben, liegen bleiben müssen, und alles aus tödtlichen Haß vor den Churprinz, damit der nur nichts haben möge.

Die Begebenheit mit dem Grafen von Wackerbarth, da er von den Preussen arretiret wurde, setzet die ganze Welt in Erstaunen, und niemand kann begreifen, wie es möglich gewesen, die Preußische Klugheit auf eine solche Weise zu hintergehen. Jedermann weiß, daß Brühl und Wackerbarth die allergrösten Feinde jederzeit gewesen. Um sich nun sowohl an den Churprinz, als an dem Graf Wackerbarth zu rächen, hat er diese Tour so fein gespielet, und den Grafen von Wackerbarth verdächtig zu machen gewußt, daß man Preußl. Seits nicht die geringste Muthmassung davon gehabt. Das Vergnügen Sr. Erlaucht. Excellentz, daß ihm dieser Streich gelungen, soll ganz ausnehmend gewesen seyn. Dergleichen Touren nun sollen noch mehr an geringern Personen, z. E. an den Leg. R. J. gespielet worden seyn. Nie ist hierzu eine bessere Gelegenheit als gegen-

wär-

wärtig erschienen, da er alles, was ihm im Wege gestanden, beyseite schaffen können. Bey denen Oesterreichern müssen solche Preußische Anhänger und Spions heissen, bey denen Preussen hingegen sind es Auskundschaffter, Anhänger der höchstseeligen Königin von Pohlen, welche er doch selbsten gebraucher, wider Preussen zu agiren, welches sie auch gethan, aber ohne zu wissen, daß es auf Anstiften ihres ärgsten Feindes geschehen.

Wann der Churprinzliche Hof nähere Nachricht von der Intrigue so er mit dem Graf von Wackerbarth gespielet, bekommen solte, so ist kein Zweifel, daß alle Kräffte verneuert würden, diesen Bösewicht zu stürzen, denn dieses gehet Ihme noch gar zu nahe, und man hat Sie während der Abwesenheit des Grafen von Wackerbarth, recht schmachten sehen. Denn dieser ist der einzige gewesen, welchen Sie Ihr Anliegen frey entdecken können. Und unter den Brühlischen Druck, sind öfters etliche Stunden des Tages angewendet worden, sich einander die Noth mit vielen Thränen zu offenbahren. Und niemals ist an einen Hofe eine solche giftige Natter, als diese Höllen-Bruth ernehret worden.

Es

Es hat die höchstseelige Königin, einstmals Ihren Gemahl avertiret, daß der Stempel womit des Königes Name bezeichnet würde, gemißbrauchet werden könnte; worauf der König den Stempel begehret, und solchen caßiren lassen, und sich vorgenommen, alles selbsten zu unterschreiben. Um es nun Sr. Majestät recht commode zu machen, hat Brühl eine Maschine erfunden, wo also auf einem Pult, die Papiere, so der König zu unterschreiben, zwischen zwey Hölzern eingezwicket gewesen, daß der König nichts von denen Ihm vorgelegten Bogen zu sehen bekommen, als den wenigen Platz wo der König seinen Namen hinschreiben sollen. Ob nun wohl Se. Erlauchte Excellenz eben so wie vorhero des Königes Unterschriften so viel er wolte, bekommen konnte; so dachte er doch der Sache weiter nach, und die Spionen musten fleißig auskundschaften, wer mit der Königin um diese Zeit in geheim gesprochen hätte. Allein niemand wuste sich jemand anders zu erinnern, als die Gräfin von T. welche eine geheime Audientz bey der Königin gesuchet und erhalten, und in solcher, welches schon vor eine Todt-Sünde gehalten wurde, die Königin gebethen, daß ihr doch ihre Interessen von ihren Ca-

pital so sie in der Steuer zu forden, gereichet werden möchten, weil sie sonst mit ihren Kindern nichts zu leben hätte. Die gute Frau aber ist dennoch so bescheiden gewesen, daß sie in dem übergebenen Memorial nicht mit gedacht, wie man das Guth ihrer unmündigen Kinder mit Gewalt sub hasta verkauffet, um das Geld in die Steuer zu nehmen.

Bey der erstern Zusammenkunfft, wo die Königin den Brühl wegen der Gräfin von T. gefraget, hat solche ihr Erstaunen geäussert, warum man Schulden auf das Land mache? Wie nun Se. Erlauchte Excellenz nie an Antworten gefehlet, hat er der Königin berichtet, wie man solches bloß aus Liebe und Vorsorge vor die unmündigen Kinder der Gräfin, in die Steuer genommen, weilen die Gräfin von T. eine sehr üble Wirthin, und überhaupt eine Coquette; sie würde ihren unmündigen Kindern alles verthan haben. Darüber sich die Königin, weil sie eine sehr tugenhafte Frau gewesen, selbst entrüstet, und die Gräfin nicht mehr vor sich kommen lassen.

Meinen Sie etwan, daß dieses der Gräfin ihr Unglück alle gewesen, ach nein! nun nimmt

es erst seinen rechten Anfang. Die gute Frau logirte auf dem Judenhofe, in dem nehmlichen Hause logirte ein Mann, welcher eine Frau und eilf lebendige Kinder hatte. Die Gräfin wurde gewarnet, daß man ihr eines zugedacht hätte; sie verließ sich aber auf ihre gute Aufführung, welche jedermann mit Grund der Wahrheit bezeugen muste. In dieser Unschuld ließ sich die Gräfin, weil sie Catholischer Religion war, einsmahlen in die Kirche tragen, und da sie keinen andern als einen Lohn-Laquay gehabt, hat solcher vorgegeben, daß als er die Gräfin in die Kirche gebracht, er auch in seine Kirche gegangen, weil er Lutherischer Religion gewesen. Als er aber die Frau Gräfin wieder abholen wollen, sey sie nirgends mehr anzutreffen gewesen. Ihre vier zurück gelassene Kinder und das Cammer-Mägdgen, haben bis gegen Abend vergebens gehoffet, ihre liebe Mama wieder zu sehen. Dieses hat sich denn alsobald in der ganzen Stadt verbreitet, die Gräfin von T. sey mit dem Mann, so mit gebrandten Wassern gehandelt, durchgegangen, sie hätte vier Kinder, er aber sein Eheweib und eilf Kinder im Stich gelassen. Die Bekandten von diesem Weibe befragten sie, wie es gekommen,

men, daß ihr Mann mit der Gräfin auf eine so schändliche Weise entlauffen sey, darüber sie aber von Herzen gelachet, und theuer versichert, daß weder sie selbsten, noch ihr Mann die Frau Gräfin kenneten; und ob sie wohl in einem Hause logiereten, hätten sie solche doch niemalen zu sehen bekommen; ihr Mann wäre nach Danzig gereiset, um Waaren einzukauffen, und sie hoffe, daß er bald wieder kommen sollte, welches auch geschehen. Allein Mann und Weib wurden bedrohet, sich in dieser Sache vernünftig aufzuführen, wenn sie nicht ins Zuchthauß wollten; unter der Hand aber wurde ausgesprengt, daß dieser Mann der Fr. Gräfin bald überdrüßig worden, und habe sie sitzen lassen; und in Ansehung der vornehmen Familie, wolle man die Sache nicht weiter untersuchen. Wissen Sie aber wo diese Armseelige hingekommen? Sie ist nach Hamburg geschaffet worden, und gebe doch der Barmherzige aus Liebe zur Unschuld, daß es nicht weiter bis dahin gegangen. Eine solche Boßheit muß ewig verschwiegen bleiben; wie ist es aber anzufangen? Die Frau Gräfin auf ein Schiff nach Indien zu bringen, ist das sicherste Mittel hierzu gewesen. Nun frage einer, woher so viel Unglück über Sachsen kommet.

So

So bald nun in Dresden der Frau Gräfin ihre Flucht allenthalben bekannt worden, wusten die Vorsänger des Brühlschen Hauses lauter Mordgeschichten zu erzählen. Bald habe man sie des Nachts auf der Gasse, bald in verdächtigen Häusern gesehen, u. s. w. So wohl Stadt, als Hof sungen das Lied mit nach, der gröste Haufe aus ignorance; ein anderer Haufe aus Neigung zur Lästerung; ein grosser Haufe aber, sich Sr. Majestätischen Excellenz gefällig zu machen; der kleinste Haufe, welcher allemal nur raisonnabel denket, schwieg stille, und ohne daß solche einen Antheil an dieser Verleumdunge gehabt, haben sie es mit Stillschweigen confirmiret. Das Lächerlichste davon war, wenn der Frau Gräfin Brühl ihre Abgeordnete an denen Spiel-Tischen die Uebelthaten der Frau Gräfin von T. verkündigten, Ihro Excell. die Ministern, jedesmahl in einen grossen Unwillen gerathen, und solche deswegen übel angelassen, daß sie es so öffentlich erzählten, es könnte ja wohl auch nicht alles wahr seyn; dadurch sie ihnen aber nur mit Fleiß Gelegenheit gegeben, die Sache umständlicher zu erzählen, und mehrere Zuhörer herbey zu locken.

Apropos, wissen Sie sich noch zu erinnern, wie der Secretair Seyffert, in Dresden an den öffentlichen Pranger gestellet worden. Ohnerachtet er der Liebling und Vertraute der Frau Ministern gewesen; so hat man ihm doch aufgebürdet, daß er eine Cammer-Jungfer, Namens Lieserle, auch vor hübsch befunden. Diese wurde sogleich an einen Mann wider ihren Willen verheyrathet. Das Vertrauen aber zu dem Herrn Secretair Seyffert kam in merkliche Abnahme; solcher wollte sich deswegen rächen, und Kauterbachen, welcher damahls in Holland Homme d'Affaires gewesen, den Jahrmarkt mit seinen Steuerscheinen verderben, schriebe nach Holland Briefe ohne Nahmen, und avertirte das Falliment der Sächsischen Steuer. Einer von diesen Briefen wurde aufgefangen, und der Urheber entdecket; darauf wurde der Kopf, welcher zuvor mit so vielen Entzückungen geküßt worden, mit einem harten Eisen an den Pranger gedrucket.

Es ist keine Comödie recht gut, wenn nicht eine kleine lustige Intermezzo mit vorkommt. Sehen Sie hier eines dergleichen. Ich war im Jahr 1741. schon in dem Brühlischen Hause;

beyde Excellenzien wollten auch ihre Excrementien mit Pomp und Pracht in die Welt schicken. Es wurde dahero, ich glaube in Augsburg, von einem berühmten Mathematico ein Nachtstuhl erfunden, in welchen gewisse Stahl-Federn, die darauf gesteckten Schwämme in wohlriechende Wasser tauchten, und wenn solche zum zweytenmahl gedrucket wurden, solcher die hohen Oefnungen auf eine sanfte Art wieder ausspülete. Des Grafen von Brühl sein General-Adjutant, nämlich der jetzige General-Lieutenant von Gösnitz, wurde nach Augsburg commandiret, um diese Nachtstühle abzuhohlen. Ein schönes Ehren-Commando!

Im Vorbeygehen habe ich nur noch so viel zu vermelden, daß die jetzigen drey Vice-Könige in Sachsen, ein gewisser Graf Loos, der Canzlar und der Consistorial-Präsident, von denen ohnehin bis aufs Blut ausgesogenen Unterthanen ein erstaunend Geld erpressen, unter dem Vorgeben, daß zu Unterhaltung des Hofes in Bayern solches angewendet werden müste. Jeder Sachse liebet die Churprinzeßin, wie sie auch wirklich eine verehrungswürdige Frau ist; und dahero giebet das arme Volck den letzten Pfen-

nig mit Freuden hin. Nach Pohlen aber berichten diese Brühlische Lieblinge, einer nach dem andern, damit sie alle drey übereinstimmen, sie könnten nicht genug Geld nach Bayern schicken, und auch nicht genug Geld auftreiben, die Schulden der Churprinzeßin zu bezahlen. Zu diesen Briefen nun bekommen sie allemahl die Vorschrifen aus Pohlen. Es ist jedermann bekannt, daß alle diese drey Persohnen Bettler und voller Schulden gewesen. In diesem Kriege nun, da jedermann verarmet, sind sie alle drey zu ansehnlichen Mitteln gekommen; und haben noch erstaunende Summen, die man sich kaum vorstellen kan, Sr. Erlauchten Exellenz nach Pohlen überschicket.

Sehen Sie wertheſter Freund, das ist einer von den Briefen meines eingelaufenen Paquets. Der Verfasser scheinet sehr wohl unterrichtet zu seyn. Doch will ich eben nicht vor alles die Gewähr leisten. Ich bin mit der Versicherung meiner zärtlichen und ewigen Freundschaft ꝛc.

S : : g

den 8 Martii,
1761.

Sechszehenter Brief.

Allerwerthester Freund.

In dem drey Pfund schwehren Paquet voller Nachrichten und Anmerkungen zu dem Brühlischen Leben, davon ich in meinem letztern Briefe zu melden die Ehre gehabt habe, befinden sich artige Anecdoten, auf was Art der Herr Graf von Brühl ein pohlnischer Edelmann geworden ist. Zwey ganz verschiedene Briefe, die nichts weniger als einerley Urheber gehabt haben, reden von dieser Begebenheit, und bereichern sie mit ihren Nachrichten und Bemerkungen. Ich zweifle gar nicht, daß es Ihnen, mein Allerliebster, angenehm seyn wird, diese Nachrichten zu lesen. Ich will zu dem Ende aus diesen beyden Briefen einen Auszug machen; indem ich dasjenige in eine zusammenhängende Erzählung bringe, worinnen beyde Schreiben mit einander einig sind, oder sich wenigstens nicht wiedersprechen.

Ein gewisser Obrist-Lieutenant Julius von Fritzschler, den man vielleicht unter allen Brühli-

schen Lieblingen und Creaturen noch vor den rechtschaffensten Mann halten muß, war derjenige, welcher dem Herrn Grafen von Brühl zuerst die Idee in den Kopf setzte, ein pohlnischer Edelmann zu werden. Er demonstrirte Sr. Erlauchten Excellenz ganz mathematisch, was vor grosse Vortheile sie durch das pohlnische Indigenat, durch Kron-Chargen, Starosteyen und dergleichen, vor sich und ihre Familie zu gewarten hätten; und vielleicht zeigte er gar im Perspective die pohlnische Krone, wo nicht auf dem Haupte Sr. Excellenz, doch dero Sohnes und Nachkommen.

Es ist gar kein Zweifel, daß nicht die reichen pohlnischen Kron-Bedienungen, Waiwodschaften und Starosteyen in denen Augen Sr. Excellenz sehr reizend geschienen hatten. Ein Minister, der mit einer Gierigkeit, davon die ganze Geschichte kein Beyspiel hat, alle einträgliche Bedienungen in ganz Sachsen an sich gerissen, und in seiner Persohn vereiniget hat, hatte gewiß nicht aus Mäßigung und Bescheidenheit unterlassen, nach pohlnischen Krohn-Bedienungen zu streben. Allein der Herr Graf von Brühl hatte zeither geglaubt, es sey unmöglich es dahin

hin zu bringen, daß ihn der pohlnische Reichstag vor einen alten pohlnischen Edelmann erkennete; und ohngeachtet das Project des Obrist-Lieutenants von Fritzschler sehr viel Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolges zeigte; ohngeachtet Se. Excellenz von dem Grundsatz des Herrn von Fritzschlers, daß man nach dem heutigen Zustand der Welt vor genugsames Geld alles erlangen könne, selbst in tausend Erfahrungen überzeuget waren; so schien doch der gute Erfolg dem Herrn Grafen von Brühl noch sehr grossen Zweifeln unterworfen zu seyn.

Der grosse Rath der allergetreusten Günstlinge und Anhänger des Ministers wurde über diese wichtige Sache zusammen berufen. Man urtheilete, daß Se. Excellenz ihr Ansehn zu sehr wagen würden, wenn sie ihren Gesuch bey dem zweifelhaftigen Ausschlage der Gefahr einer abschläglichen Antwort aussetzen wollten, welches in vielen andern Betracht sehr nachtheilig wäre. Man glaubte dannenhero, daß man erst durch jemand anders den Versuch machen müste, ob es schwehr hielte, das pohlnische Indigenat auf die Art zu erhalten, wie Se. Excellenz wünschten; und man beschloß, daß der Versuch mit

dem Erfinder dieses Projects, dem Herrn Obrist-Lieutenant von Fritzschler, gemacht werden sollte, worzu der Minister alle erforderliche Kosten hergeben wollte.

Nach Maaßgebung dieses Entschlusses schmiedete man Stammbäume; man erkaufe Attestate und eidliche Zeugnisse, wodurch bewiesen wurde, daß Julius von Fritzschler in gerader Linie von einer alten pohlnischen Familie abstammete. Als die Sache wirklich anhängig war, und auf dem Reichstag in Bewegung gebracht wurde; so bediente man sich geschickter Unterhändler; man theilete allenthalben reichliche Geschenke aus, welche die Augen öfneten, die Richtigkeit der Fritzschlerischen Genealogie einzusehen; und siehe! die Schwierigkeiten waren so groß nicht, als der Herr Graf von Brühl befürchtet hatte. Julius von Fritzschler wurde von dem Reichstage vor einen alten pohlnischen Edelmann erkannt, und ihm die erforderliche Urkunde in aller Form ausgefertiget.

Die Familie derer von Fritzschler ist eine der ältesten im Voigtlande. Seit vielen Jahrhunderten, so weit man in der Geschichte des Adels hinauf gehen kann, hat sie in diesem Lande ihren

Sitz

Sitz gehabt. Vermuthlich stammet sie noch von denen Hermunduren ab. Die Brüder, die Vettern, und alle Verwannte des Obrist-Lieutenants von Fritzschler erstaunten, durch was vor eine Bezauberung, oder Ovidianische Verwandlung, ihr Verwannter ein pohlnischer Edelmann werden könnte. Diese gute Leute waren von der Kraft des Geldes nur schwach unterrichtet, das wohl noch weit erstaunlichere Verwandelungen hervorbringen kann.

Der gute Erfolg des Fritzschlerischen Indigenats machte nunmehr dem Herrn Grafen von Brühl genugsamen Muth, auch an seiner Verwandelung zu einem Pohlnischen Edelmanne arbeiten zu lassen. Die zu dem Ende geschmiedeten Stammbäume und Geschlechts-Register wurden mit denen erforderlichen Zeugnissen ausgeschmückt. Man schmeichelte allen denenjenigen, die in dem Senat und auf dem Reichstage einiges Ansehn hatten, auf eine ungemeine Weise. Verschiedene bekamen den grossen pohlnischen weissen Adler-Orden; man vergab viele wichtige Kron-Bedienungen, Waiwodschaften und Starosteyen, ohne daß man dem Herrn Grafen von Bruhl solche durch Geschenke abkaufen

durfte. Vielmehr schien es, als wenn es in dem Brühlischen Hause nichts als Geschenke regnete. Diejenigen, welche ihre Stimme etwas kostbar zu machen wusten, erhielten so viel davor, als kaum ein Domherr bey dem fettesten Bischofthum in Teutschland sich vor die seinige versprechen kann.

Der Urheber des einen obgedachten Briefes, der aller Wahrscheinlichkeit nach aus Dresden kommt, hält sich über den Verfasser des ersten Theiles des Brühlischen Lebens ziemlich spöttisch auf, daß er eine so geringe Summe angegeben hat, welches das pohlnische Indigenat Sr. Excellenz gekostet habe. Er versichert, daß die Verwandelung in einen pohlnischen Edelmann dem Herrn Grafen von Brühl wenigstens eine Million gekostet habe. Er sagt, daß er gewiß wisse, daß damals über ein Dutzend Service des schönsten Meißnischen Porcellans nach Pohlen gegangen wären. Man habe 600 goldene Uhren mit Brillanten besetzt, und eben so viel, wo nicht noch mehr goldene Tabatieren dahin geschaffet. Mehr als Tausend Stück reiche Zeuge, und eben so viel Garnituren Brüßler Spitzen, wären unter die pohlnischen Damen

men ausgetheilet worden, und die Ausdünstungen von diesen Zeugen und Spitzen wären hauptsächlich so geistreich und wirksam gewesen, das teutsche Brühlische Bluth in altes pohlnisches Bluth zu verwandeln. Denn alle pohlnische Damen, welche dergleichen empfangen hätten, wären sehr beredt geworden, die Brühlische neue Genealogie als ungezweifelt auszugeben. Eine jede hätte sich nunmehr erinnert, von ihrer Mutter oder Groß-Mutter etwas von der Brühlischen Abstammung aus Pohlen gehöret zu haben. Verständige Leuthe in Pohlen hätten indessen über die ganze Comödie sehr gelachet.

Der zweyte obgedachte Brief versichert gleichfalls, daß das pohlnische Indigenat dem Herrn Grafen von Brühl sehr grosse, auf viele Tonnen Goldes ansteigende Summen gekostet habe. Jedoch, fügt der Verfasser hinzu: ich irre mich, es hat ihm gar nichts gekostet. Denn Sachsen, woraus er alle diese Summen nahm, war es eigentlich, welchen die Brühlische Verwandelung zu einem pohlnischen Edelmann so viel kostete. Wem die Tonnen Goldes so wenig sauer zu verdienen sind, als dem Grafen von

Brühl,

Brühl, der kann sie leicht in Chimärischen Projecten wegschleudern.

Sehen Sie, wertheſter Freund, das ist abermals ein Fehler, den ich in dem Brühlischen Leben begangen haben soll. Beyde Briefverfasser sind darinnen einig, daß ich eine viel zu kleine Summe angegeben habe, welche das pohlnische Indigenat gekostet haben soll. Unterdessen glaube ich nicht, daß ich darüber einen Vorwurf verdiene. Ich gestehe gern, daß ich allemal von viel grössern Summen gehöret habe, welche das Pohlnische Adeliche Bluth Sr. Excellenz gekostet haben soll. Allein da ich weiß, daß die Urtheile der Menschen gar sehr zur Vergrösserung einer jeden Sache geneigt sind; so habe ich mir fast zur allgemeinen Regel gesetzt, in solchen Fällen, wo es um Summen zu thun ist, diejenige, so ich höre, ein paarmal zu verkleinern; und hier sagte man mir so ungeheure Summen, die mir gar nicht glaublich schienen. Ich urtheilte also, daß ich hier die Summen 8 bis 10mal verringern müste, um der Wahrheit am nächsten zu kommen. Wenn ich also gefehlet habe; so habe ich aus Ehrerbiethung vor die Wahrheit gefehlet.

Noch mehr, wertheſter Freund, wenn ich hier geirret habe; ſo iſt meine Hochachtung vor die menſchliche Natur Schuld daran. Ich bin gar zu ſehr geneigt, mir einzubilden, daß die Menſchen vernünftig handeln. Ich konnte mir alſo nicht vorſtellen, daß der Herr Graf von Brühl vor das Pohlniſche Indigenat Millionen aufgewendet haben könnte; da er aus der einträglichſten Pohlniſchen Kron-Charge, und aus allen Vortheilen, die er als ein pohlniſcher Edelmann, durch die höchſte Gunſt des Königes, mit Beyfall der pohlniſchen Geſetze erlangen konnte, ſich auf ſeine ganze Lebenszeit keine Million Nutzung zu verſprechen hatte. Allein, gleichwie die ſchöne Vorausſetzung, daß die Menſchen vernünftig handeln werden, mich ſchon gar öfters betrogen hat; ſo will ich auch nicht in Abrede ſeyn, daß ich mich in dieſem Punct geirret habe. Die Sicherheit vor der gerechten Beſtrafung unter der künftigen Regierung in Sachſen, und die Chimäriſchen Hofnungen und Ausſichten, die ſich vielleicht der Herr Graf von Brühl ſonſt noch in Pohlen macht, davon verſchiedene Briefe aus Warſchau deutlich reden, können ihm ſo koſtbar geſchienen haben, daß Millionen davor aufzuopfern, ihm nicht zu

viel

viel gedeucht hat, zumal da ihm diese Millionen nichts kosteten; indem er sie nur getrost aus derjenigen Gold-Quelle schöpfen konnte, aus welcher er so viel andere Millionen zu seinen Verschwendungen und zu seinen Bereicherungen gezogen hatte, nämlich aus denen Einkünften des guten Sachsenlandes.

Ueberhaupt werde ich immer mehr überzeuget, daß man dem Herrn Grafen von Brühl zu viel Ehre erweiset, wenn man voraussetzet, daß er in dieser oder jener Sache vernünftig gehandelt habe. Ein Mann, der mit einer eisenharten Stirne in seinem ganzen Ministerio sich dergestalt bezeuget, daß er alle Begriffe von Billigkeit, Gerechtigkeit und Scham gleichsam mit Füssen tritt, um seine unermäßlichen Verschwendungen, Bereicherungs-Begierde, und Chimärischen Einbildungen zu vergnügen; der die Verwegenheit hat die Familie seines Herrn, in Vergleichung seiner eigenen und seiner Kinder Verschwendungen, wirklich Noth leiden zu lassen, der kann wohl schwehrlich nach wahren Grundsätzen der gesunden Vernunft handeln.

Ich weiß nicht, liebster Freund, ob sie über eine gewisse Handlung meines Helden alle diejeni-

jenigen Betrachtungen gemacht haben, welche sie verdienet. Ich meine hier die brillante That des Herrn Grafen von Brühl, als er die Modenesische Gemählde-Gallerie vor Se. Königl. Majestät von Pohlen um 2 Millionen Reichs-Thaler kaufte; zu einer Zeit, da das Land mit unermäßlichen Schulden beschwehret war; da die Steuer-Casse schon gänzlich darnieder lag, und die Gläubiger dieser Casse, worunter eine Menge durch den Verfall dieser Casse in das äusserste Elend gestürzte Wittwen und Waisen waren, schon keine Interessen mehr ausgezahlet bekamen. In der That, was urtheilen Sie, mein Allerwerthester, von dieser heroischen Handlung? Wenn der Herr Graf von Brühl der ganzen vernünftigen Welt Hohn sprechen wollte, wenn er öffntlich gestehen wollte, daß er alle Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit vorsetzlich mit Füssen zu treten beschlossen hätte; so war dieses just die That, welche dieses am besten beweisen konnte. Denn eine so unnöthige, oder wenigstens vor ein Land so entbehrliche Sache zu kaufen, als diese Gemählde-Gallerie war, zu einer Zeit, da der Credit des Landes in den betrübtesten Umständen war, worunter so viele rechtschaffene Leuthe litten,

das

das beweiset mehr als sonnenklar, daß er sich weder um die Wohlfahrt des Landes, noch um Gerechtigkeit und Billigkeit im geringsten bekümmerte.

Ich gestehe ganz gern, liebster Freund, daß eine so vortrefliche Gemählde-Gallerie, als die Modenesische war, als eine grosse Zierde eines Landes angesehen werden muß, und daß sie im Stande ist, viele Fremde und Reisende von Ansehn in das Land zu locken; und wenn Sachsen ohne Schulden, und in einem gesegneten Zustande gewesen wäre; so würde ich diesen Kauf als eine sehr edle und weise That preisen. Allein ehe man auf Zierrathen des Landes denken kan; so muß man vor allen Dingen einen so bösen und krebsartigen Schaden heilen, als der gänzliche Verfall des Credits eines Landes ist; und ehe eine Regierung einen so grossen Grad der Ueppigkeit zeigen kann; so müssen nicht so viele Menschen vorhanden seyn, welche um die Gerechtigkeit schreyen, ihre hergeschossenen Gelder zu bezahlen. Am allerwenigsten aber müssen die Abgaben so hart seyn, daß eine Menge Unterthanen sich deshalb die Nothdurft entziehen müssen.

Es liessen sich über diesen schönen Kauf noch eine Menge von Betrachtungen machen. Allein die Post ist im Begriff abzugehen; so daß ich kaum noch Zeit habe, die Versicherung meiner ewigen Hochachtung und Freundschaft hinzu zu fügen, mit welcher ich wahrhaftig bin ꝛc. ꝛc.

R . . .

den 17 Martii,
1761.

Siebenzehenter Brief.

Mein unvergleichlicher Freund.

Ich bin nicht der einzige Schriftsteller, dessen Gedanken von dem Betragen des Herrn Grafen von Brühl im Druck erschienen sind. Es haben sich nunmehr zwey Mitarbeiter zu eben dem Endzweck gefunden, welche das unglückliche Sachsen, und den ausser Acht gesetzten Betracht vor die vernünftige Welt, an diesen Minister haben rächen wollen; indem sie das Betragen desselben in öffentlichen Schrifen beurtheilet haben. Es ist nöthig, daß ich Sie, mein Allerwerthester, davon unterrichte.

Noch im vorigen Jahre erschien eine kleine Schrift, deren Titel mir entfallen ist, der aber so viel anzeigte, daß der Verfasser untersuchen wollte, wem das Unglück von Sachsen zuzuschreiben wäre. Einer meiner Correspondenten in Leipzig übersendete mir diese Schrift, die in wenig Bogen bestand, und vermuthlich in dieser Stadt in geheim gedruckt worden ist.

Der

Der Verfasser setzet das Unglück von Sachsen, wie alle vernünftige Menschen mit ihm thun, auf die Rechnung des Grafens von Brühl. Allein meines Erachtens ist er weder von denen Umständen der Brühlischen Regierung vorzüglich unterrichtet gewesen, noch hat er die Kunst besessen, daß er seine Schrift denen Lesern interessant zu machen gewust hätte. Ich hoffe also, werthester Freund, Verzeihung zu erhalten, daß ich diese Schrift weder übersendet, noch derselben längst in meinen Briefen erwehnet habe; ob sie gleich vielleicht in ihren Gegenden wenig bekannt geworden ist. Ich habe diese Schrift einer vornehmen Dame zum Durchlesen übersendet, und solche nicht wieder zurück erhalten. Ja! ich habe sie bis heute ganz vergessen gehabt. Allein ich werde künftigen Posttag nach Leipzig schreiben, und mir ein paar Stück davon zu verschaffen suchen, da ich denn sofort ein Exemplar übersenden werde; und ich hoffe, daß die Beschaffenheit der Schrift meine Nachläßigkeit desto mehr verzeihlich machen wird.

Mit der heutigen Post hingegen erhalte ich eine Schrift, welche gleichfalls den Herrn Grafen von Brühl betrift. Sie führet den Titul:

Beyträge zu des Herrn Grafen von Brühl Leben, gedruckt bey Peter Hammer, und ist $3\frac{1}{2}$ Bogen stark. Ein Freund aus dem Reiche übersendet mir solche. Sie scheinet in dasigen Gegenden gedruckt zu seyn, und ganz warm aus der Presse zu kommen. Ich werde so eilig ein Exemplar vor Sie, wertheſter Freund, besorgen, als es mir möglich ist, und solches übersenden.

Diese Schrift ist von etwas mehrern Erheblichkeit, als die vorhergehende. Der Verfasser scheinet ein Sächsischer Officier zu seyn, der in dem Lager bey Pirna mit gewesen, und mit der Sächsischen Armee ein gleiches Schicksal gehabt hat. Denn er ist von allen, was in diesem Lager vorgegangen ist, allzuwohl unterrichtet, als daß er nicht ein Augenzeuge gewesen seyn sollte. Wahrscheinlich gehört er nicht zu denen Sächsischen Officierern, die Preußische Dienste angenommen. Denn die Ehre der Sächsischen Generals wieder die Brühlischen Beschuldigungen, als wenn sie ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten, liegt ihm sehr am Herzen. Ja! sein vornehmster Endzweck ist, die Sächsischen Officiers zu rechtfertigen. Da ich diese Schrift heute noch nicht mitschicken kann;

so

so will ich Ihnen, mein Allerliebster, einen kurzen Begriff davon machen.

Zuerst hat er eine Anmerkung, die in gewissen Betracht ganz gründlich ist, nämlich, daß sich in Sachsen geschickte Federn gefunden hätten, welche das unweise Betragen des Grafen von Brühl, wodurch der jetzige Krieg veranlasset worden wäre, zu rechtfertigen, und seine begangenen Fehler in eine geschickte Form zu bringen gewust hätten. Es meinet das sey ganz verkehrt, daß man den Verstand nicht in dem Cabinet, sondern bey dem Publico suchen müsse.

Diese Anmerkung ist in gewissen Verstande wahr; aber ich möchte eben nicht mit ihm behaupten, daß die geschickten Federn in Sachsen die Brühlischen Fehler wirklich gerechtfertiget, und in eine gute Form gebracht hätten. Bey aller Mühe, welche sich diese geschickten Federn gegeben haben, ist doch nichts mehr ausgerichtet worden, als daß sie einen dünnen Firniß über seine Fehler gestrichen haben. Ein gutes und scharfsehendes Auge erblicket diese Fehler noch allenthalben.

Sodenn zeiget er, daß der Graf von Brühl bey seinen ersten Stellen, als Page und Kam-

mer-Herr, sich niemals habe die Geschicklichkeit erwerben können, die zu einem Staats-Minister erfordert werde. Er habe sich also lediglich auf seine Secretairs verlassen müssen, und es sey also auch nicht zu verwundern, daß Sachsen so übel regieret worden. Ich muß Ihnen doch, wertheſter Freund, die Stelle abschreiben, in welcher der Verfasser zeigt, wie leicht es dem Herrn Grafen von Brühl fällt, ganz Sachsen zu regieren.

„ In Ansehung nun, spricht er p. 9, da alle „ Arbeit in denen vorfallenden Gelegenheiten „ bloß einzig und allein auf die Einsicht und „ Entscheidung seiner Secretairs beruhet; so „ wüste ich wahrhaftig nicht, worzu er sich „ besser geschickt hätte? Die Verwaltung sei„ ner Aemter ist ihm bey dieser Einrichtung et„ was sehr leichtes, und die ganze Kunst beste„ het nur darinnen, daß er sich alle Morgen von „ demjenigen, was Sr. Majestät dem Könige „ vorgetragen werden soll, unterrichten lässet.

„ So bald dieses geschehen, so verfüget er sich „ nach Hofe, wo man ihn von 10 bis halb 12 „ Uhr mit Papieren hin und wieder laufen, und „ die Garde du Corps alle Augenblicke vor ihm

„ ins

„ ins Gewehr treten siehet. Vom Hofe läßt
„ er sich alsdann auf eine kurze Zeit zu der Frau
„ Gräfin Moszinska, und von da in sein Pa-
„ lais zur Tafel tragen. Nach geendigter Ta-
„ fel geneußt er der Mittags-Ruhe. Um 3 Uhr
„ fähret er mit dem Könige entweder spatzieren,
„ oder auf die Jagd, oder zum Scheibenschies-
„ sen. Von 7 bis 8 Uhr Abends gehet er wie-
„ der nach Hofe, und von da wieder in sein
„ Palais, wo er zu Paßirung der Abendstun-
„ den entweder grosse Assemblee, oder Loge hält.
„ Bey dieser Verrichtung und Eintheilung der
„ Zeit, (wozu zwar nicht viel Kunst gehöret,)
„ wird ein jeder, ohne sonderlich Nachsinnen,
„ gar leicht einsehen und begreifen können, daß
„ ihm nicht so viel übrig bleibet, die Beschaffen-
„ heit der Gesetze, wie auch das Wohl und
„ Wehe des ganzen Landes kennen zu lernen;
„ vielweniger auswärtige Unterhandlungen mit
„ fremden Höfen gehöriger massen zu überlegen
„ und zu beurtheilen. In solcher Verfassung
„ hat er es nunmehro auch nicht mehr nöthig.
„ Denn was solte er sich nun erst zu seinen
„ Functionen geschickt zu machen suchen, da er
„ sie schon wirklich bekleidet? Ein viel anderes
„ würde es gewesen seyn, wann er erst dazu ge-

„ langen sollte. Anjetzo bliebe ihm also nichts
„ weiter übrig, als auf solche Mittel zu geden-
„ ken, wie er in seinem Posten bleiben, und in
„ selbigem immer grösser und reicher werden
„ könnte.

Diese Stelle habe ich um so mehr dem Verfasser abborgen müssen, damit die Nachwelt wisse, wie spielend ein Mann ein ganzes Land regieren, und fast unzähligen Bedienungen vorstehen kann, der ein so glückliches Genie hat, als der Herr Graf von Brühl.

Hierauf meldet der Verfasser, daß ihm nichts mehr, als der Ober-Befehl über die Armee gemangelt habe, dessen er sich nach dem Tode des Herzogs von Weissenfels gleichfalls bemächtiget, nachdem er schon im Jahr 1742 ein Regiment geworben, und Oberster geworden. Mit eben der Leichtigkeit, als er dem Amte eines Staats-Ministers vorgestanden, habe er alsdenn auch das Kriegesheer befehliget. Jedoch hier muß ich den Verfasser wieder selbst reden lassen.

„ Wer sollte aber auch zweifeln, heißt es
„ p. 12, da er ohne Studia, und ohne andere
„ darzu nöthigen Wissenschaften, ein Etats-
„ Mi-

„ Miniſtre geworden war, daß er nicht aus eben
„ dem Grunde, ohne jemahls als Fähnrich bey
„ einem Regiment gedienet zu haben, Obriſter
„ und General werden könnte. Hätte wohl die
„ Natur ein glücklichers Subjectum, als den
„ Graf von Brühl, an welchen bey ſeiner Ge-
„ burt alle Gaben der Geſchicklichkeit verſchwen-
„ det worden ſind, hervorbringen können? An-
„ geſehen er auch über dieſes ein Regiment Dra-
„ goner kaufte, eine Compagnie Artilleriſten er-
„ richtete, und das Commando über die in Poh-
„ len ſtehende 4 Sächſiſche Cavallerie-Regi-
„ menter hatte; ja ſogar durch Liſt in Pohlni-
„ ſchen Dienſten zum General-Feldzeugmeiſter
„ ernennet wurde; ſo muſte ein jeder, wann er
„ ſonderlich bey ſeinem groſſen Anſehen in ſei-
„ nem Denken ſtille ſtehen blieb, nichts anders
„ glauben, als daß der Graf von Brühl ſchon
„ vielen Campagnen beygewohnet hätte, und da-
„ durch der erfahrenſte General worden wäre.

„ Inzwiſchen hat der Herr viel Aemter, und
„ zwar ſolche, wo ein geſchickter, gelehrter und
„ erfahrner Mann alle Kräfte anwenden muß,
„ wann er ein einziges von ſelbigen mit einer
„ beſtändigen Klugheit, und nach Pflicht und

„ Gewissen, wie es seine Schuldigkeit erfordert,
„ verwalten soll.

„ Allein, was rede ich hier von Pflicht und
„ Gewissen? Dieses ist eine altväterische Den-
„ kungsart. Genug! in dem Cabinet sitzen seine
„ Secretairs, und wann als General was vor-
„ fällt, so stehet sein Corps Adjutanten, wel-
„ ches aus allerhand Nationen bestehet, vor
„ dem Riß.

Nachdem hierauf der Verfasser die Mittel betrachtet hat, die man angewendet, der verfallenen Steuer wieder aufzuhelfen, nämlich die neuen Abgaben; und insonderheit die Vermögen-Steuer, die Verpachtungen der Accise, das schöne Tontinen-Project, welches ein gewisser Jude nebst seiner schönen Tochter dem Herrn Grafen von Brühl überreichte; so beleuchtet er insonderheit die Reductionen bey der Armee, um dadurch Erspahrungen zu Bezahlung der Steuer-Schulden zu machen, und versichert, daß dem ohngeachtet keine Schulden bezahlet worden wären. Der Verfasser hat vollkommen Recht. Erinnern Sie sich, wertheſter Freund, meiner Berechnung in dem ersten Theile des Brühlischen Lebens. Ja! was noch mehr ist,

ver-

verschiedene Briefe in dem mehrerwehnten Paquet, davon einer wahrscheinlich aus Dresden selbst ist, versichern, daß wenn eine genaue Untersuchung angestellet werden sollte, wie die Steuer-Schulden zu Anfang des Jahres 1746, als dem ersten Punct des Verfalls der Steuer, beschaffen gewesen; so würde man finden, daß sie bis zu Ausgang des Jahres 1755, noch um den vierten Theil vermehret worden. Was soll man zu einer solchen Wirthschaft sagen? Soll man weinen oder lachen? Verdient der Urheber einer solchen Wirthschaft als der gröste Verbrecher, der er ist, bestraft, oder in das Tollhaus geschickt zu werden? Wahrhaftig! diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten.

Der Verfasser giebt insonderheit gute Nachrichten, von der Brühlischen Wirthschaft bey der Sächsischen Armee, wie man die Officiers mit Steuer Scheinen bezahlt, ihnen die Vermögen-Steuer und andere Taxen aufgeleget, und allerley Abzüge ersonnen hat, ihren Gehalt zu Wasser zu machen, darunter insonderheit der Abzug vor gute Bezahlung am merkwürdigsten ist, und Stoff genug zu allerley Betrachtungen an die Hand geben könnte. Hierauf kommt

eine

eine Stelle, die so schön ist, daß ich sie Ihnen, Liebster Freund, ganz abschreiben muß. Sie lautet folgendergestalt:

„ Hier sind demnach kürzlich die elende Um-
„ stände, in welchen sich das Land und die Ar-
„ mee vor dem Einfall derer Preussen befunden
„ hat. Würde sich nun wohl ein vernünftiger
„ Mensch, in Erwegung des Sächsischen Sy-
„ stematis, zu glauben in den Sinn kommen
„ lassen, daß, da der Graf von Brühl die Un-
„ terthanen arm gemacht, selbige noch mit un-
„ erträglichen Schulden belästiget, die Armee
„ klein und verächtlich gemacht, er in wären-
„ der Zeit auch Allianzen beyzutreten, Partа-
„ ge-Contracte zu projectiren, ja sogar die Al-
„ liirten Höfe zum Kriege aufzuhetzen, so ver-
„ wegen seyn solte?, Nimmermehr! Au con-
„ traire ich glaube vielmehr, ein jeder würde
„ wohlmeynend angerathen haben, den Graf
„ von Brühl ins Tollhaus zu schaffen. Nichts
„ destoweniger ist dieses alles geschehen; und die
„ Erfahrung hat leyder! zum völligen Ruin
„ des ganzen Landes und der Armee das Ge-
„ gentheil bewiesen, da er die Gefahr eines so
„ nahen, nächtigen und geschwind denkenden

„ Nach-

„ Nachbahrs nicht einmal in Erwegung zu zie-
„ hen, sich alle mögliche Mühe geben sollen,
„ sondern, wie seine Briefe weisen, allen Witz
„ angewendet, das Krieges-Feuer in Flammen
„ zu bringen.

Der Verfasser hat hierinnen vollkommen Recht. Die aus dem Dresdner Archiv genommenen Urkunden beweisen Sonnenklahr, daß der Graf von Brühl, ohngeachtet der elenden Umstände, worinnen er das Land und die Armee gesetzet hat, dennoch sein grosses Augenmerk dahin gerichtet, einen Krieg anzuzetteln. Wenn denen Briefen in meinem Paquet zu glauben ist; so sind diese Bemühungen viel weiter gegangen, als die Preußischer Seits bekannt gemachten Archiv-Urkunden zeigen. Der vorhin gedachte, vermuthlich aus Dresden herrührende Brief versichert, daß der Graf von Brühl gleichsam ein eignes Collegium niedergesetzet habe, um einen Krieg zu erregen. In demselben hätten der Graf von Loos, der Canzler von Stammer, und der Herr von Globig, mit Zuziehung der Frau Gräfin von Sternberg, hauptsächlich gearbeitet, welche insonderheit das Feuer in Wien anblasen sollen; und um sie hierzu

desto mehr aufzumuntern; so habe man der Gräfin von Sternberg nicht allein grosse Geschenke gegeben, die sich auf eine Tonne Goldes erstreckten, sondern auch derselben die Gerade der Herzogin von Curland, bey deren Absterben versprochen. Wie preißwürdig sind nicht diese Bemühungen zum Vortheil des menschlichen Geschlechts, und insonderheit des guten Sachsen-Landes!

Der übrige ganze Theil dieser Schrift in mehr als zwey Bogen beschäftiget sich, das Betragen der Sächsischen Generals zu rechtfertigen, als sich die Sächsische Armee bey Pirna gefangen ergab. Jedermann, welcher die Wahrheit liebt, und die Stärke von guten Gründen einzusehen vermögend ist, wird hierinnen dem Verfasser seinen Beyfall nicht versagen können. Alle Umstände dieser Rechtfertigung ergeben, daß der Verfasser ein Augenzeuge gewesen, und von allem die genaueste Nachricht gehabt hat. Man siehet aus dem allen, wie unbesonnen der Graf von Brühl in allen Dingen verfahren hat, der ohne alle Lebensmittel und Kriegesbereitschaften von der Armee Wunderdinge verlanget hat, und wahrscheinlich gern gesehen

hät-

hätte, wenn die ganze Armee seinen tollen Absichten zu gefallen, entweder verhungert wäre, oder sich gänzlich hätte niedermetzeln lassen.

Es werden dabey allerley Anmerkungen eingestreuet, welche meine Nachrichten von dem Brühlischen Leben sehr bestärken. Wir lesen z. E. daß Se. Majest. der König in dem Lager bey Pirna und Struppen nur 50, der Major Domus von Sachsen aber, nämlich der Graf von Brühl, 120 Pferde bey sich gehabt habe. Könnte man eine schönere und gerechtere Proportion ausfindig machen. Die Vorsicht, daß niemand vor den König gelangen möge, hat sich auch hier gezeiget. Es ist sogar öffentlich befohlen worden, daß in dem Hauptquartier Struppen, ausser denen Officiers du Jour, sich kein General und Officier hat sehen lassen dürfen. Vermuthlich wünschet er, daß er es so weit bringen möchte, daß er als ein wahrer Major Domus Seine Majestät nur einmal im Jahre auf einen mit sechs Ochsen bespannten Wagen sehen lassen dürfte. Denn so weit trieb es der Major Domus in der Fränkischen Monarchie.

Jedoch Sie sollen, wertheſter Freund, von dieſer Schrift bald ſelbſt urtheilen. In 8 Tagen werde ich noch einige Exemplarien davon bekommen, und alsdenn ungesäumt eines davon übersenden. Ich bin indeſſen ꝛc.

L:::
den 8 May
1761.

Acht=

Achtzehenter Brief.

Würdigster Herzens-Freund.

Sie legen mir in Ihrem Letztern vom 26sten May eine Frage vor, die in der That gar nicht leicht ist. Sie fragen, ob denn unser liebes Vaterland, so lange Se. Königl. Majestät von Pohlen leben, wider die stinkende und eiternde Wunde, die es an dem Minister Brühl hat, gar kein Hülfsmittel erlangen könne? Sie fügen hinzu, daß Sie diese Frage nicht lediglich aus Ihrem eigenen Triebe aufwerfen, sondern daß verschiedene rechtschaffene Sächsische Vasallen, Ihre vertrauten Freunde, dieselbe sehr zu Herzen nehmen. Noch einmal, das ist wahrhaftig! eine sehr schwehre Frage. Unterdessen will ich versuchen, ob ich solche zu beantworten im Stande bin.

Ew. ꝛc. und Dero guten Freunde schränken diese Frage mit gutem Grunde bloß auf die Lebenszeit Sr. Königl. Majestät von Pohlen ein. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach, die je in menschlichen künftigen Begebenheiten voraus-

zusetzen ist, wird das unaussprechlich grosse Uebel, das Sachsen durch das Ministerium des Grafen von Brühl empfindet, mit dem Tode Sr. jetzigen Königl. Majestät ohnedem aufhören. Se. Königl. Hoheit der Churprinz sind allzu erleuchtet, und von der unseeligen Brühlischen Staats-Verwaltung in allen ihren Umständen zu genau unterrichtet, als daß sie diese grosse Landes-Plage unter ihrer Regierung fortdauren lassen könnten. Dieses weiß ich nunmehr von so sichern Händen, daß ich dieses mit grosser Zuverläßigkeit schreiben kann. Wenn sich also nicht ganz besondere und unerwartete Fälle ereignen; so wird Sachsen unter der künftigen Regierung von dieser eiternden Wunde geheilet werden; obgleich die Folgen eines ausgemergelten und kranken Körpers noch lange Zeit fühlbar bleiben werden.

Allein, so lange Se. Königl. Majestät in Pohlen leben; so ist ausser ganz besondern Hülfsmitteln, zu einer Abänderung gar keine Hofnung vorhanden. Dieser gütige Monarch ist durch die Brühlische Arglist allzusehr bestricket; die Bosheit dieses Ministers hat einen mehr als zehenfachen Flohr vor seine Augen ge-

zogen, daß er weder das Unglück seiner Unterthanen, noch den grossen Nachtheil seines eigenen Hauses, den dieser Liebling verursachet, einsehen kann. Er ist im Grunde ein wirklicher Gefangener des Grafen von Brühl, der nichts weniger als frey ist, und einen freyen Willen hat, sich zu entschliessen. Denn er ist mit nichts als Brühlischen Gespenstern umgeben, die seine Erkenntniß und seinen Willen hintern.

Es ist ohnfehlbar ein scherzhafter Gedanke ihres Freundes von B--, daß alle Mächte von Europa, sowohl feindliche als freundschaftliche und neutrale, mit vereinigten Bemühungen daran arbeiten sollten, den Grafen von Brühl zu stürzen, und Se. Königl. Majestät von Pohlen aus der Brühlischen Gefangenschaft zu befreyen. Ich läugne gar nicht, daß es nicht im Grunde wahr seyn sollte, was ihr Freund B-- sagt, nämlich daß ein so ausserordentliches Beyspiel alle regierende Häuser von Europa interessire; daß allen regierenden Fürsten daran liege, nicht zu gestatten, daß ein Minister seinen Herrn und das ganze Land in eine wahre Armuth versetze, um sich und sein Haus auf eine unaussprechliche Art zu bereichern, und daß dieses die

Europäischen Monarchen eben so wenig gestatten sollten, als wenn ein Minister die Comödie der alten Fränkischen Major domus noch einmal wiederholen, und der regierenden Familie weiter nichts als den eiteln Nahmen überlassen, sich selbst aber alle Gewalt und Einkünfte zueignen wollte. Alles dieses ist sehr wahr; aber ich glaube dem ohngeachtet, daß Ihr Freund von B -- bloß gescherzet hat, als er diesen Vorschlag that.

Ich bitte Sie, liebster Freund, wer soll die Sache unter denen Europäischen Monarchen, oder auf dem bevorstehenden Friedens-Crongreß zuerst in Bewegung bringen. Vielleicht glauben Sie, daß es Preussen und Engelland thun solle. Aber das würde gerade die entgegen gesetzte Wirkung hervorbringen. Was vor schönen Stoff würde dadurch der Herr Graf von Brühl nicht erlangen, vor Sr. Pohlnischen Majestät von seiner Treue, und dem grossen Nutzen seiner Dienste zu peroriren, welche denen Feinden ein Stein des Anstosses wären, indem sie sich nicht getraueten, ihre Desseins auszuführen, bis ein so nützlicher Diener entfernet wäre. Die Bundesgenossen von Sachsen selbst

würden über einen solchen Antrag von Preussen und Engelland aufmerksam werden. Sie würden glauben, wunder, was sie an dem Grafen von Brühl vor ein nützliches Werckzeug hätten, weil die feindlichen Mächte an dessen Stürzung arbeiteten. Da nun die Wirkung eines solchen Antrags leicht voraus zu sehen ist; so wird er gewiß niemals geschehen.

Und was vor edle und menschenfreundliche Absichten müsten nicht Preussen und Engelland haben, wenn sie einen solchen Antrag thun sollten. Setzet man voraus, daß sie wiedrige Gesinnungen gegen Sachsen haben; so können sie einen solchen Antrag ihres eigenen Interesse halber nicht thun. Sie müssen alsdenn von Herzen wünschen, daß der Herr Graf von Brühl Nestors Jahre erreichet, daß er bis an sein Ende an dem Staats-Ruder bleibt, oder daß alle seine Nachfolger im Ministerio dem Grafen von Brühl so ähnlich sind, als ein Rabe dem andern. Denn so lange Brühle und Brühlische Ebenbilder in Sachsen das Ruder führen; so wird Sachsen überaus schwach seyn; und welcher Fürst hat nicht gern schwache Nachbarn?

Der Graf von Olivarez, Minister des Königs von Spanien Philippi IV, welcher dem Herrn Grafen von Brühl ziemlich ähnlich war, warf einstmals dem Französischen Gesannten vor, daß er an seinem Falle arbeitete. Bewahre mich der Himmel, antwortete dieser, daß ich dieses jemals thun sollte. Mein Herr, der König in Frankreich wünschet Ew. Excellenz langes Leben, und die unverminderte Gunst ihres Herrn. Denn so lange sie Minister sind; so hat er nicht Ursache, sich vor Spanien zu fürchten. Ich bin aber ein allzu getreuer Diener meines Königes, als daß ich, seinem wahren Vortheil gerade zuwider, an ihrem Fall arbeiten sollte.

Sie sehen also, werthester Freund, daß es ungereimt seyn würde, sich vorzustellen, daß Preussen oder Engelland die Brühlische Absetzung jemals in Bewegung bringen werden. Eben so ungereimt aber würde man sich einbilden, daß die Alliirten Höfe von Sachsen an dem Sturz des Grafens von Brühl arbeiten sollten. Gesetzt, daß diese Alliirten Höfe alles Nachtheil der Königl. Pohlnischen Familie durch das Ministerium des Grafens von Brühl einsehen; so ist dieses eine Sache, die ihnen wenig zu Her-

zen

zen gehet. Wenigstens ist dieser Grund nicht so stark, daß er die Betrachtung überwiegen könnte, daß vielleicht ein andrer Minister werden möchte, der nicht so vollkommen nach denen Absichten der Alliirten Höfe zu gebrauchen wäre, als der Graf von Brühl.

Noch eins, mein Allerliebster! Ohnfehlbar müßten es doch die Ministers der Allirten Höfe seyn, welche ihren Souverains die erstaunlichen Ausschweifungen des Brühlischen Ministerii vorstellen sollten. Was vor eine eitle Erwartung! Ein Minister muß ein sehr edler Geist und überaus weiser Mann seyn, wenn er den Grafen von Brühl verdammen soll. Vielleicht giebt es nicht wenig Ministers in Europa, welche von Herzen wünschen, daß sie die Brühlische Comödie an ihrem Hofe gleichfalls spielen möchten. Wie sehr werden sich diese nicht hüten, ihren Souverains die Augen zu eröfnen.

Man mag also die Sache betrachten von welcher Seite man will; so ist der Vorschlag ihres Freundes B - - eine wahre Chimäre, die er vermuthlich nur zum Scherz ersonnen hat. Es ist mir gar nicht zuwider, wenn Sie ihm

meine Betrachtungen über seinen Vorschlag vorlesen.

Aber, werden Sie sagen, ist denn gar kein Hülfsmittel übrig, dessen sich unser Vaterland gegen ein so grosses Unglück, als das Brühlische Ministerium ist, bedienen könnte? Soll denn nach wieder hergestellten Frieden die Brühlische Verwaltung in ihrem vorigen unseeligen Train fortgehen? Das wäre doch entsetzlich, wenn ein ganzes Volk wider ein Unglück dieser Art gar kein Hülffsmittel haben könnte!

Ich gestehe gern, liebster Freund, daß alle bürgerliche Verfassungen nicht einen Heller werth sind, wenn die Völker sich müssen gefallen lassen, daß sie von denenjenigen, welche das Ruder in Händen haben, offenbar unglücklich gemacht werden, um die Lüste der regierenden Personen zu vergnügen. Allein eine so unseelige Regierungsart kann es nach allen Begriffen des Natur- und Völkerrechts gerechter Weise gar nicht geben; und wenn es eigenmächtige Tyrannen giebt, welche zu Vergnügung ihrer Lüste die Völker unglücklich machen; so verdienen sie den Abscheu des ganzen menschlichen Geschlechts. Alle Menschen müssen sie als ihre

ge-

gemeinschaftliche Feinde ansehen, und sollten wider solche unseelige Tyrannen aufstehen.

Wenn also die Völker niemals schuldig sind, sich von ihren Regenten selbst unglücklich machen zu lassen, um deren Lüste zu vergnügen; so müste man offenbar schwärmen, wenn man behaupten wollte, daß sie keine Hülfsmittel hätten, wenn ein Minister nicht allein das Land arm und unglücklich macht, sondern auch den Regenten selbst auf die boshaftigste Art hintergehet, denselben in verfluchten Schlingen gleichsam gefangen hält, und ihm die Einsicht und Erkenntniß von dem wahren Zustande seines Volkes im Grunde unmöglich macht, zugleich aber die Familie des Regenten eben so in der Unterdrückung erhält, als das ganze Land, wenigstens sich durch unermäßliche Verschwendungen und Bereicherungen weit über dieselben hinaussetzet. Noch einmal, liebster Freund, die Grundsätze, auf welche die bürgerlichen Verfassungen in der Welt gebauet sind, würden nicht einen Heller werth seyn, und alle Begriffe der gesunden Vernunft über den Haufen werfen, wenn wider ein so grosses Ubel keine Hülfsmittel vorhanden wären.

So bald die Monarchen und Fürsten selbst etwas unternehmen, welches der Wohlfarth und Glückseeligkeit des Volkes offenbar entgegen ist; so haben die Unterthanen das Recht, ihrem Regenten darüber Vorstellung zu thun. Dieses Recht haben die Völker in der allereingeschränktesten Alleinherrschaft; und ohne zu schwärmen kann man sich nicht vorstellen, daß denkende Wesen jemals ausdrücklich oder stillschweigend eingewilliget haben können, sich einer Regierung zu unterwerfen, der sie nicht einmal Vorstellung und Erinnerung thun dürften, wenn sie übel beherrschet und unglücklich gemacht werden; da sie lediglich ihrer Glückseeligkeit halber Regenten über sich gesetzet haben. Ohne eine offenbare Tyranney kann demnach denen Unterthanen unter keiner Regierung das Recht der Vorstellung, wider die Maaßregeln der Regierung verweigert werden.

Ein Volk also, das sich in dem Fall befindet, einen Minister am Ruder zu sehen, welcher den Regenten hintergehet, und das Land unglücklich macht, hat allemal das Hülfsmittel, daß es durch seine Repräsentanten dem Regenten über die Beschaffenheit der Regierung Vor-

stellung thun, und ihm den wahren Zustand der Staats-Verwaltung vor Augen legen kann. Allein, wie? werden Sie, mein Werthester, fragen, wenn diese Vorstellungen nichts helfen; wenn der unglückliche Zustand der Regierung des Ministers immer fortdauret, und vielleicht gar diejenigen, welche diese Vorstellung in Vorschlag gebracht haben, von der Rachsucht des Ministers unglücklich gemacht werden, was ist da zu thun?

Es ist gar wohl möglich, liebster Freund, daß sich die Sachen also ereignen können; und wenn die Vornehmsten, oder Representanten des Volkes weder Muth haben, noch einig sind; so sind vor dasselbe gar keine Hülfsmittel weiter vorhanden. Allein daraus folget nicht, daß nach denen allgemeinen Grundsätzen der bürgerlichen Verfassungen, und nach der Gerechtigkeit keine weitern Hülfsmittel vorhanden wären. Sie müssen nothwendig vorhanden seyn, oder alle bürgerliche Verfassungen würden nicht einen Strohhalm werth seyn. Die Völker sind nicht vorhanden, um sich mit sehenden Augen in Abgründe leiten zu lassen.

So bald die oberste Gewalt im Staate auf einige Art verhintert wird, sich thätig zu erweisen, oder so bald die oberste Gewalt statt des Endzwecks der Glückseeligkeit, weshalb sie errichtet ist, sich offenbar das Unglück des Volkes vorgesetzet hat, alsobald hat die Grundgewalt des Volkes, von welche alle oberste Gewalt im Staate, und alle mögliche Regierungsformen herrühren, das unstreitige Recht sich thätig zu erweisen, und die Sache wieder auf einem der Wohlfarth des Volkes gemäßen Fuß zu setzen. Dieser Satz ist so offenbar der Natur der bürgerlichen Verfassungen gemäß, daß ein vernünftiger Mensch sich gar nicht einfallen lassen kann, daran zu zweifeln. Wenn man das Gegentheil behaupten wollte; so würden die offenbaresten Ungereimtheiten daraus folgen. Derjenige, welcher die Persohn eines blödsinnigen, oder rasenden Regenten in seiner Gewalt hätte, oder welcher den Fürsten gefangen genommen hätte, und ihn zwänge, zu sagen, daß er freywillig bey ihm wäre, würde demnach dem Nahmen des Regenten mißbrauchen, und das Volk auf eine böse und unglückliche Art beherrschen können, ohne daß der Staat ein Hülfsmittel darwider hätte.

Urtheilen sie nunmehro mein Allerwerthester, ob die Grundgewalt des Volkes nicht das Recht hat, sich thätig zu erweisen, wenn der Fürst auf eine so listige und boshaftige Art von seinem Minister bestricket ist, daß er die böse Haushaltung desselben und dem unglücklichen Zustand des Landes niemals erfahren und einsehen kann. Es kann jemand auf eine moralische Art in eines andern Gewalt seyn; und dieses kann alle Wirkung thun, als wenn er leiblich gefangen wäre, und nicht die Freiheit hätte, nach seinen Willen und Einsichten zu handeln. Wenn demnach die Vorstellungen der Repräsentanten des Volkes vergeblich gewesen sind, und die unseelige Regierung eines solchen Ministers zum Unglück des Volkes auf die vorige Art fortdauret; so ist das Volk allerdings berechtiget, einen solchen Minister in Verhaft zu ziehen, ihm dem Proceß zu formiren, und wenn er genugsam überwiesen ist, daß er dem Monarchen hintergangen und eine zum Unglück des Volkes gereichende Verwaltung geführet zu haben, demselben ein Urtheil sprechen zu lassen, was seine Missethaten verdienet haben.

Ein solches Beyspiel würde gar nicht das erste in der Geschichte seyn. Die Englische,

Schott-

Schattländische und Französische Geschichte hat gar viele Beyspiele, daß die Stände einen Minister, welcher den Regenten dergestalt bestricket gehabt, daß er ihre unseelige, zum Unglück des Volkes gereichende Verwaltung nicht hat einsehen können, selbst zur Verantwortung gezogen, und nach Maaßgebung seiner Missethaten entweder aus dem Lande verwiesen, oder mit dem Tode bestrafet haben. Die umständliche Erörterung dieser Beyspiele, würde mich hier zu weit führen. Sie können Ihnen, liebster Freund, nicht unbekannt seyn.

Man kann um so weniger zweifeln, daß die Sächsischen Landstände hierzu befugt sind, da die Landes-Herren von Sachsen zu keiner unumschränkten Regierung befugt sind, sondern die Stände von vielen Jahrhunderten her bis auf unsere Zeiten, an der Regierung grossen Antheil gehabt haben. Wenigstens haben keine wichtigen Gesetze anders, als mit Einwilligung der Stände auf den Landtägen gegeben werden dürfen; und besonders haben nie neue Abgaben aufgeleget werden dürfen, als nach Gutbefinden des Volkes auf denen Landtägen, wo dessen Repräsentanten von Prälaten, Ritterschaft und Städten, versammlet sind. Diese Freiheiten der Sächsischen Stände sind noch nie durchlöchert, ausser von dem Grafen von Brühl, welcher dem ohngeachtet eine auf Millionen ansteigende Vermögensteuer dem Lande auflegte, obwohl die Stände keinesweges eingewilliget hat-

hatten; eine Sache die ihm desto strafwürdiger macht, da dadurch alle Grundverfassungen des Staats über dem Haufen geworfen wurden.

Vielleicht, liebster Freund, werden Sie hierauf antworten, daß wenn auch an dem Recht der Sächsischen Landstände, den Grafen von Brühl allenfalls selbst zur Verantwortung zu ziehen, wenn die Vorstellung an Se. Pohlnische Majestät vergeblich wären, nicht zu zweifeln sey; so sey es doch sehr zu zweifeln, daß es jemals dahin kommen werde. Denn zu einem solchen Unternehmen, werde ein grosser und gesetzter Muth, eine Entschlossenheit und Standhaftigkeit ohne Wanken, und eine Eintracht erfordert, die in der Welt gar selten angetroffen werde, weil es allenthalben gar zu viel kleine und verächtliche Seelen giebt, die ihres Eigennutzes wegen das gemeinschaftliche Beste aufopfern, oder wenigstens nicht die geringste Neigung haben, sich der gemeinen Wohlfarth halber in Gefahr zu setzen.

Das ist alles sehr wahr. Der Hauptgrund alles Uebels in denen bürgerlichen Verfassungen kommt darauf an, daß niemand das gemeine Beste sehr zu Herzen nimmt, und daß sich jedermann sehr hütet, sich deshalb der geringsten Gefahr auszusetzen. Allein dem ohngeachtet glaube ich nicht, daß ein solcher Erfolg sehr unwahrscheinlich sey.

Ich glaube nicht, daß die geringste Gefahr dabey ist, wenn die Sächsischen Landstände einmal

mal ernstlich wider den Grafen von Brühl zu Werke gehen wollten. Seine Anhänger unter denen Landständen, sind so groß nicht. Auf dem Landtage 1746, hatten nur etliche zwanzig Brühlische Speichellecker in die Vermögensteuer eingewilliget. Dieses ist nicht der zwanzigste Theil aller Landstände. Auf die Armee kann er sich eben so wenig verlassen, weil er alle Officiers durch Vorenthaltung ihres Tractements und durch tausenderley Abzwackungen und Bedrückungen äusserst mißvergnügt gemacht hat. Da nun sowohl Landstände als Armee sich künftig keiner Besserung zu versehen haben; indem er die durch die Vermögensteuer gezogenen und durch die unaufhörlichen Reductionen bey der Armee ersparten grossen Summen nicht zu Herstellung des Landes-Credits, sondern abermals zu seinen unermäßlichen Verschwendungen und Bereicherungen angewendet hat; so müsten sie alles gesunden Verstandes beraubet seyn, wenn sie nicht hierinnen mit vollkommener Eintracht zu Werke gehen wollten. Die Post ist im Begriff abzugehen. Ich muß also unter der Versicherung meiner ewigen Hochachtung eilfertig schlüssen, ꝛc. ꝛc.

L. L. L.

den 8 Junii, 1761.

Ende des zweyten Theiles.

Beytrage

zu

des Herrn Grafen

von

Brühl

Leben.

Gedruckt bey Peter Hammer.

ห้องสมุดกลาง

So beschwerlich und schmerzlich, als auch gegenwärtige Zeitläufte denen Einwohnern fallen, die mit ungeheuern Armeen von Kriegsvölkern unvermuthet, unschuldig und auf eine unerhörte Art überzogen, und durch Aufbringung der dazu nöthigen Bedürfnisse, verheeret, verzehret und verwüstet werden; so angenehm sind hingegen denjenigen, die zu dergleichen Bedürfnissen nichts weiter als die Mitleydenheit gegen den Nächsten contribuiren, diejenige Schriften, welche anjetzo grosse Herren, wegen ihrer Handelungen, dem Judicio der ganzen vernünftigen Welt einverleiben. Es geschiehet zwar dieses nicht wegen des Wohls und Wehs ihrer Unterthanen, weiln sie hierin nur dem höchsten Wesen Rechenschaft zu geben sich schuldig erachten, und zur Zeit des Krieges aber auch nicht eher, als bis beyde Armeen gegen

einander stehen, und die Erde mit Menschen-Blut überschwemmet werden soll.

Da nun Könige und Fürsten das Publicum nur noch in diesen einzigen, und zwar in den allerwichtigsten Falle so glücklich machen, und ihm die Bewegungs-Gründe, desgleichen ihr vermeyntes Recht zum Kriege, durch gedruckte Schriften auf die allerwohlklingenste Art vorspiegeln, als wodurch das Publicum, gleichsam um ihre Meynung diesfalls weiter an den Tag zu legen, aufgefordert wird; so wäre es der größte Undank von der Welt, wann Kluge, Gelehrte und vernünftige Männer unterlassen hätten, die Feder zu ergreiffen, und denen Kriegsführenden Puissancen das Recht zum Kriege ab- oder zuzusprechen. Die Erfahrung hat auch, dem Himmel sey gedankt, gelehret, daß das Publicum in diesem Fall keines Undanks beschuldiget werden kan, angesehen sich Männer darunter gefunden, welche auch den geringsten Bürger und Bauer den Einfall der preußischen Trouppen in die Churfächsische Lande durch ihre vernünftige Schriften, begreiflich, glaubend und überzeugend vor Augen gestellet haben. Wie mißlich würde es demnach mit manchen Minister, der einem Lande durch seine unreiffe Correspondenz mit Abgesandten, oder so gar nur Legation-Secretairs das größte Unglück und den ganzen Ruin über den Hals ziehet, aussehen, wann sich unter dem Publico nicht Gelehrte und in der StaatsKunst scharfdenkende Männer gefunden, welche die begangene Fehler durch vernünftige Erklärungen in eine gute Forme zu bringen gewust hätten.

O! wie

O! wie verkehrt sind demnach die Zeiten, da man den Verstand unter dem Publico und nicht mehr in denen Cabinets suchen muß! welcher Theil also von den Kriegführenden Puissancen der Beleidiger, oder der Beleidigte zu nennen sey, davon das Publicum sehr gründlich informiret. Aber was ein groß Glück ist es vor dem Minister, ohne Vorbewust seines Souverains nichts unternehmen, vielweniger solche geheime Briefwechsel so vielen Secretairs anvertrauen soll, die Sache noch immer zweiffelhafter, fehlerhaft, und unüberlegt, und wider die Regeln der Staats-Klugheit gestolpert genennet werden kan. Nichts destoweniger haben die Herrn Scribenten, um Sachsen vollkommen zu vertheidigen, diesen begangenen groben Staats-Fehler, wovon Sachsen die Folgen noch in hundert Jahren empfinden wird, auf das schönste auszuschmücken sich angelegen seyn lassen müssen.

Dabey aber ist zu beklagen, da denen Sächsischen Herren Generals ihre Ehre bey der Gelegenheit auf das unschuldigste mit in Gefahr gelauffen, und ohne vorher gegangenes Verhör und Krieges-Recht, der Welt in öffentlichen Zeitungsblättern, als Leute, die aus Zaghaftigkeit ihr devoir nicht gethan, vorgestellet worden, daß sich noch kein so billiger Vertheidiger der Unschuld gefunden, welcher dem nunmehro mit eben dieser Meynung eingenommenen Publico, derer Bewegungs-Ursachen, warum sie auf solche nicht anders haben verfahren können, überzeuget hätte. Ich will also, weil ich eine so rührende Bewegung selbst nicht ertragen kan, ohne daß ich hierzu gedun-

dungen bin, nach meinen Kräften, und ohne der Sache eine Schminke zu geben, den Anfang machen, und einer mehr einsehenden Feder, welche vielleicht in verschiedenen Umständen, noch besser als ich unterrichtet ist, zu einer weitern und bessern Ausführung den Weg bahnen. Ehe ich aber zu den Endzweck meines Vorhabens gelangen kan, so muß ich was in die vorige Zeiten zurück gehen und anzeigen: wie und durch wem? das Commando über die Sächsische Armee dem Generalfeldmarschall Graf von Rutowsky schon in Friedens-Zeiten verkürzt worden ist, als woraus der unglückliche Ausmarsch aus dem Lager desto eher zu beurtheilen seyn wird. Wer demnach nur ein klein wenig Erkenntniß von dem Sächsischen Systhemate erlanget hat, der wird wissen, daß selbiges auf den Premier- Ministre Graf von Brühl beruhet, welcher in Ansehung seiner Auferziehung ohnmöglich so viel Wissenschaft hat erlangen können, seinen erhaltenen so wichtigen Functionen hinlänglich Gnüge zu leisten. Wie dann auch ein Vernünftiger in Erwegung dessen gar leicht einsehen wird, daß alsdann Handlungen mit unternommen worden, die einem ganzen Lande zu schwer und andern ehrlichen Leuten, die von dergleichen Befehl dependiren, zur Prostitution dienen musten. Zu folge dessen wüade ohne Zittern der Manchetten, dem Angesicht der ganzen Welt saaen: Daß der Graf von Brühl in seiner Jugend Page gewesen, und von da bis zum Cammer-Herrn avanciret. Da aber auch zugleich nöthig ist, dem Publico mit bekandt zu machen, wie man in diesen drey Ständen seine Zeit, vermöge des Dienstes, des alten Gebrauchs

und

und der schon einmahl eingeführten Einrichtung, zuzubringen gleichsam verbunden ist; so ersuche ich alle diejenigen, so sich in diesen Achtungswürdigen Posten befinden, nicht zu glauben, daß ich dieselben hierdurch zu beleidigen gemeynet bin. Die Verrichtungen eines Pagen also sind: Daß er die Herrschaft in die Kirche begleitet und die Schleppe träget, selbige bey der Tafel serviret, mit ihr ausreitet, des Tages etliche mahl aus und ankleidet, und die Haare frisiren läst; die übrige Stunden hingegen mit Spazirengehen, auf den Coffehäusern mit Spielen, beym Mägdgen oder sonst auf eine plaisante Art so wie er es vor dienlich und nach seiner Meynung befindet anwendet. Mit denen Cammer-Junkers und Herrn hat es fast gleiche Bewandniß, nur daß sie keine Schleppe tragen; Anstatt auszureiten in Wagens fahren, und statt neben der Chaise auf den Tritt zu stehen, in derselben sitzen, auch anstatt in denen Coffe-Häusern zu seyn, entweder bey Hofe oder in Assembleés ihre Zeit zubringen. Gefällt es ihnen ja ein Buch zu lesen, so ist es entweder eine Liebeshistorie oder eine Reisebeschreibung, keineswegs aber ein solches, woraus man die Staatskunst erlernen könnte; sie haben, nach meinen Gedanken auch nichts weiter zu thun nöthig, denn es ist ein sehr seltsam Exempel, daß aus einem Pagen ein Etats Ministre gemacht wird. Unterdessen aber, da einer wenigstens dreyßig Jahr erreichen kan, ehe er bis zum Cammerherrn avancirt; so frage ich einen jeden Vernünftigen, ob dieses mehr diejenige Zeiten sind, in welchen ein solch Subjectum, woraus man einen

Etats-Ministre zu machen gedenket; nicht erst auf Universitäten und Reisen, um die Eigenschaften fremder Höfe kennen zu lernen, zubringen solte? Ein groß Glück vor dem Graf von Brühl, daß diese Art zu denken just zu seiner Zeit aus der Mode gekommen war. Ohngeachtet nun Herr Graf von Brühl seine junge Jahre mit Beschäftigungen nach vorherbeschriebener Art zugebracht hat, so hatte er doch das Glück immer höher und endlich gar auf die Staffel eines Premier-Ministers zu steigen. Wer aber weiß, wie Himmel weit, weit, die Verrichtungen eines Cammerherrn von demjenigen eines Etats-Ministers entfernet sind, der hat allerdings Ursache in Verwunderung zu gerathen, wie sich der Graf von Brühl aller solcher wichtigen Bedienungen hat unterziehen können. Allein dem ohngeachtet hat die Erfahrung gelehret, daß er durch Hülffe seiner entsetzlichen Menge Secretairs, worunter sich doch einige befinden müssen, die etwas mehr, als der Graf von Brühl erlernet haben, dem Staate noch einer der grössesten Etats-Ministers, so Sachsen jemahls gehabt, gewesen, auch gegenwärtig noch ist. In Ansehung nun, da alle Arbeit in denen uns vorfallenden Gelegenheiten blos, einzig und allein auf die Einsicht und Entscheidung seiner Secretairs beruhet; so wüste ich wahrhaftig nicht, wozu er sich besser geschickt hätte? die Verwaltung seiner Aemter ist ihm bey dieser Einrichtung etwas sehr leichtes, und die ganze Kunst bestehet nur darin, daß er sich alle Morgen von demjenigen, was Sr. Majestät dem Könige vorgetragen werden soll, unterrichten lässet.

So bald dieses geschehen, so verfüget er sich nach Hofe, wo man von 10. bis halb 12. Uhr mit Papieren hin und wieder lauffen, und die Guarde du Corps alle Augenblicke vor ihm ins Gewehr treten siehet. Vom Hofe läst er sich alsdann auf eine kurze Zeit zu der Frau Gräfin Moszinska, und von da in sein Palais zur Tafel tragen. Nach geendigter Tafel geneußt er der Mittags-Ruhe. Um 3. Uhr fähret er mit dem Könige entweder spatzieren, oder auf die Jagd, oder zum Scheibenschiessen. Von 7. bis 8. Uhr Abends gehet er wieder nach Hofe, und von da wieder in sein Palais, wo er zu Paßirung der Abendstunden entweder grosse Assemblèe oder Loge hält. Bey dieser Verrichtung und Eintheilung der Zeit, (wozu zwar nicht viel Kunst gehöret,) wird ein jeder, ohne sonderlich Nachsinnen, gar leichte einsehen und begreiffen können, daß ihm nicht so viel übrig bleibet, die Beschaffenheit der Gesetze, wie auch das Wohl und Wehe des ganzen Landes kennen zu lernen, vielweniger auswärtigen Unterhandlungen mit fremden Höfen behöriger massen zu überlegen und zu beurtheilen. In solcher Verfassung hat er es nunmehro auch nicht mehr nöthig. Denn was solte er sich nun erst zu seinen Functionen geschickt zu machen suchen, da er sie schon würklich bekleidet? ein viel anderes würde es gewesen seyn, wann er erst dazu gelangen solte. Anjetzo bliebe ihm also nichts weiter übrig, als auf solche Mittel zu gedenken, wie er in seinen Posten bleiben, und in selbigem immer größer und reicher werden könnte. Das günstige Geschicke gab ihm auch alle nur ersinnliche Gelegenheit an die Hand,

und in einer kurzen Zeit hatte er das Glück sich als Præses von allen Departemens zu sehen.

Der einzige Soldatenstand war nur noch ausgenommen, dessen er sich hoffentlich auch noch eher ganz und gar bemeistert haben würde, wann ihm der Hochselige Herzog von Weissenfels, vor welchen er als ein regierender Herzog zu Sachsen, der in der Würde als Feldmarschall zu dienen nicht nöthig hatte, Respect brauchen müssen, nicht im Wege gestanden hätte. Inzwischen aber auch hierin in künftigen Zeiten eher einen Fuß zu haben, so errichtete er sich Anno 1742. ein Infanterie-Regiment, und fing als Obrister an ein Soldat zu werden. Vier Jahr darauf starb der Herzog plötzlich, durch welchen Fall er auch das Commando erhielte, sich sogleich zum General ernannte, und durch seine Schmeicheley und zureichende Gewalt solche Verfügungeu zu treffen wuste, daß der Herr Generalfeldmarschall, ob es zwar im Namen des Königes zu geschehen das Ansehen hatte, doch würklich von seinem Befehl dependiren muste. Wer solte aber auch zweiffeln, da er ohne Studia und ohne andern dazu nöthigen Wissenschaften ein Etats-Ministre geworden war, daß er nicht aus eben dem Grunde, ohne jemahls als Fähndrich bey einem Regiment gedienet zu haben, Obrister und General werden konte. Hätte wohl die Natur ein glücklichers Subjectum als den Graf von Brühl, an welchen bey seiner Geburt alle Gaben der Geschicklichkeit verschwendet worden sind, hervor bringen können? angesehen er auch über dieses ein Regiment Dragoner kaufte, eine Compagnie Artilleristen errichtete, und

das

das Commande über die in Pohlen stehende 4. Sächsische Cavallerie-Regimenter hatte; Ja sogar durch List in Pohlnischen Diensten zum Generalfeldzeugmeister ernennet wurde; so muste ein jeder, wann er sonderlich bey seinem grossen Ansehen in seinem Denken stille stehen blieb, nichts anders glauben, als daß der Graf von Brühl schon vielen Campagnen beygewohnet hätte, und dadurch der erfahrenste General worden wäre.

Der Generalfeldmarschall Graf von Broune war ein grosser Kriegesheld, er hatte aber nur ein Regiment, warum nun der Graf von Brühl in allen etwas voraus haben muste, dieses befremdet die ganze Welt. Bald aber dürffte man auf die Gedanken kommen, daß er sich hierinnen nur darum nach und nach in solche Positur zu setzen gesuchet hat, um mit der Zeit seinem Herrn selbst einen Krieg ankündigen zu können. Inzwischen hat der Herr viel Aemter, und zwar solche, wo ein geschickter, gelehrter und erfahrner Mann alle Kräffte anwenden muß, wann er ein eintziges von selbigen mit einer beständigen Klugheit, und nach Pflicht und Gewissen, wie es seine Schuldigkeit erfordert, verwalten soll.

Allein, was rede ich hier von Pflicht und Gewissen? Dieses ist eine altväterische Denkungsart. Gnug! in dem Cabinet sitzen seine Secretairs, und wann als General was vorfällt, so stehet sein Corps Adjudanten, welches aus allerhand Nationen bestehet, vor dem Riß. Da aber die Erfahrung öfters gelehret, daß von einem unwissenden Verwalter seines Herrn

Gü-

Güther in kurzer Zeit in das grösseste Verderben gerathen sind; so können die Folgen, wann ein gantzes Land von einem unwissenden Ministre, und zugleich unerfahrnen General dependiret, von keiner andern Würkung Zeuge seyn. Gleich zu Anfang der Regierung zeigte der Graf von Brühl, daß er das Wort Etats-Ministre ganz anders, als was es eigentlich sagen will, verstanden hat, massen er sich sonsten um die Rechte und Gesetze, wie auch die Beschaffenheit des Landes, desgleichen um die Eigenschaften und Verbindung fremder Höfe, wie man sich selbiger zum Vortheil derer Staaten seines Souverains bedienen kan, bekümmert, und nicht den Etat in prächtigen Kleidern, in königlichen Festeins, in Magnifiquen Equipagen, in Aufbauung grosser und kostbarer Palais und Gärten gesuchet haben würde, als wozu so viele Revenüen, die ein würklich regierender Fürst kaum hat, lange nicht zureichend sind.

Hierzu warlfreylich Geld und zwar viel Geld vonnöthen. Aber da er in allem eine unumschränkte Gewalt hatte; Directeur von allen Cassen und sonderlich von der Steuer war, so ist wohl nicht zu verwundern, (da Sachsen doch niemals gezwungen worden, ohnermeßliche Capitalia sowohl von denen Unterthanen, als auch bey allen Protestantischen Höfen aufzuborgen, als wordurch selbiges gleichsam geplündert worden,) daß sich die Steuer-Schulden dergestalt gehäuffet haben, daß weder Interesse noch Capitalia mehr haben bezahlet werden können. Das last mir ein Etats-Ministre seyn! Welcher ehrliche

Mann

Mann würde dieses sonst haben prästiren können? Ohnerachtet aber aller dieser üblen Umstände, in welche die Staaten seines Souverains durch seine unermeßliche Geld-Begierde bereits gesetzet, hat bey ihm keine andere Einrichtung zu machen verursachet, angesehen der ganze Umsturz des Landes schon vor der Thür war, und bey Erfolg desselben ihm nur blos der unverantwortliche Betrug von der ganzen Welt einzig und allein beygemessen werden könte, so hätte man glauben sollen, daß die Verarmung des ganzen Landes, die daraus erfolgende Prostitution seines Königes, das Ach- und Wehe Schreyen nothleidender Wittwen und Waysen, die ihr Vermögen in der Steuer haben, und zu ihrer Unterhaltung keine Interessen erhielten, hätte zu Herzen nehmen und zu einer besseren Wirthschaft bewegen sollen; Allein es war hier kein Erbarmen, und er achtete sich nicht verbunden, als Etats Ministre, oder als Verwalter des ganzen Landes auch ein Oeconomus mit zu seyn. Au Contraire um den Staat eines Etats-Ministers, nach seiner Art zu denken, immer höher zu treiben, und fortführen zu können, so musten die Revenües, nachdem das Land durch die vorige Preußische Invasion schon gnugsam ausgesogen war, durch erschröckliche Erhöhungen, derer Steuern und Gaben, ja sogar durch Kopf- und Vermögensteuern, welche zusammen denen Uuterthanen die Hemden ausgezogen und aus dem Lande jagten, vermehret und ohne Mitleiden erpresset worden.

Diese so ansehnliche Vermehrung, welche etliche Millionen betrug, war zu dessen Staate dennoch

nicht

nicht hinlänglich genug. Er ergrieff solchem nach alle ersinnliche Gelegenheiten, wodurch nur Geld beygeschaffet werden konte, und zu dem Ende hatte er gar keine Schaam, sich sogar derer Rathschlägen solcher Personen die sich entweder wegen Betrügereyen aus fremden Landen haben retiriren, oder sonst durch ansehnliche Banquerots in der Welt bekandt werden müssen, ja so gar derer Juden, welche man mit Recht Plus- und Projectmacher nennet, zu bedienen.

Ohnerachtet nun diesen Kerls die gröste Tituls und die ansehnlichste Pensiones beygeleget worden, so waren ihre Erfindungen; In Ermangelung des Credits, doch nur Galgen-Fristen, und bestunden darin: Bey Verpachtungen einen Ansehnlichen Vorschuß heraus zu locken; oder in einer Titul-Krämerey; oder wie man ehrlichen Bedienten unter allerley Vorwand etwas von ihrem Monathlichen Gehalt abzwacken konte.

Der Jude war noch der geschickteste. Vors erste präsentirte er den Graf von Brühl eine schöne Tochter, und vors zweyte ein Project, wie man die Leute verblenden, und durch eine Lotterie seine Schulden bezahlen könte. So verborgen und betrüglich, als das Project auch war, so wenig würde an die Ausführung zu gedencken gewesen seyn wann der Leipziger Rath nicht so viel Credit gehabt hätte. Inzwischen gewann der Jude dadurch nebst seiner Tochter pro studio & labore einen jährlichen Gehalt von 700. Rthlr. Der König von Preussen aber in der zweyten Classe die grosse und kleinen Gewinnste ohne Ziehung.

Die-

Dieses waren also die wahrhafte unglückselige Umstände, in welche der ehemals so glückliche Bürgerstand durch einen Etats-Ministre, welcher anstatt die Staaten seines Souverains zu verbessern, selbige gleichsam verheeret und verwüstet hat, ist gesetzet worden. Ich gehe demnach weiter, und will nunmehro auch die Folgen, wann von einem unwissenden Soldaten die Armee dependiret betrachten. Allem Ansehen nach kan der Graf von Brühl unmöglich gewust haben, daß die Soldaten und Vestungen, zur Bedeckung und zur Sicherheit des Landes, wider die Einfälle feindlicher Truppen, als wodurch selbiges leicht verzehrt und verwüstet werden kan, errichtet und erbauet worden sind, sonst würde er, in Erwegung da er selbst die ansehnlichste Güther im Lande besitzet, und aus Vorsicht derer mächtigen Nachbaren wegen, sowohl auf die Conservation der Armee und Vestungen, als auch eine reiche Krieges-Casse zu sammlen gedacht, selbige aber nicht reduciret und demoliret haben. Allein sein unersättlicher Geld-Geitz, seine unbändige Begierde, nur allein reich und wohl gar König in Pohlen zu werden, ließ ihn auch hierinn nicht an die Regeln der Staatsklugheit gedenken, massen leyder die Erfahrung gelehret, daß, sobald er nur, durch den Tod des Hochseligen Herzogs Adolph, die Armee eben so wie das Land unter seine Gewalt bekommen hatte, von derselben Stunde an, weder der Officier, wie auch alle andere Civil-Bediente, noch der geringste Stall-Junge zu seiner Zeit mehr richtig bezahlt wurde, welches sonderlich den Officier in die Nothwendigkeit setzte, mit einem entsetzlichen Verlust

lust seine Monaths-Quittung zu verkauffen, sich nimmermehr einbildende, daß man an ihnen Ungerechtigkeit ausüben und ihnen anstatt der baaren Bezahlung, mit Steuer-Scheinen, woran man 30. Rthlr. und mehr verlieren muste; bezahlet würde. Vor demjenigen, dessen Nahme der Steuer Schein gültig macht, und nach Gelegenheit das baare Geld aus der Casse heben kan, war die Invention gantz profitable, und ich möchte wohl wissen, was die Gedanken dis Plus zu machen vor einen Titul und Pension eintragen würde.

Dem sey nun wie ihm wolle, so war dieses so ungerechte Verfahren die Gelegenheit, welche den Officier in Schaden setzte, ihn um seinen Credit brachte, bey allen Menschen klein und verächtlich machte, und zu vielen ärgerlichen Dingen den Weg bahnete. Da nun dieser Kunstgriff sich nicht alle Jahre practiciren ließ, uud doch gleichwohl ein ansehnlicher Profit gezogen werden sollte, so belegte man den Officier mit der in der Welt noch nie erhörten Kopf-Steuer. Ja man wuste so viel Arten von Abzüge, (wovon mir derjenige von der richtigen Bezahlung am besten gefallen,) zu ersinnen, daß ein jeder, wenn er auch NB. noch richtig bezahlet worden wäre, dennoch über zwey Monathe an seinem Jährlichen Gehalte verliehren muste. Unterdessen hatte es bey allen diesen Schmu noch kein Bewenden, denn nunmehro folget eine Reduction über die andere, welche so ansehnlich waren, daß man eine schöne und auserlesene brafe Armee von 40000. Mann in kurzer Zeit bis etwa auf 18000. Mann geschmolzen

sahe,

sahe, welche dem Lande, weil selbiges zur Erhaltung der Armee mehr contribuirte, als hernach von denen Soldaten wieder unter die Unterthanen ausgegeben, und unter die Leute gebracht werden konte, allemahl in allen zu einem nicht geringen Schaden gereichte. Von denen Reductionen war sonderlich die allerletzte zwar die kleineste, aber auch die allerspectaculeuseste, wobey nicht sonder Erstaunen mit anzusehen war, wie man denen ehrlichen Kerls plötzlich ihrer Dienste entließ, und selbige auch sogleich, ohne Verzug als Spitzbuben zu denjenigen Thoren, wohin sie ihren Weg zu nehmen gedachten, hinaus führte.

Alle diese Geld-Ersplitterungen geschahen unter diesen Vorwand, daß die Steuer-Schulden eher getilget werden solten. Der Erfolg hat aber leider! gezeiget, daß Sachsen niemalen so brillant an Schulden gewesen ist; Wo mögen also die Ersparnisse wohl hingekommen seyn? Inzwischen liessen sich die gedultigen Sachsen, ohne zu fragen: Warum die Schulden so hoch angewachsen sind? diesen kahlen Vorwand lange Zeit gefallen; Allein da sich ein jeder auch hierin betrogen sahe, und endlich der ganzen Welt bekandt werden muste, daß die Capitalia durch Ausgebung neuer Steuer-Scheine über Interessen immer mehr anwuchsen, und die Umstände einem Banquerot immer ähnlicher wurden, so liessen sowohl Officiers als andere Personen, die ihr Vermögen in der

Steuer hatten, und in Ermangelung der Interessen Noth und Kummer leyden musten, ihren Unwillen darüber an Se. Majestät dem Könige gelangen. Ja selbst die Catholische Geistlichen beschrieben die Art und Weise, wie und durch wem die Sächsische Lande ruiniret würden, und bezeugten ihren rechten Eyfer auf den Canzeln wider das Unrecht, welches aber von keinem andern Nutzen war, als daß diese hierin redliche Männer vom Graf von Brühl vor Närrische Leute ausgegeben worden. O! was vor ein grosser herrlicher Einfall, die gerechtesten Foderungen derer Gläubiger dadurch ungültig zu machen.

Nur ein Gläubiger und zwar der König von Preussen war dem Graf von Brühl überlegen, dieser muste alle Messen richtig bezahlet werden; Ja dieser hatte sich in die Verfassung gesetzt, daß Sachsen eine immerwährende Spaar-Büchse vor seine Unterthanen, welche die Steuer-Scheine in der ganzen Welt vor ein Spott-Geld einhandelten, bleiben muste. Ach ihr alte brafe Sachsen, die ihr aus redlicher Gesinnung gegen euren Landes-Herrn den Credit der Steuer vor angenehm gehalten, ihr habt dazumahl wohl nicht geglaubt, daß nach euch ein schlechter Edelmann kommen und dadurch Land und Leute in das allergrösseste Elend und Unglück stürzen würde!

Hier sind demnach kürzlich die elende Umstände, in welchen sich das Land und die Armee vor dem Einfall derer Preussen befunden hat. Würde sich nun wohl ein vernünftiger Mensch, in Erwegung des Sächsischen Systhematis, zu glauben in den Sinn kommen lassen, daß, da der Graf von Brühl die Unterthanen arm gemacht, selbige noch mit unerträglichen Schulden belästiget, die Armee klein und verächtlich gemacht, er in wärender Zeit auch Alliancen beyzutreten, Partage Contracte zu projectiren, ja so gar die Allirte Höfe zum Kriege aufzuhetzen, so verwegen seyn solte? Nimmermehr! Au contraire ich glaube vielmehr, ein jeder würde wohlmeynend angerathen haben, den Graf von Brühl ins Tollhaus zu schaffen. Nichts desto weniger ist dieses alles geschehen, und die Erfahrung hat leyder! zum völligen Ruin des ganzen Landes und der Armee das Gegentheil bewiesen, da er die Gefahr eines so nahen, mächtigen und geschwind denkenden Nachbahrs nicht einmahl in Erwegung zu ziehen, sich alle mögliche Mühe geben sollen, sondern, wie seine Briefe weisen allen Witz angewendet das Krieges-Feuer in Flammen zu bringen.

Einiger massen ist ihm nun zwar dieses nicht vor übel zu fallen, angesehen er dadurch die Staaten von Sachsen, durch die Creyse Crossen und Schwiebus hat vergrössern, und dem Könige

seinem Herrn eine Passage in seinem eigenen Landen nach Pohlen gehen zu können verschaffen wollen. Allein, da er den künftigen Successorem zur Crone, wann er aus dem Hause Sachsen genommen werden solte, so arm gemacht, daß er nicht daran gedenken darf, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß er sich in Ansehung, da diese zwey Creyse so nahe an Pförten liegen, in dem Partage-Contract nicht selber am besten verstanden hat. Inzwischen kam der so sehnlich bey ihm gewünschte Augenblick und ehe man sichs versahe und vermuthete, so wurde der Feldmarschall befehliget, denen Regimentern die Ordre zu ertheilen, sich marschfertig zu halten.

Nun kan man sich leicht einbilden, daß diese Nachricht sowohl denen Generals als auch allen Officiers, indem einer wie der andere, wegen der steten und vieljährigen unrichtigen Bezahlung, und in Ermangelung des Credits, sich zu equipiren nicht im Stande waren, höchst unangenehm fallen muste, wie sich dann auch ein jeder nichts anders vorgestellete, als daß er seine Habseligkeit gleich denen Musquetiers in einem Schnap-Sack oder Tornister auf dem Buckel würde forttragen müssen. In dieser Verfassung blieb die Armee fast 6. Wochen, in welchen noch immer Zeit gewesen wäre, denen Officiers, da man sie in ein Lager führen wolte, wenigstens die in demselben Jahre noch habenden Rückstand zu bezahlen. Allein statt dessen erfolgte

die

die Ordre zum Aufbruch, welche befahl, daß die Armee in ein Lager bey Pirna einrücken, und sich ein jedes Regiment in währenden Marsch von den Bauren gegen Quittung mit Korn, Hafer, Heu und Stroh auf 4. Wochen, item die Officiers mit Pack-Pferden versorgen solten. Zu was Ende aber die Armee daselbst campiren solte, war nur einzig und allein dem Graf von Brühl, keinesweges aber dem Herrn Generalfeldmarschall Herrn Graf von Rutowsky bewust, welcher dann von allem so unwissend als der Geringste im Regiment mit dahin marschirte. Kaum aber waren die in der grösten Unbereitschaft seyende Regimenter in Bewegung, als sie sich auch schon von denen Preussen verfolget sahen. Indessen erreichten die Sachsen doch ihr schon in etwas verschanztes und mit Canonen bereits besetztes Lager; Hingegen die Preussen, welche sie auf den Fuß verfolgeten, übeten sich sogleich, als sie kaum die Sächsische Gränze überschritten durch Wegnehmung der Montirungs-Kammern; durch Aufforderung der Stadt Leipzig; durch Desarmirung dasiger Stadt-Soldaten; durch Bemächtigung derer Königl Cassen, durch Aufräumung der Zeug-Häuser, und dergleichen kriegerischen Ausübungen mehr, die gröste Feindseligkeiten aus, welches alles sattsam zu erkennen gab, was man sich vor diesesmal von dem Könige von Preussen zu versehen hatte. Anstatt nun der Graf von Brühl als Etats Ministre diese nunmehro sehr ernstlich aussehende Sache mit dem Herrn Grafen von Rutowsky hätte überlegen sollen, ob es besser wäre, hier zu bleiben, oder gerade nach Böhmen

zu gehen; so nahm er dennoch immer alles auf seine eigene Hörner, gleich als ob er mit dem Könige von Preussen in dem besten Vernehmen stünde, oder mit ihm nur, was er wolte, machen könte, und ließ, ohne die wenige Subsistance in Erwegung zu ziehen, das Lager noch mehr verschanzen, und von denen Preussen einschliessen.

Diese Staats-Intriguen konte man sich wohl gefallen lassen, wann Oesterreich seine Armee beysammen gehabt hätte; Rußland und Frankreich nicht so weit entfernet, und der Feind, dessen Geschwindigkeit und Denkungsart nach so vielen Proben hätte bekandt seyn sollen, nicht im Lande gewesen wäre. So aber hat der Graf von Brühl dadurch vielmehr zu erkennen gegeben, daß er weder die Land-Charte verstanden, noch die Zeit hat ausrechnen können, wann diese oder jene Armee an ihren bestimmten Ort eintreffen können. Unterdessen, da nun die Sachsen eingeschlossen, und die Schlüssel zum Brod-Schranke vor der Nase weggenommen waren, so wurde der Kasten der Staats-Intrigue eröffnet, welcher seit 10. Jahren in einem blossen Denken bestanden, und von keinen Menschen als von dem Könige in Preussen, etwa 12. Krieges-Räthen und Secretairs, so die Briefe schreiben musten, bekandt war. Dahero dann dieser Staats-Kunstgriff, nemlich dem Könige von Preussen zuzumuthen, sich ohne Auffenthalt nach Böhmen zu verfügen, vor dismal sehr übel ausgesonnen war. Dann die dem Könige von Preussen Anno

1744. versprochene und nicht gehaltene Neutralität, welche man ihm zum zweyten mal vorspiegeln wolte, und damit abzuweisen gedachte, hatte in ihm ein solch kleines Vertrauen zurück gelassen, daß er sich gegenwärtig zu seiner eigenen Sicherheit verbunden sahe, solche Maaßreguln zu nehmen, die ihn dergleichen Parole au meme sicher setzten; zu welchem Ende er des Königs von Pohlen Majestät die allerhärteste Bedingungen, ihme nemlich seine Armee und Erbländer zu seiner Disposition zu überlassen, anzusinnen kein Bedenken trug. In dieser Proposition, da man darzu wie in einen Vogelbauer saß, war wohl alles enthalten, was nur einem ehrlichen Mann zugemuthet werden kan. Indessen schmeichelte man sich doch mit der angenehmen Hoffnung, dem Könige von Preussen, unter dem Vorwand, daß sich Sachsen sowol wegen Mangel des Geldes, als Soldaten, desgleichen auch wegen des Dresdner Friedens in diesen Krieg auf keinerley Weise einzulassen, vielweniger denen gegenwärtigen Versicherungen von Sächsischer Seite, vermögend befände, eine Neutralität glaubend zu machen; Allein da der König von Preussen einmal solche Maaß-Regeln genommen, so verstatteten die Raisons de Guerre gar nicht, sich eine Armee im Rücken zu lassen, vielweniger denen gegenwärtigen Versicherungen von Sächsischer Seite, vermöge der vorhero verrathenen, und in dem Cabinet nunmehro in Originali gefundenen Wische Glauben beyzumessen. Dieser Vorwand war wichtig genug, allein die Worte in des Ministers gefundenen Briefen:

Wann der Ritter aus dem Sattel gehoben, ꝛc.

Hatten bey dem Könige in Preussen ein so übel Vertrauen gemacht, daß ihm die Sächsische Armee, welche mit Mühe und Noth bis hieher kümmerlich war erhalten worden, immer und noch gefährlicher vor Sachsen bey der selbst bekandten Armuth zu viel zu seyn schiene.

Wer würde aber wohl glauben, da der Graf von Brühl bey dem Antritt seiner Regierung eine Armee von 40000. Mann, item Königliche Cassen und Unterthanen in denen besten Umständen gefunden, daß er sich der selbst eigenen Verwüstung zu einem Vorwand zu bedienen, so verwegen seyn, und bey allen dem eine Thorheit und Hirn Gespenste angefüllte Correspondenz zu führen, in die Gedanken kommen lassen solte. Durch diese Unterhandlungen erfuhr der Herr Generalfeldmarschall Graf von Rutowsky gleichfalls, erstlich die politische Ursachen, welche den Graf von Brühl bewogen hatten, die Armee, bey dem Einfall derer Preussen in ein Lager zu führen. Allein da nun ein Viertel Jahr zuvor nicht allein die Verrätherey derjenigen Anschläge des Graf von Brühl in öffentlichen Zeitungs-Blättern bekandt gemacht, sondern auch die Pretiose und etwas aus dem Zeughause nach dem Königstein in Sicherheit gebracht worden war, aus welchem letztern um desto mehr erhellet, daß sich der Graf von Brühl nicht das erste vermuthen gewesen, so ist nicht zu begreiffen, aus was vor Absichten

er

er die Armee, ohne die vorhero anzuschaffende nöthige Lebensmittel, in ein Lager zu führen, und darin auf ungewisse Hoffnung so lange zu verbleiben, veranstaltet, bis die Armee auf allen Seiten eingeschlossen, und sowohl der Ausmarsch nach Böhmen als auch die Zufuhr von Vivres abgeschnitten war.

Der Grund also, daß die Sächsische Armee verhungern, oder sich dem Mächtigen ergeben muste, war nunmehro geleget; Um aber, daß auch der Hunger noch eher erfolgen solte, so musten die Regimenter, weil auch so gar der Königliche Stall nicht mit Fourage versehen war, die Helfte von dem mit ins Lager gebrachten Vorrath dahin abgeben. Keine bessere Proportion war wohl nicht zu treffen, denn der König hatte etwa 50. und der Graf von Brühl 120. die Armee etliche tausend Pferde. Es war also besser, daß die letztern crepirten und unbrauchbar gemacht worden, als daß ein einziges von ersten, den geringsten Abgang litte. Abermahls eine Brühlische Staats-Intrigue zu Erhaltung seines Staats.

Inzwischen wäre diesem Uebel noch vorzukommen und gleich Anfangs etwas leichtes gewesen, die Armee mit Ausfouragirung derer ausserhalb des Lagers gelegenen Dörfer auf ein Viertel Jahr mit Vivres zu versehn; Allein da man hierzu keine Oerter hatte, und über dieses, bey Leib- und Lebens-Strafe verboten wurde, jemanden etwas zu entwenden, so muste man,

da die Bauern in denen Dörfern des Lagers ihre Scheunen noch mit Vorrath angefüllet hatten, selbiger aber, NB. wegen Mangel des Geldes in der Krieges-Casse, nicht erkauffet werden konte, mit der grössesten Betrübnüß und Erbarmen ansehen, wie sowohl Menschen als Vieh vor den Augen des Königes zu verhungern Gefahr lieffen. Der Graf Kornfeil in langen Hennersdorf war der einzige, welchem man bis auf das letzte Korn, Getrayde, auch bis auf den letzten Halm, Heu und Stroh ausfouragirte, wofür der gute Mann, statt einiger Groschen baaren Geldes, ohngeachtet er davor einige tausend Rthl. zu fordern hatte, ein beschriebenes Papier erhielte. Es ist also gar nicht zu verwundern, daß nach dem Ausmarsch aus dem Lager von denen Preussen noch so viel Vorrath an Getrayde gefunden worden, und die Ursach rühret nicht von dem Rückhalt derer Sächsischen Generals, so wie man ihnen hat Schuld gegeben, sondern von der anbefohlenen guten Disciplin und den schlechten Bestand der Krieges Casse her. In diesen so verhungerten Umständen, und ohne noch zu wissen, was die Sache vor einen Ausschlag haben möchte, befand sich nunmehro die Sächsische Armee in einer Gegend von einer Meile von Feindlichen Truppen eingeschlossen. Wer aber vom Handwerck ist, und weiß, wie viel an Mannschaft zu Bedeckung einer solchen Gegend und zu Besetzung zweyer Vestungen, nebst der Bedienung der dazu gehörigen Artillerie, erforderlich ist, der wird auch wissen, daß sowohl ein verschanztes Lager, wie dann auch 2 auf die Art garnirte Vestungen, ohne gnugsame

Be-

Besatzung und Bedienung der Artillerie, zwar fürchterlich aussiehet, aber nichts weniger als ein hinlänglicher Wiederstand darinn geleistet und gehoffet werden kan. Es ist daher die Klugheit derer Sächsischen Generals billig zu loben, daß sie sich in einer solchen vorherbeschriebenen Gegend, welche gnugsam zu bedecken 50000. Mann, und zur Bedienung der Artillerie 2000 Artilleristen erfodert, mit 16000 Mann Cavallerie und Infanterie, desgleichen 300 Artilleristen so sicher postiret, und dem Feinde, blos durch das fürchterliche Ansehen, den Appetit das Lager zu attaquiren benommen haben.

Da nun nichts gewissers als der Hunger, nach der nicht erfolgten Neutralität, als worauf das ganze Unglück der Sächsischen Armee beruhet, und woran die Sächsische Generals nicht den geringsten Antheil gehabt, zu vermuthen war; so sahe doch ein jeder seine fatale Schicksale mit beherzten Muth entgegen; Es wuchs auch selbiger um so viel mehr, indem man sich, als Se. Majestät der König die Armee, welche dieselben noch 30000 Mann stark zu seyn glaubten, in Beyseyn derer sämtlichen Generals erfahren musten, daß selbige schon seit langer Zeit nicht mehr in 30000 Mann, wie ihnen Graf von Brühl beständig hinterbracht hatte, bestunde, und daß, in Ansehung, da der König die wissentliche Unwahrheiten nicht lieben, die Armee einen dergleichen Land- und Soldaten-Verderber verliehren würde. Allein auch hierin muste man in kurzem das Gegentheil erfahren,

und

und um damit weiter Gelegenheit zu haben, dem Könige die Augen zu öffnen, so wurde alsbald ein Befehl in der Armee bekandt, so verboten, daß sich weder Generals noch andere Officiers, ausser diejenigen, so du Jour wären, in dem Haupt-Quartier Struppen sehen lassen solten. So schmerzlich als nun dieser unangenehme Befehl einem jeglichen redlichen Officier vorkam, so vergnügt war er auch wieder in seinem Gemüthe, weil er sich überzeuget befand, daß dieses nicht aus Verachtung seines Königes, welcher vielleicht eben so wenig von dem Befehl als von der Reduction seiner Armee wuste, sondern vielmehr aus bewusten Ursachen des Graf von Brühl geschahe. Aber was vor ein groß Glück vor den Graf von Brühl, daß der Soldat nicht mehr wie vor 50. Jahren gedacht hat.

Unterdessen ließ der Kayserliche Feldmarschall Broune denen Sachsen durch einen abgeschickten Officier die Mittel zu einiger Befreyung und zwar jenseits der Elbe vorschlagen; Wo er ihnen entgegen kommen, und den Marsch nach Böhmen zu erleichtern, der in Betrachtung derer Gegenden, die man zu paßiren hatte, der allergefährlichste zu seyn das Ansehen hatte, dennoch aber mit wohlgefütterten Menschen und Pferden, bey derjenigen Lage, in welcher sich die Sachsen befunden, noch der allersicherste. Und wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Herr Feldmarschall von Broune zu der nunmehro concertirten Unternehmung hätte gleich geschickt seyn kön-

können, so würde die Operation, weiln dazumahl die Soldaten und Pferde nicht so verhungert waren, gewiß gut und glücklich von statten gegangen seyn, wie solches zu Ende dieser Abhandelung deutlicher gezeiget werden soll. Da aber die Unternehmung noch 3 Wochen und biß zu den 12 October ausgesetzet bleiben muste, so nahm der Hunger solchergestalt zu, daß die Menschen schwach und elend wurden; Die Pferde wie Campier-Pfähle, auch sich einander die Schweiffe abfrassen, ja so gar die meisten, und sonderlich die in währenden Marsch von denen Bauern zur Artillerie und andere Vorspann mitgenommen worden, hauffenweisse crepirten. Daß nun endlich die Menschen an dieser Gefahr ein gleiches Schicksal haben würden; So kam die Zeit heran, da der Anfang die Schiffbrücke zu schlagen gemacht werden solte.

Da aber die Sächsische Pontoniers in Prag und bey Warschau um sich in ihren Metier recht zu exerciren, die Frachten über die Weichsel hin und wieder zu schaffen nur gehalten wurden, und die Pontons-Karren, wegen den beständigen Geld-Mangel in der Kriegs-Casse, nicht in baulichen Wesen gehalten worden: So muste man nunmehro unwissende Bauern und Schiffer dazu nehmen, wovon man aber auch den Nutzen hatte, daß durch derer Desordres die Brücke 24 Stunden später zu Ende gebracht wurde.

Dieser Zeit-Verlust machte, in Ansehung da die Operation in Angesicht des Feindes geschehen muste, als wornach er seine Messures nehmen, und sehr zeitig auf seine Verstärkung gedenken konte, in Ausführung der Haupt Entreprise, einen gewaltigen Unterschied. Indessen wurde die Brüke, des grausamen Feuers derer Preussen ohngeachtet, dennoch zu Stande gebracht, und ist der Fehler keinesweges, dem Herrn Feldmarschall Grafen von Rutowsky beyzulegen, angesehen er selber die Pontons weder hinauf ziehen, vielweniger die Wagener und Schmiede, die Karren ohne Entgeld auszubessern, hat zwingen können.

Gleichwie aber ein jeder Gefangener, der seines Arrestes überdrüßig geworden, alle Mittel zu seiner Befreyung anwendet, und in der Hoffnung, seinen Endzweck doch zu erreichen, die Ausführung so weit bis zu den grössesten Hindernissen poußiret, so war es auch hier. Denn ob wohl der erste fatale Streich mit der Brücke, die Verstärkung derer Preussen, auf der Seite wo der Durchbruch geschehen solte, nicht ohne Grund befürchten ließ; So konte dieses doch auch, in Ansehung, da die Sachsen zu eben der Zeit gegen Hennersdorf, und die Oesterreicher gegen Brix, um die Preussen zu verfüren, grosse Bewegungen machten, nicht vor ganz gewiß behauptet werden. Jedoch da der Hunger bey Menschen und Vieh schon dergestalt bis zum Umfallen zugenommen hatte, und folglich auch die Armee dem Mächtigern

in

in die Hände fallen müssen, so muste der Ausmarsch, in der Hoffnung mit dem Feldmarschall Broune eine glückliche Stunde zu treffen, unternommen und so weit getrieben werden, als es die Möglichkeit nur verstattete. Zu dem Ende wurde die Armee den 12. October in der Nacht aufzubrechen beordert, und alle mögliche Anstalt, so gut, als es die Umstände zum Aufbruch erlaubten, getroffen, wobey nichts weiter als denen Officiers ihr Tractament zu bezahlen vergessen war. Aber was solte auch denenselben das Geld jetzo, da sie nach Böhmen zu Gaste giengen.

Nur will mir aber auch bedenklich fallen, daß die Officiers statt den Monath August den September haben quittiren müssen. Man stelle sich aber dabey einen Weg zwischen denen Felsen sehr abhängig hinunter vor, welcher wegen seiner Unmöglichkeit niemals sehr betreten worden, und allwo gesunde, starke und wohl ausgefutterte Pferde ihre völlige Kräfte anwenden müssen, um nicht von derjenigen hinter sich habenden Last überwältiget und über den Hauffen geworffen zu werden; so wird man finden, da allhier in einer solchen Gegend bey dem Transport Bergunter die ausgemergelte Pferde überwogen und zu Boden geworffen, ja so gar die Canons- und Munitions-Wagen umgefallen, und unter einander fahren, als wodurch denen zurückseyenden Bagage-Wagens das Fortkommen verhindert, und denen Feinden zu Theil worden. Daß diese Desordres

nicht

nicht an der Disposition derer Generals, sondern bloß an denen ausgehungerten Pferden gelegen hat. Um nun aber auch bey dem hefftigen Regenwetter, welches den steil abhangenden Weg sehr schlüpffrig und die Passage desto beschwehrlicher gemacht, denen voraus sehenden Schwierigkeiten abzuhelffen, so ließ man zuforderst die leichteste Wagens und Gutschen den Weg brechen und rauch fahren.

Allein ob gleich sowohl Menschen als Vieh übernatürlich strapaßieret worden, so waren die Unordnungen wegen der allzugrossen Mattigkeit nicht zu verhindern, und ohne dabey ferner an das, was verlohren gehen konte, zu gedenken, muste man nur an die Fortschaffung derer Canonen bedacht seyn. So sorgsam als man auch wegen dieser in dergleichen Fällen nöthigen Stücken war, so konte man doch nicht vermeiden, daß nicht einige derselben verunglückten, die übrigen aber auch kaum bis an den Fuß des Gebirges vor die Ebenheit gebracht wurden. Indessen kletterte die Infanterie getrost auf die Ebenheit hinauf; Aber was vor ein entsetzlicher Anblick war es bey denen Pferden der Cavallerie, welche, da sie kaum die Equipage des Reuters tragen konnten, nunmehro wieder die steile Berge hinauf steigen solten, als man sie rücklings herunter stürzen, und Hals und Beine brechen sahe! Was für Hoffnung solte man sich wohl bey diesen betrübten Vorspiele von Hinaufschaffung der Artillerie machen, da selbige gleichfals durch dergleichen unvermögende und halb todte Creaturen,

turen, und Hülfe der Artilleristen und Zimmer-Leute, als welche noch das meiste dabey gethan, transportiret werden muste. Nachdeme aber sowol Mann als Pferde, ob gleich noch Königliche Züge dazu genommen wurden, gänzlich entkräftet, und zu fernern Unternehmungen ausser Stande gesetzet waren, so wurden selbige noch grösstentheils, nach mehr als eines 24stündigen Zeit-Verlust, auf die Ebenheit gebracht. Diese nunmehro erfolgte zweyte Verhinderung, als welche denen Preussen die Augen völlig öfnete, liesse wegen der Preußischen Verstärkung keinen Zweiffel übrig.

Aber kan dann ein Vernünftiger davon sagen, da der Fehler nur in Hunger bestanden, daß die Schuld an den Generals, welche selbigen nicht verursacht, und auch hierinn ihr möglichstes zu thun bereit gewesen sind, gelegen hat? Nun war zwar die Armee und das meiste von der Artillerie an denjenigen Ort, wo sie die Attaque unternehmen sollte. Allein der noch immer fortdaurende Regen, welcher die Leute bis über die halbe Beine ins Wasser gesetzet, ja sogar die meisten Patronen durchfeuchtet und unbrauchbar gemacht hatte, desgleichen der Hunger, indem sowohl Mannschaft als Pferde, wie schon gedacht, im Lager ganz verhungert waren, und noch jetzo bey einem so Fatiganten Marsch bereits über vier und zwanzig Stunden ganz und gar nichts, als nur wenige Kraut-Strünke und zusammen gelauffenes Regenwasser zu ihrer Nahrung hatten, viele so gar vor

Hunger ohnmächtig wurden, und als halb todte Menschen zur Erde nieder sanken, verursachten, daß sich die Generals bey den erbärmlichen Umständen der Armee, wegen der fernern Prosecution berathschlageten und Krieges-Rath hielten. In Erwegung nun, da die Armee verhungert, und durch den vorhin beschriebenen Marsch vollends gänzlich entkräftet, desgleichen nun auch, über 24. Stunden ohne alle Nahrung, unter freyen Himmel gestanden, ließ sich nicht ohne Grund befürchten: Daß eine in solche Verfassung stehende Armee eher vor dem Feind Hauffenweise niederfallen, als mit selbigen zu fechten beginnen möchte. Derowegen wurde von denen Generals einmüthiglich beschlossen, Sr. Majestät dem König die miserable Situation der Armee mit welcher man den Feind anzugreiffen sich nicht im Stande sahe, durch den Generalmajor von Gersdorf berichten zu lassen. Nun ist zwar leicht zu glauben, daß, da der König wider alles Vermuthen, (ich schliesse dieses daraus, weiln sowohl vor dem Stall, als alle andere Bedürfnisse nicht gesorget worden war,) die Armee in ein Lager von denen Preussen eingeschlossen, und an allen Mangel zu leiden sich gefallen lassen, und endlich gar die Nachricht, daß sich die Armee zu schlagen ausser Stande befände, vernehmen muste, daß alle dergleichen empfindliche Begebenheiten, sonderlich, da weiter keine Hülffe, als Kriegesgefangene zu werden, zu gewarten war, in den Ohren dieses redlichen Monarchens nicht anders als höchsterschröcklich geklungen haben muß. Dem ohngeachtet schrieben hierauf Se.

Kö-

Königl. Majestät an den Feldmarschall Graf von Rutowsky, in welchem Schreiben Höchst dieselben ihm das Schicksaal der Armee übergaben, mit dem Befehl: „„Daß ein nochmahliger Krieges-Rath reiflich überlegen möchte, ob die Armee durch Schwerdt oder durch Hunger umkommen solte, oder sich zu Kriegsgefangene ergeben muste?„ Bey welchen letztern jedoch der Feldmarschall nur hierin, im Fall die Sächsische Truppen wider Ihro Majestät oder dessen Freunde die Waffen ergreiffen würden, zur Verantwortung ausgesetzet seyn sollte.

Welcher General nun würde aus Liebe vor seinen König und zur Vermeidung auch der nur geringsten Verantwortung nicht mit dem grössesten Vergnügen Leib und Leben in dergleichen Fällen daran gesetzet haben, zumahlen, da man sich, nach häuffig abgelegten Proben, auf die Treu und Standhaftigkeit derer Officiers und Soldaten verlassen konnte. Da nun nechstdem die Sachsen, bevor sie das verstärkte und sehr vortheilhaft postirte Preußische Corpus antraffen, einen ziemlichen Weg in die Defilees, unter beständigen Scharmuziren, Berg auf und Berg ab zu marschiren hatten, so wurde die Cavallerie, auf welcher gegenwärtig das meiste beruhete, in solcher Gestalt wie sie war, anstatt zu attaquiren, nicht von der Stelle zu bringen gewesen seyn. Mit denen Soldaten hatte es, indem sie schon auf der Ebenheit verschmachtet zur Erden fielen, gleiche Bewandniß, und der Feind hielte die Sachsen, welche ein

Camp de Bataille von verhungerten Leuten und Pferden vor Augen stelleten, in Respect, und gieng mit weniger Mannschaft den Feldmarschall von Broune entgegen, um ihn anzugreifen. Hingegen war, der nunmehro aus seinen Posten den Durchbruch derer Sachsen unterstützen helfen sollte, nicht stark genug denen vorzüglich postirten Preussen Wiederstand zu thun und sie zu delogiren. Derowegen gebe ich der vernünftigen Welt, wie auch denenjenigen, so sich einbilden, daß mit einer Armee man eben so geschwinde agiren als die Decoration in einer Opera verändern könne, zu überlegen, ob der Feldmarschall Rutowsky eine so ausgehungerte Armee gegen die nunmehro verstärkte Preussen mit gutem Gewissen hat führen können, und es nicht vielmehr, sonderlich da Sachsens Umstände nicht im mindesten verbessert wurden, die Menschen muthwillig ins Verderben und ums Leben gebracht geheissen haben würde. Wem aber dieses noch unbegreiflich vorkommt, da er vielleicht noch keine verhungerte Menschen gesehen, oder kein dergleichen Pferd geritten hat, der stelle sich zu mehrerer Ueberzeugung einen Hirsch vor, welcher durch das Parforce-Jagen völlig entkräftet worden, so wird man finden, daß ein so wildes und schüchternes Thier endlich aus Mattigkeit stehen bleiben, und sein Leben und Tod mit gleichgültigen Augen ansehen und erwarten wird. Auf diese Art nun hätte die Armee entweder durchs Schwerdt umkommen, oder dem Feinde, ohne an eine Capitulation zu gedenken, in die Hände fallen müssen. Es bleibet also nur noch ein Modus, nem-

sich mit denen Preussen zu capituliren, vor die Sachsen übrig.

Ehe man aber auch hierin zu Werke schritte, so ward der Generalmajor von Dyherrn, einen ausführlichen Rapport an Sr. Königliche Majestät zu erstatten, auf den Königstein geschickt, welcher mit der Resolution zurück kam, daß, im Fall man mit den Preussen ein raisonnables Abkommen treffen könte, man mit denselben capituliren solte. In dem Entwurff der Capitulation war nicht nur alles mögliche, was zur Conservation der Armee gehöret, damit man sie bey einer angenehmen Veränderung derer Umstände doch wieder brauchen könnte, enthalten; Alleine daß, nachdem sowohl durch Hunger als Schläge, und auf andere unerhörte Art, die Armee in Preußische Dienste zu gehen, zu schwören und meineidig zu werden gezwungen und die Capitulation im geringsten nicht gehalten worden, dieses konten die Herrn Generals (wie dann die Sachsen als das erste Exempel dieser Art vorgestellet worden,) unmöglich voraussehen, weswegen der Feldmarschall Graf von Rutowsky auch hierin unmöglich zur Verantwortung gezogen werden kan. Wer also den Hunger, als wodurch die Sächsische Armee in die unglaublich unglückliche Umstände gekommen, denen Generals beygemessen hat, der wird hoffentlich durch gegenwärtigen Bericht des Gegentheils überzeuget seyn worden.

Inzwischen hat diese Begebenheit in der Welt ein so grosses Auffsehen gemacht, und zu vielen Meynungen Gelegenheit gegeben, unter welchen sich noch viele finden, welche davor halten, daß die Herrn Generals dem ohngeachtet hätten angreiffen, und wann es nicht geglücket, sich alsdann zu Kriegesgefangenen ergeben, oder da die Fehlschlagung des Desseins beynahe voraus zu sehen war, und wider Verschulden ihrer Honneurs leichte Gefahr dabey lief, um ihre Dimission anhalten, und die fernere Ausführung dem Graf von Brühl überlassen sollen. Allein im ersten Fall weiß ich nicht, wie man die Menschenliebe so gar vergessen, und einen Soldaten, der doch das allerwenigste vor seine Dienste erhält, vor ein geringeres Geschöpffe als andere halten kan; Indem dieser nur da, daß er ohne Nutzen todt geschossen werden soll. Ich habe vorher gesagt: Daß die Sachen in diesen Umständen bis zur grösten Unmöglichkeit getrieben werden musten, und solte ich wohl meynen, da Menschen und Vieh vor Hunger umfielen, und der Feind überlegen war, daß die Unmöglichkeit groß genug gewesen. Was würde die Welt gesaget haben: Da der Graf von Brühl die Armee in Hungers-Noth gebracht, sie hernach der Herr Feldmarschall Graf von Rutowsky ins Gelag hinein hätte todt schmeissen, und vollends vor Hunger wollen umkommen lassen, würde nicht ein jeder gedacht haben, daß man in Sachsen am hitzigen Fieber laborirte.

Der Graf von Brühl hätte gern zu Rettung seiner Ehre die Hand voll Menschen vollends aufopfern lassen; Als man ihm aber sagen ließ, daß er nur auf die Ebenheit kommen, und als ein tapfferer General den Angrif commandiren möchte, hat er sich nicht wieder gemeldet, sondern blieb nur von der schönen Aussicht zu profitiren auf dem Königstein, und da war er sicher genug. Im andern Fall würde dieses von denen Generals wohl der grösseste Undank gewesen seyn, wann sie ihren König in einer solchen Noth, die niemanden als lediglich dem Grafen von Brühl zugeschrieben werden kan, ohne die Befreyung aufs äusserste getrieben zu sehen, verlassen hätten. Au contraire, ein jeder muß ihre Standhaftigkeit, in Leistung ihrer getreuen Dienste, in dem allerelendesten Zustande, in welcher eine Armee nur seyn kan, Achtungswürdig halten; Angesehen sie dem Feinde durch die elendeste Passagen entgegen gegangen, und die Unternehmung so weit getrieben, bis die Unmöglichkeit zu agiren jedem Musquetier vor Augen lag. Wann sie aber gar keine Probe zur Befreyung gemacht hätte, und gar nicht aus dem Lager zu bringen gewesen wäre, so wäre sie allerdings straffällig.

Uebrigens ist mit grossen Erstaunen in denen öffentlichen Zeitungen zu lesen gewesen; Da Se. Majestät die Hungers-Noth der Armee, welche sich von

Tag zu Tag vergrössert, mit weinenden Augen angesehen, und auch v n Höchstdenenselben bis zuletzt dependiret, einen ausdrücklichen und absoluten Befehl, mit dem Feinde zu schlagen, zu ertheilen, daß ein ganz Corpus Generals, die weder die Hungers-Noth verursachet, noch gewust haben, warum man sie ins Lager geführet, und wie lange sie allda bleiben solten, dem ohngeachtet in allen erforderlichen ihr möglichstes gethan, dennoch ohne ihnen die Gerechtigkeit sie vorher zu ehren wiederfahren zu lassen, durch Briefe an auswärtige Höfe als Verzagte und Unbeherzte, und als Leute, die ihr Devoir nicht gethan, abgemahlet wurden.

Se. Königliche Majestät sind zu einem solchen Verfahren viel zu gerecht, dahero dann auch nicht zu glauben, daß ein dergleichen Schreiben nach Petersburg Höchstdieselben wissentlich unterschrieben haben werden.

Man stelle sich zu mehrerer Ueberlegung alles dessen dabey vor, daß der Graf von Brühl durch seine verdammte Schmeicheleyen so viele Gewalt zu gewinnen gewust, daß er ohne Wissen Sr. Majestät das Land ausgesogen, zur Prostitution seines Königes, aber wegen seines eigenen Interesse, eine

Armee reduciret, das Land mit unermeßlichen Schulden überhäufft, keinem Menschen, der nur in Königlichen Diensten stehet, von einer Zeit zur andern ihre Besoldungen nicht nur nicht geben, sondern endlich mit Papiere bezahlen lassen. Ferner nach seiner wissentlich verrathenen Correspondenz, wodurch er einen so mächtigen Nachbar in Harnisch zu bringen Gelegenheit gegeben; Dennoch die Armee ohne Provision und Geld ins Lager führte, und gar einschliessen ließ; Desgleichen seinen Gnädigsten Herrn zu aller Zeit, es gienge die Retirade nach Böhmen glücklich oder unglücklich von statten, in die Umstände setzet, seine Erbländer und Königliche hohe Familie mit dem Rücken anzusehen; So ist um so viel eher zu glauben, daß er um sich vor der Welt aus der Schande zu reissen, kein Bedenken getragen haben wird, durch ein dergleichen Schreiben, als wozu noch weniger Verwegenheit gehöret, die Honneur eines so ansehnlichen Corps Officiers und Generals dafür aufzuopfern.

Mit dieser Wahrheit könnte ich zwar schliessen; Da ich mich aber erinnere vorher gesagt zu haben, daß der Abmarsch der Sächsischen Armee über die Ebenheit der sicherste und leichteste gewesen, so sehe mich auch verbunden, mich hierin deutlicher zu erklären, in Betrachtung daß der ganzen Welt bekandt ist, daß die Sachsen mit verhungerten Menschen

und Pferden bis auf die Ebenheit die erstaunlichste Passage paßiret, so verhoffe um desto eher von einem jeden den Beyfall zu erhalten, daß also alles, was sich die Sachsen gegen den Feldmarschall von Broune auszuführen anheischig gemacht, von einer lebhaften Armee an Mann und Pferden um desto eher hätte bewerkstelliget werden können. Gesetzt also, es wäre das Lager wenigstens auf 3 Monathe mit Vivres versehen gewesen, und überhaupt alles, was dazu gehöret, in der besten Bereitschaft gestanden, so wüste ich nicht, wer es denen redlichen Sachsen hätte verwehren wollen, den König von Preussen auf die Art, als man sich imaginiret gehabt, von einer Neutralität vorzureden.

Wollte es derselbe von wegen der Bewegung Anno 1744. oder wegen derer in Händen habenden Briefe in Zweiffel ziehen, so könte man in Ansehung seiner Bloquade, bey genugsamen Vorrath in einer so vortheilhaften postirten Gegend-Lagen, und vielleicht eher raisonnable Bedingungen ertrotzen. Solte aber auch letzteres fehl schlagen, so war es allemahl noch Zeit genug, nach einem mit dem Feldmarschall von Broune verabredeten Plan und Zurücklassung derer etwa noch übrigen Vorräthe auf dem Königstein, einen plötzlichen und unvermutheten Ausmarsch über die Ebenheit, wo folglich einen jeden auf 24. Stun-

Stunden Lebensmittel mitgegeben werden konnten, nach Böhmen zu unternehmen. Da nun die Erfahrung zum öfftern gelehret, daß eine Brücke mit denen blechernen Pontons über einen dergleichen Fluß in kurzer Zeit geschlagen worden, so wird ein jeder sich um so viel eher überzeuget finden, daß die Sachsen in einer Zeit von 12. Stunden an den Flecke, wo sie das Verhauen ergreiffen sollten, sich hätten befinden können.

Jetzt betrachten sie den Feind, welcher sich zu verstärken keine Zeit genommen, mit dem Feldmarschall von Broune auf das unvermutheste zwischen zwey Feuer, wo sie nicht anders als ihn über den Haufen werfen, und eine freye Passage nach Böhmen erhalten musten. In Ansehung nun, daß bloß der Hunger die Unternehmung und Ausführung des Dessens verhindert hat, und die Herren Generals in letzterer Zeit, so wohl in Pohlen, Ungarn und Böhmen, als bey Striegau und Kesseldorf gezeiget, daß sie die Händ nicht in Schub-Sack gestecket, sondern sich allezeit als brave Soldaten, wovon die Wahlstätte Zeugen gewesen, gegen den Feind bewiesen haben, so wüste ich um desto weniger eine Ursach zu finden, warum sich jetzt auf einmahl die Courage hätte verlohren haben sollen. Ob aber die Herrn Generals auf diese Art prostituiret zu werden verdienet haben, das will ich dem Urtheil der ganzen vernünfti-

gen

gen Welt, so nicht mit Vorurtheile eingenommen, gänzlich überlassen. Hiernächst, als der Herr Feldmarschall Graf von Rutowsky diesen Articul in öffentlichen Zeitungen gelesen, hat er unter den Beyfall aller Generals an den Graf von Brühl geschrieben, und ihm seine Meynung darüber, ob zwar höflich doch sehr nachdrücklich zu erkennen gegeben, desgleichen um ein Krieges Recht von Handwerks-Verständigen gebeten. Man überlege aber die Verlegenheit, in welcher der Graf von Brühl bey seinem grossen Glück, von einer Zeit zur andern gesetzt wird. Die ganze Welt legt ihm, und zwar mit Recht den Ruin Sachsens bey. Er will vor unschuldig gehalten seyn, wie soll er dieses anfangen?

Jetzt fällt es ihm ein: Er schreibet einen Brief an den Petersburger Hof, in welchen er seine begangene Fehler denen Generals zur Last leget: Gleichwol soll der Brief, laut seiner Wiederruffung, nicht weiter bekandt werden. Nunmehro gehen ihm die Herrn Generals zu Leibe. Was soll er nun anfangen? Es folgt hierauf eine Wiederrufung, die mehr Furcht als Verstand zum Grunde hat. Dann da das Schreiben mit Sr. Königlichen Majestät Unterschrifft nach Petersburg geschickt worden, warum ist dieses in denen Zeitungen wiederruffen, und warum ist es nicht auch andern Höfen bekandt gemacht worden? Bald dürffte man auf die

Ge-

Gedanken kommen, als ob letzteres vor das allereinfältigste gehalten werden könnte.

Daß also Ihro Majestät das Schreiben nach Petersburg nicht mit Wissen unterschrieben haben, das beweiset die Wiederruffung. Dann gesetzt der König hat würklich gefunden, daß seine Generals wegen ihres Verhaltens strafbar wären, so könte es denselben einerley seyn, ob die Prostitution vor der ganzen Welt ein Jahr eher oder später gemacht worden wäre, und würde dahero an nichts weniger, als an eine Wiederruffung, als wodurch sie sich selbst, einer unüberlegten Handlung verdächtig machten, auf keine Weise gedacht haben. Es ist also nichts gewissers, als daß der Graf von Brühl der Welt ein Stückchen aus seiner Staats-Kunst-Tasche hat zeigen wollen. Da man aber denselben mehr Verstand zugetrauet, als er würklich besaß, bloß um nur ihm zu gefallen, die grössesten Ungerechtigkeiten verstattete, und selbst Land und Leute aufopfern halff; Desgleichen um aber einen Titul oder Pension zu erhalten, alles vor wohlgethan ansahe, und dabey selbst seinen Verstand verlohr, so ist wohl kein Wunder, daß der Graf von Brühl so keck worden, der ganzen vernünftigen Welt eben als seinen Geistern, die ihm in allen blindlings Glauben beygeleget, durch sein Hirn-Gespenste etwas weiß zu machen. Man gebe aber nur dem vernünftigen Publico

lico, welches ernstlich denket die Erlaubniß über die Handlungen eines Staats-Ministers frey zu raisonniren, so wird Sachsen den Nutzen davon haben, daß endlich wie in Engelland und Frankreich ein Pitt und Maupeau an den Ruder der Regierung sitzen werden.

Schließlich hat ein jeder treuer Sachse zu beten, daß es nach gegenwärtiger Drangsal nicht mehr heissen möge:

Sicut erat in Principio.

* * * *
* * *
*

Schreiben

an das

Publicum

von dem

Verfasser der Briefe,

so unter dem Titul:

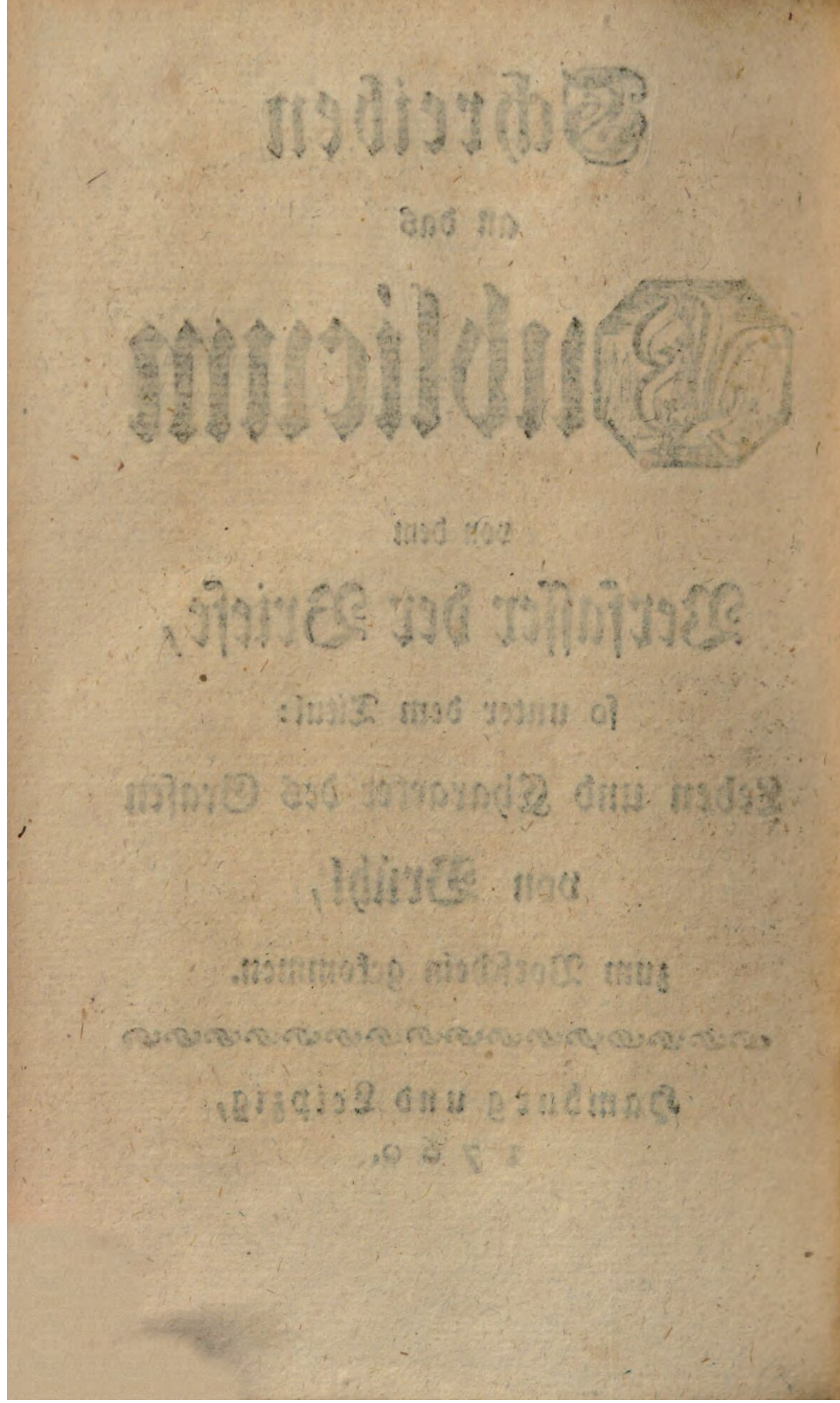
Leben und Character des Grafen

von Brühl,

zum Vorschein gekommen.

Hamburg und Leipzig,

1760.



Geehrtestes Publicum!

Die Vorsehung scheinet mich durch einen ausserordentlichen Wink zu dem eben nicht sehr einträglichen Amte eines Schriftstellers berufen zu haben, das aber, wie ich nunmehr einzusehen anfange, sich vor meine Gedenkens- und Lebens-Art am besten schickt. Indem ich also diesen Wink der Vorsehung folge; so finde ich vor nöthig, mich vor allen Dingen bey dir, geehrtes Publicum, als dem mächtigen und unumschränkten Rich-

ter aller Schriftsteller durch dieses Schreiben bestens einzuschmeicheln.

Ich habe, zu Verkürzung einsamer Stunden, einem meiner Herzensfreunde das Betragen des Königl. Pohlnischen Premier-Ministers, Grafen von Brühl, in vertraulichen Briefen entworfen; und ich kann heilig versichern, daß ich die Feder nicht in der Absicht angesetzet habe, diese Briefe heraus zu geben; ob es mir gleich nicht zuwider gewesen wäre, wenn diese Briefe dereinst der Nachwelt bekannt geworden wären. Allein, da sie durch besondere Zufälle dennoch im Druck erschienen sind; so sehe ich mich genöthiget, diese Briefe zu rechtfertigen; weil ich doch einmal deren Verfasser bin.

Meine Briefe waren nicht so bald im Druck erschienen, als ich mir vorsetzte, den zweyten Theil des Brühlischen Lebens selbst heraus zu geben; und ich war Willens, die Rechtfertigung der ersten 8 Briefe bis in die Vorrede des zweyten Theiles zu verspahren. Zu dem Ende begnügte ich mich, das hiernächst folgende Schreiben an meinen Herausgeber zu entwerfen, um es entweder an die Post-

Sta-

***

Station, wo ich meinen Herausgeber vermuthete, geschrieben abzusenden, oder es auch drucken zu lassen. Allein, ich hatte diesen Brief kaum geschrieben, als ich in denen Zeitungen las, wie grimmig man meinen Briefen in Hamburg begegnet sey. Dieses bewegte mich also, geehrtestes Publicum, keinen Augenblick zu säumen, dieses Schreiben an dich abgehen zu lassen. Ich werde erst den entworfenen Brief an meinen Herausgeber einrücken, und sodann werde ich dich mit allerley nützlichen und zur Sache nöthigen Betrachtungen beschenken.

§ § § § §
§ § §
§ §
§

Schreiben

An den Postschreiber, den Herausgeber des so genannten Brühlischen Lebens.

Mein Herr!

Ich würde vermuthlich eine sehr vergebliche Arbeit unternehmen, wenn ich ihnen das Unrecht weitläuftig zu Gemüthe führen wollte, das sie mir durch Herausgabe meiner Briefe erwiesen haben, die gar nicht bestimmt waren, daß sie der Welt vor Augen geleget werden sollten. Sie scheinen mir über alle die kleinen Bedenklichkeiten, die sie sich über die Eröfnung meiner Briefe, und über die Herausgabe eines freundschaftlichen Briefwechsels, worüber sie gar kein Recht hatten, hätten machen sollen, weit erhaben zu seyn. Vermuthlich würden sie zu allen Gründen lachen, die ich ihnen darüber vorstellen könnte; und sie würden sich immer einbilden, daß sie einen recht klugen Staats-Streich gespielet hätten.

Seyn sie versichert, mein Herr, daß ich Ihnen Recht wiederfahren lasse. Ich sehe

alle

alle die grossen Gaben ein, die sie zur Staats-Klugheit haben; und ich will ihnen so gar gestehen, daß ich glaube, sie könnten mit aller Anständigkeit und Würdigkeit eben so gut die Stelle eines Staats-Ministers bekleiden, als sie das heimtückische Glück zu Verwaltung einer Postschreiber Stelle bestimmet hat. Die feinste Staats-Klugheit, wie man sie jetzt und zu allen Zeiten in der Welt ausgeübet hat, wenn man sie genau zergliedert, bestehet bloß darinnen, daß man sich, eben wie sie, mein Herr, über die kleinen Bedenklichkeiten von Billigkeit und Gerechtigkeit hinweg setzet. Ist es nicht wahr, mein Herr, sie würden, wenn sie Staats-Minister gewesen wären, eben so wenig Bedenklichkeit gefunden haben einen Sinclair ermorden zu lassen, um sich seiner geheimen Briefschaften zu bemächtigen, als wenig es ihnen bedenklich geschienen hat, meine Briefe zu eröfnen?

Jedoch, ich schreibe gar nicht deshalb, daß ich unnütze Klagen und Beschwerden über sie führen will, die nunmehr nichts helfen können, da ihr kluger Streich, wie sie ihn zu nennen belieben, einmal geschehen ist. Die Ursache, welche mich dieses Schreiben an sie abzulassen beweget, ist das Versprechen,

das sie in ihren Vorbericht thun, einen zweyten Theil von dem Brühlischen Leben heraus zu geben; und über diesen Punct muß ich etwas ausführlich mit ihnen reden.

Sie sagen in ihrem den 24. August dadirten Vorbericht, daß sie bereits von meinem weiter fortgesetzten Briefwechsel drey Briefe in Händen haben. Geben sie einmal der Wahrheit die Ehre, und gestehen sie, daß dieses nicht wahr ist. Sie hatten den 24. August nicht mehr als zwey Briefe in Händen; sie rechneten aber auf den, welcher nach dem Laufe meines Briefwechsels den 25. August auf ihrer Station eintreffen sollte, und glaubten, daß sie denselben schon so gut als in Händen hätten; weil in dem vorhergehenden Briefe nichts von einer Verhinterung bemerket war, die mich hätte abhalten können, zu schreiben. Allein, wie sehr werden sie sich betrogen haben, als der Brief, den sie am 25. August in die Hände bekamen, weiter nichts in sich enthielt, als die Nachricht, daß ich eine eilige Reise nach * * * thun müste, um daselbst meinen viele Jahre abwesenden Bruder zu sprechen, der in Geschäften seines Hofes daselbst durchreisen würde.

Ich war eben in Leipzig auf der Rückreise von dieser Unterredung, als die Exemplarien von ihrem Commißionair daselbst ankamen; und nun können sie leicht die Ursache einsehen, warum ich hernach in meinen Briefwechsel nicht fortgefahren habe. Ich habe Gelegenheit gehabt, alle Bewegungen mit anzusehen, die daselbst über ihre Edition entstanden, und wie man erst alle Exemplarien wegnahm, und sie doch hernach denen Buchhändlern wieder in das Haus schickte. So äusserst verdrießlich mir ihr kluger Streich war; so habe ich doch von Herzen lachen müssen, da der eine Theil diesen, und der andere jenen zum Verfasser angab, ohne daß sich jemand einfallen ließ, daß der rechte Verfasser damals in ihren Mauren wäre.

Vielleicht werden sie selbst der Meinung seyn, daß die zwey Briefe, die sie in Händen haben, nicht als ein zweyter Theil gedruckt werden können; und wenn sie aus ihrem Gehirne etwas hinzu schmieden wollten, um etwas heraus zu geben, das einen zweyten Theil vorstellen könnte; so würde die Welt nicht allein den Unterschied bald einsehen; sondern ich würde ihnen öffentlich widerspre-

chen, und die Wechselbälge verläugnen, die sie mir unterschieben wollten. Ja ich würde noch andre Mittel finden, ihnen diese Verwegenheit gereuend zu machen.

Damit sie sich aber das Vorhaben von einem zweyten Theile durchaus vergehen lassen; so melde ich ihnen, daß ich mich entschlossen habe, diesen zweyten Theil selbst heraus zu geben; und sie würden sich dannenhero auf alle Art, wie sie etwan die zwey in Händen habenden Briefe zu nutzen gedächten, vergebliche Mühe machen. So viel habe ich Ihnen zu sagen gehabt. Ich bin ꝛc.

H * *

den 26. Septembr.

1760.

Ich wende mich nunmehr wieder zu dir schätzbares Publicum. Ohngeachtet ich mit dem vermeinten klugen Streiche des Herrn Post-Schreibers in Edirung meiner Briefe sehr übel zufrieden gewesen bin; so versichere ich doch nunmehr, daß in meinen Briefen nichts ist, welches mich gereuete, es geschrieben zu haben. Vielmehr, da es das Schicksal so gefüget hat, daß die vertrauten Eröfnungen, die nur vor einen Herzens-Freund bestimmt waren, der Welt mitgetheilet worden sind; so glaube ich, daß es der Wille der Vorsehung gewesen ist, sich meiner Feder zu bedienen, um die beleidigte und unterdrückte Menschheit gegen einen Mann zu rächen, welcher durch seine Handlungen nicht den geringsten Betracht davor zu erkennen giebt.

Eine der unseeligsten Quellen unaussprechlichen Unglücks, Elend und Jammers der bürgerlichen Gesellschaften, ist zu allen Zeiten das Betragen der meisten Staats-Bedienten gewesen. Man durchgehe die ganze Geschichte, sie ist nichts als ein Zusammenhang von Unglückseeligkeiten, welche die Völker erlitten haben; man gehe bis auf die Quel-

le

le und den Grund dieser Unglückseeligkeiten; und sie ist allemal in denen Staatsbedienten zu finden. Ihre und ihrer Familien unmäßige Bereicherungen und Erhebungen, die Vergnügungen ihrer Leidenschaften und Lüste, die Befriedigungen ihres Hochmuths, ihrer Herrschsucht, ihrer Verschwendungen, das ist allemal die Hauptabsicht der meisten Staats-Bedienten in der ganzen Geschichte gewesen, und dieser ihrer Hauptabsicht haben sie die Wohlfarth des Staats, und die Glückseeligkeit der Unterthanen nur gar zu oft aufgeopfert.

Es würde ein sehr lehrreiches Werk werden, wenn jemand nur die Kriege, welche die unglücklichsten Folgen vor die Völker gehabt haben, aus der Geschichte zusammen tragen wollte, welche die Lieblinge und Staats-Bedienten der Regenten, wegen ihrer Herrschsucht und Ehrgeitzes, wegen ihrer Bereicherungen und Nebenabsichten, und aus Intriguen und Cabalen erreget haben. Wie viel Gutes zur Wohlfarth der Staaten haben sie nicht ihrer Nebenabsichten halber unterlassen, und wie viel Böses haben sie nicht ihrer kleinen, elenden Vortheile halber angerichtet!

Was

Was ist in der Geschichte und dem Welt-Laufe gewöhnlicher, als das man die unwürdigsten und boshaftigsten Menschen, wenn sie nur niederträchtige Schmeichler und Speichel-Lecker abgeben, zum Nachtheil des Staats erhoben, und die würdigsten und Verdienst vollesten Männer zurück gesetzet, und verfolget siehet; wenn sie keine Schmeichler abgeben, oder sich denen Vortheilen und Absichten der Günstlinge widersetzen.

Wenn man billig seyn will; so muß man fast allen Regenten eine wahre Absicht und Verlangen zutrauen, ihre Unterthanen glücklich zu machen. Sie befinden sich in einen solchen Zustand und Zusammenhang gesetzet, daß sie gar wenig Ursache und Veranlassung haben können, die Wohlfarth ihrer Völker gewissen Nebenabsichten aufzuopfern. Wenn sie auch nur geringe Einsicht haben; so begreifen sie doch gar leicht, daß ihre eigne und ihre Familien Wohlfarth, mit der Glückseeligkeit ihres Volkes, den allergenauesten Zusammenhang hat.

Allein, ganz anders verhält es sich mit denen Günstlingen und Staats-Bedienten.

Der-

Derjenige, welcher eine solche Stelle bekleidet, muß einen sehr edlen Character haben, wenn er nicht die zeitige Gunst des Glückes, die ihm eine solche Stelle zuwendet, hauptsächlich zu seiner Familie Bereicherung und Erhebung anwendet, ohne auf die Wohlfarth des Staats und der Unterthanen einen andern als blos scheinbaren Betracht zu machen; weil dieser Schein nöthig ist, um sich in seinen Posten zu erhalten. Dasjenige Beyspiel, was im Evangelio von dem guten Hirten und denen Miethlingen, denen die Heerde nicht eigen ist, aufgeführet wird, scheinet recht eigentlich auf die Regenten und die meisten Günstlinge und Staats-Bedienten gemacht zu seyn. Um aber die Angelegenheiten des Staats zu ihren und zu ihrer Familie Erhebung und Bereicherung einzurichten, werden die allerlistigsten und boshaftigsten Cabalen und Intriguen gespielet, damit der Regent wegen seines und seines Volkes wahren Nutzen hintergangen und verblendet werde; so daß man einen jeden Regenten, dessen Regierung vor sein Volk unglücklich ist, eher beklagen, als verdammen muß.

Wie, sollte denn gar kein Mittel vorhanden seyn, diese Quelle des Unglücks vor die Völ-

Völker zu verstopfen? Sollten die vernünftigsten und erleuchtesten Zeiten ohne alle Hülfsmittel geschehen lassen müssen, daß die Wohlfarth der Völker nur gar zu oft denen Nebenabsichten der Günstlinge und Staats-Bedienten aufgeopfert wird? Meines Erachtens ist nur ein einziges Hülfsmittel vorhanden. Dieses ist, daß das Betragen und die Handlungen der Staats-Bedienten der strängsten Beurtheilung und Censur unterworfen werden. Wenn die Egyptier ein scharfes Gericht über die Handlungen der Verstorbenen angeordnet hatten; wenn in China ein Collegium der Geschichte ist, welches die guten und bösen Handlungen der Kayser mit einer grossen Unpartheylichkeit aufzeichnet; so wären dergleichen Einrichtungen hauptsächlich in Ansehung der Staats-Bedienten nothwendig.

Da wir aber dergleichen Einrichtungen sobald noch nicht hoffen dürfen; so glaube ich vor das Beste und die Glückseeligkeit aller bürgerlichen Gesellschaften zu arbeiten, wenn ich die Handlungen eines Ministers nach der Wahrheit in aller Strenge beurtheile, welcher die Wohlfarth eines ganzen Volkes sei-

ner unermeßlichen Verschwendungen, Bereicherungen und Leidenschaften halber mehr ausser Augen gesetzet hat, als mir sonst in der ganzen Geschichte ein Beyspiel bekannt ist.

Wenn ich wirklich meine Briefe in der Absicht geschrieben hätte, solche bekannt zu machen; so würdest du, werthes Publicum in allen Landen, und von allen Sprachen und Zungen, mir desto mehr Erkenntlichkeit schuldig seyn. Ich würde bloß zu deinem Besten geschrieben haben; und ich verdiente, daß du mich als deinen Favorit-Schriftsteller betrachtetest. Ich würde im Grunde nichts als dein Concipiste seyn, der dasjenige zu Papiere brächte, was du täglich denkest und mündlich sagest. Der Unterschied ist nur, daß diejenigen, die sich zu deinen äussersten Nachtheil bereichern und erheben, sich einen so dicken Pelz angeschaffet haben, daß sie alle deine Reden und Urtheile weder fühlen, noch im geringsten darauf achten. Aber, wenn deine Urtheile durch die glückliche Erfindung der Drucker-Presse geschärfet sind, da tringen sie durch, da werden sie gefühlet; da ist man gleich mit Feuer und Block darhinter her. Du siehest also, wie vortheilhaftig es vor dich ist, gute

Con-

Concipisten zu haben. Ich werde künftig allen Fleiß anwenden, mich in dieser Stelle deiner Gunst würdig zu machen.

So viel ist wohl gewiß, daß es um dich, geehrtes Publicum, in allen Landen viel besser stehen würde; wenn alle Reiche und Staaten nichts als vollkommen redliche und uneigennützige Minister hätten; und ich hoffe deinen Beyfall zu erhalten, daß es allerdings seine Wirkung haben muß, wenn man denenjenigen, welche die Wohlfarth der Völker auf eine gar zu grobe Art ausser Augen setzen, die Wahrheit öffentlich und ohne Heucheley sagt. Ich kenne verschiedene vollkommen uneigennützige und vor die Wohlfarth des Staats so eifrig gesinnte Minister, daß sie eher von ihrem eigenen Vermögen etwas zum gemeinschaftlichen Besten verwenden, als daß sie sich im geringsten zu bereichern suchen. Wohlan! wir wollen diesen zu seiner Zeit Recht wiederfahren lassen. Aber, wir wollen auch diejenigen mit den Waffen der Wahrheit verfolgen, die in allen ihren Handlungen nicht das Wohl der Völker, sondern nur eine stinkende Bereicherungs-Begierde zu er-

kennen geben. Ich werde künftig aus dieser mir ein eigenes Geschäfte machen; und ich werde zu deinem Besten, geehrtes Publicum, alle lehrreichen und warnenden Beyspiele von Staats-Bedienten aus der Geschichte, in einem besondern Werke aufzuführen suchen.

Vielleicht giebt es Leute, welche glauben, daß ich bey diesem Verhaben, wegen des Besten der bürgerlichen Gesellschaften, mein eigenes Bestes auser Augen setze; weil vielleicht mein wahrer Nahme entdecket werden könnte. Allein, billiger Weise sollte man eben daraus schlüssen, daß meine Menschen-Liebe und mein Eifer vor die Wohlfarth meiner Neben-Menschen sehr groß seyn müsse. Unterdessen bin ich über mein Schicksal überaus ruhig. Wenn mich ein andrer als ein Angriff der Feder berechtigte, eine andere Art von Macht anzuwenden; so würde ich vielleicht ein ganz besonderes Beyspiel zum Nutzen der Völker zuwege bringen können.

Da ich, seit dem meine Briefe heraus gegeben worden sind, beständig auf Reisen gewesen

wesen bin; so habe ich das Vergnügen gehabt, in vielen Städten, sowohl von der einen als andern kriegenden Parthey, eine Menge Urtheile von meinen Briefen anzuhören, die desto freyer und unverstellter gewesen sind: da sich noch niemand in der Welt hat einfallen lassen, mich als deren Urheber in Verdacht zu haben. Es hat zu meiner grossen Zufriedenheit gereichet: daß ich auch nicht einen einzigen Menschen gefunden habe, welcher geglaubt hätte, daß dem Herrn Grafen von Brühl zu viel und Unrecht geschehen wäre. Allein, ich habe verschiedene, so wohl von der einen, als der andern Parthey gehöret, welche geglaubt haben, daß der Urheber dieser Briefe mehr Ehrerbietung vor das Sächsische Haus hätte haben sollen; und das ist ein anderer Punct, wertheftes Publicum, den ich etwas ausführlicher betrachten muß, um mich gegen diese Beschuldigung zu rechtfertigen.

Alles, was ich von denen Vorfahren Sr. jetztregierenden Königl. Majestät von Pohlen, und denen ehemaligen Sächsischen Ministern geschrieben habe, sind gar zu bekannte Dinge, als daß deren Wahrheit geläugnet

werden könnte; und was noch mehr ist, sie beruhen auf den Nachrichten einer Menge von Schriftstellern, deren Bücher frey und öffentlich in Leipzig und den ganzen Sächsischen Landen verkaufet werden. Man fordere mich auf, was man darunter bewiesen haben will; so will ich die eigenen Worte aus solchen Büchern anführen, die entweder gar mit Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegio gedruckt, oder doch in allen Buchläden in Leipzig zu haben sind. Es wäre aber sehr sonderbar, wenn man mir in einem andern Lande übel nehmen wollte, daß ich dasjenige auf einen Bogen zusammen schreibe, was sich in zwanzig oder dreyßig Büchern zerstreuet findet, die aber doch alle in Sachsen selbst frey und öffentlich verkaufet werden.

Was aber Se. jetzt regierende Majestät von Pohlen anbetrifft; so habe ich bey wiederhohlter Durchlesung der gedruckten Briefe nicht das geringste finden können, was die Ehrerbietung gegen diesen Monarchen verletzte. Ich habe dem gütigen und vortreflichen Herzen dieses Königes Recht wiederfahren lassen. Alle meine Abschilderungen und Nachrichten von dem Grafen von Brühl laufen dahin aus, daß er den besten und gütig-

sten

sten Regenten, welcher die Wohlfarth seiner Unterthanen von Herzen wünschet, auf die listigste Art hintergehet. Kann dieses wohl Sr. Königl. Majestät von Pohlen nachtheilig seyn? Zu welcher Zeit ist es vor eine Verletzung der Ehrerbietung gehalten worden, wenn man von einem Fürsten saget, daß er hintergangen wird? Nicht einmal von dem Verstande eines Regenten kann man daraus ein nachtheiliges Urtheil fällen. Denn die Hintergehungen können so listig seyn, daß sie der weiseste nicht einsehen kan, wie ich dieses von denen Umständen des Sächsischen Hofes, und denen nur allzu listigen Einfädelungen des Grafen von Brühl ausdrücklich versichert habe. Folglich hat auch diese Beschuldigung von dieser Seite nicht den geringsten Grund.

Aber es ist doch viel wider einen angesehenen Minister also zu schreiben. Diesen Einwurf hat man in dem Munde vieler Thoren gehöret. Man hat sie gefraget, was sie denn glaubten, daß in diesen Nachrichten nicht wahr wäre. Sie haben gesaget, es sey alles wahr; und dennoch haben sie hinzu gesetzet, aber es sey doch viel. Diesen blödsinnigen zu Gefallen

muß ich demnach etwas ausführlicher zeigen, daß es kein Verbrechen ist, wenn ein Unterthan eines andern Fürsten einen Minister; der nicht der Staats-Bediente seines Herrn ist, in seiner natürlichen Gestalt schildert.

Wir haben Reichs-Gesetze, daß es vor ein Crimen læsæ Majestatis zu achten sey, wenn jemand einen Churfürsten des Reichs, wenn er auch nicht sein Landesherr ist, mit groben Beleidigungen angreift. Nach diesen Reichs-Gesetzen hätte der Verfasser des Schreibens eines Schweitzers, und so viel andere Verfasser der schändlichsten Schmähschriften wider Se. Königliche Majestät von Preussen, als Majestäts-Schänder bestrafet werden müssen. Man hat sie aber auf das vollkommenste begünstiget gesehen, und die Oesterrichischen und Sächsischen Gesandten in Regenspurg und andrer Orten, haben diese Schmähschriften selbst ausgebreitet.

Man mag alle Reichs-Gesetze durchgehen; aber man wird kein einziges finden, daß es

ein

ein Crimen læsæ Majestatis sey, den Minister eines Churfürsten zu beleidigen. Wenn ich also auch als der Verfasser des Brühlischen Lebens bekannt wäre, und man wollte in meinem Lande nach der höchsten Stränge der Rechte mit mir verfahren; so könnte man mich nicht anders als injuriarum halber auf vorhergehende ordentliche Klage des Herrn Grafen von Brühl bestrafen, im Fall ich nicht alles, was ich geschrieben hätte, vollkommen rechtlich beweisen könnte; und mich deucht vor einer Injurien-Klage des Herrn Grafen von Brühl kann ich ganz sicher schlafen.

Es ist wahr, die Gesetze in dem Corpore juris halten es gleichfalls vor ein Crimen læsæ Majestatis, wenn ein Unterthan die Staats-Bedienten seines Fürsten auf irgend eine Art beleidiget. Aber ich bin weder ein Pohlnischer noch Sächsischer Unterthan; und diese Gesetze treffen mich also gleichfalls nicht.

Was aber noch mehr ist, diese Gesetze, in so fern sie die Beleidigungen eines Unterthanes

thanes gegen die Staats-Bedienten seines Fürsten als ein Crimen læsæ Majestatis ansehen, sind die aller ungerechtesten, die wir in dem Corpore juris haben. Sie sind recht darzu erfunden, denen Unterdrückungen der Unterthanen das letzte Hülfsmittel sich vor der Welt zu beklagen, abzuschneiden, und denen Ungerechtigkeiten und Tyraneyen der Staats-Bedienten und Günstlingen allen Zaum abzunehmen.

Lasset uns doch hören, was der Herr von Montesquiou, dieser weise Kenner guter Gesetze im 12 Buch, Cap. 8. seines Werkes von denen Gesetzen, von diesen Gesetzen urtheilen. „Ein ander Gesetz hatte die Erklährung gethan, daß die, welche etwas wider die Staats-Bedienten und Befehlshaber der Fürsten vornehmen, eben sowohl „Verbrecher der beleidigten Majestät wären, „als wenn sie etwas wider den Fürsten selbst „unternommen hätten. Wir haben dieses „Gesetz zween Fürsten (Arcadius und Honorius) zu danken, deren Schwachheit in „der Historie berühmt ist. Zween Fürsten, „welche von ihren Ministern regieret wurden,

„wie

„wie die Heerden von ihren Hirten geleitet „werden. Zween Fürsten, welche Sclaven „im Pallaste, Kinder im Rathe, Fremde „bey denen Krieges-Heeren waren, wel„che die Regierung nur behielten, weil sie „solche täglich andern überliessen.„ Wir wollen nicht die ganze Stelle abschreiben. Man siehet hieraus schon das Urtheil des Herrn von Montesquiou von diesem Gesetze, das er endlich mit diesen Worten beschlüsset: Wenn die Knechtschaft selbst auf Erden käme; so könnte sie nicht anders reden.

Was muß also wohl die Ursache gewesen seyn, daß man in Hamburg wider meine unschuldigen Briefe mit Hieb und Brand gewütet hat, die jedoch zu allem Glück so fühllos waren, daß sie nichts davon empfanden? Wenn die Stellen von der Oesterreichischen Grausamkeit in Landshut, und ihren Betragen in Sachsen so gründlich gewesen sind, daß sie an das Herz gegriffen, und einen so grossen Zorn erreget haben; so kann ich mich darüber leicht zufrieden geben. Das gehöret eben so zu denen Oesterreichischen Gesetzen und Feyerlichkeiten des Krieges, als wenn

die Reichsstände, die dessen Absichten nicht beytreten wollen, auf die Acht vorgeladen, oder die Krieges- und Waffen-Verträge durch ein Justitz-Collegium vermeintlich annulliret werden. In diesen Dingen hat Oesterreich ein ganz anderes Recht des Krieges, als alle andere Völker in der Welt, und man kann sich über diese unnützen Ceremonien, die weiter keine Folgen und Wirkungen haben, leicht beruhigen. So viel kann man von dem vernünftigen Magistrat zu Hamburg wohl versichert seyn, daß er ohne höhern Befehl eine so unnütze Ceremonie nicht unternommen haben würde. Die guten Reichsstädte sind es in unsern unseeligen Zeiten hauptsächlich, welche die Oesterreichische Despoterey in aller Stränge empfinden.

Man muß sich billig verwundern, daß es in unsern erleuchteten Zeiten noch Leute giebt, die auf das unnütze und abgeschmackte Verbrennen der Bücher, diese Erfindung der Tyranney des Tiberius, welche die Dummheit barbarischer Zeiten beybehalten hat, noch verfallen können. Was kann man sich wohl vorstellen, dadurch auszurichten? Verbren-

net

net in allen Reichs-Städten hundert und tausend Exemplarien; wenn das Buch sonst beliebt ist, so werdet ihr so viele neue Auflagen und Nachdrucke hervor treten sehen, daß ihr dasselbe nicht vertilgen werdet, wann ihr auch alle eure Geschäfte in Bücher verbrennen bestehen lasset. Wollt ihr dadurch zu erkennen geben, daß euch diese Schrift wehe thut, und daß ihr sie mit sehr feindseeligen Augen ansehet? Ja! wahrhaftig, diese Mühe wäre zu ersparen gewesen; denn das hat schon vorher jederman geglaubt. Wenn ich ein Buch geschrieben hätte, worinnen ich nur einem ernstlichen Tonne zu beweisen, bemühet gewesen wäre, daß das Haus Oesterreich zur erblichen und unumschränkten Regierung über das deutsche Reich berechtiget wäre; so wäre vielleicht nöthig gewesen, durch eine eclatante Handlung zu zeigen, daß man weder Theil, noch Wohlgefallen daran hätte, um die gegenseitigen wiedrigen Auslegungen zu vermeiden. Allein, daß ein Buch, welches unangenehme Wahrheiten sagt, nicht gefällt, das glaubt die ganze Welt ohnedem schon.

Soll vielleicht das Verbrennen ein Schimpf und eine Strafe seyn? O! es sind schon so

viel

viel vortrefliche Bücher in der Welt verbrannt worden, daß diese Handlung nicht einmal ein Vorurtheil wider ein Buch erreget. Soll es eine Rache seyn? Elende und kindische Rache! davon derjenige nichts empfindet, an dem man sich zu rächen gedenket. Ich habe Narren gekennet, welche denen Gemählden ihrer Feinde, oder denen Kupferstichen feindlicher Könige und Feld-Herrn die Augen ausgestochen, oder Nasenstüber gegeben haben. Trefliche Rache! die kaum den Kindern, aber nicht vernünftigen Leuten anständig ist.

Ehegestern gieng ich bey meiner Durchreise durch * * * in einen Buch-Laden. Das erste, was ich liegen sah, war das Brühlische Leben. Ich fragte den Buchhändler, ob dieses Buch starken Abgang hätte? Er antwortete: Es wäre noch nicht genug bekannt, weil er alles Bemühens ohngeachtet, nicht die Erlaubniß hätte erhalten können, solches in die Zeitungen setzen zu lassen. Einen Augenblick darauf brachte man ihm den Altonaischen Mercur. Als er denselben etwas flüchtig durchgesehen hatte; so sagte er: O schön!

Hier

Hier stehet in der Zeitung, daß das Brühlische Leben in Hamburg verbrannt ist. Dank sey es denen, die dieses veranlasset haben! Nun hoffe ich, binnen 8 Tagen wenigstens 200 Stück abzusetzen. So sind die Wirkungen und Folgen von dem Verbrennen beschaffen.

Wenn mein Buch Wahrheiten in sich enthält, die auf eine angenehme Art vorgetragen sind; wenn es aus reinen Absichten geschrieben ist, wenn die Menschen-Liebe und der Eifer vor die Wohlfarth der bürgerlichen Gesellschaften meine Feder geleitet haben; und darüber kannst du, vernünftiges Publicum, und die Nachwelt allein urtheilen; so verbrenne man es noch tausend mal, wenn man sonst einen Zeitvertreib nöthig hat; und dieses Buch wird seinem Urheber dennoch allemal zur Ehre und Verdienst angerechnet werden.

Ich zweifle nicht, wertheſtes Publicum, daß du die Züge eines vor die Wohlfarth der Völ-

Völker eifrig gesinnten Herzens allenthalben in meinen Briefen entdecken wirst. Mein Hauptur theil aber erwarte ich von der Nachwelt. Der Verfasser des Brühlischen Lebens wird nicht unbekannt bleiben; und wenn sie in meinen übrigen Handlungen eine eifrige Bemühung vor das Beste meiner Nebenmenschen findet, wenn sie wahrnimmt, daß mir nichts so verhaßt gewesen ist, als das Elend und die Bedrückungen der Völker; so wird sie auch von dieser Schrift ein geneigtes Urtheil fällen. Ich bin wahrhaftig ꝛc.

H * *

den 29. Sept. 1760.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS S. ANNA IN AUGSBURG

Bio.

Justi

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Justi, Johann Heinrich Gottlob von, 1717-1771

Leben und Character des Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächßl. Premier-Ministre Grafens von Brühl in vertraulichen Briefen entworfen

Bd.: 2

[S.l.] (1761)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 3848
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235938-5
VD18 8033086X-001